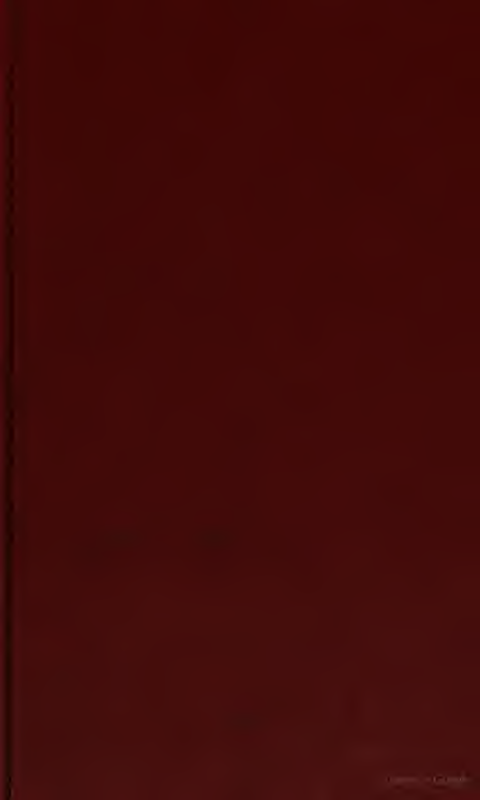



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

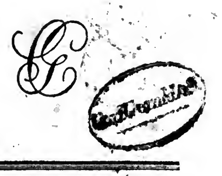


<36622520120015

Ueber den Umgang mit uns selbst.

Von

M. Enk.



Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

1829.

Ueber
den
Umgang mit uns selbst.

Tene ipsum fugis?

Barclay.

Erstes Buch.

1.

Ewig sind wir die Narren von wesenlosen Ideen! ruft im höchsten Unmuth ein französischer Schriftsteller aus; und welcher Idee wir unser Leben auch immer anvertrauen — wir sind betrogen!

Welche Farbe die Entzweyung mit dem Leben auch trage, auf welcher Stufe sie auch stehe — immer ist es dieser Vorwurf, in welchen sie zunächst ausbrechen wird. Immer wird sie zunächst die Klage anstimmen: nirgends entspreche die Wirklichkeit dem täuschenden Schimmer unserer Ideen; nirgends halte uns jene, was dieser uns versprochen habe. Auch im günstigen Falle der Gewährung unserer Wünsche ziehe sie neidisch den besseren Theil von der Erfüllung derselben ab; auch wenn sie unserer Kraft irgend einmahl einen weiteren Spielraum gestatte: geschehe es nur, um die Beschränkung uns desto fühlbarer zu machen. Einklang sey nur in der Idee anzutreffen; in der Wirklichkeit werde er überall von tausend Mißtönen zerrissen, die unser Inneres nur um so tiefer und schmerzlicher verwundeten, je reiner und vollkommner jener Einklang in demselben vorhanden gewesen sey.

In dieser Anklage gegen das Leben begegnen sich jedes sinnliche, wie jedes geistige, und jedes sittliche Streben: und man wird sie wenigstens nicht unbedingt eine ungerechte nennen dürfen. Denn weder dem einen, noch dem andern quellen die Blüthen jemahls so reich hervor, als die Knospe sie versprach; und wie herrlich sie auch duften, wie hell ihre Farben auch glänzen mögen: der magische Schimmer, in welchem das geistige Auge sie prangen sah, verschwindet fast immer schon in eben dem Augenblicke, in welchem wir sie brechen. Wie jedes sinnliche, so ist auch jedes geistige Streben von engen Schranken umschlossen, und findet seine Vollendung und Befriedigung nur in der Idee, die alles Störende ausschließt, und alles Mißtönende in Einklang auflöst; die aber nirgends im Leben selbst ein ihr entsprechendes Abbild trifft, oder zu schaffen vermag.

Demnach hat der Mensch nichts Anderes, woran er sich zu halten vermöchte, als Ideen. Ohne eine, als Grundlage seines Lebens, klar gedachte und festerfaßte Idee kann dieses nirgends Gestalt und Gehalt gewinnen. Der Haß bedarf sie, wie die Liebe; die Tugend wie das Laster; denn Haß und Liebe, Tugend und Laster schöpfen aus dieser Quelle allein ihre ganze Lebenskraft. Bey dem ewig verwirrenden Wechsel der äußern Erscheinungen, bey der Unsicherheit jeder möglichen Berechnung, bey der Ungewißheit aller Erfolge bleibt dem Menschen nichts, um sein Streben kräftig daran aufrecht zu erhalten, als eben nur Ideen. Eben weil Alles um ihn

her ewig wankt und schwankt, und im ewigen Wechsel sich verwandelt, und zerstört, und vernichtet: bedarf er etwas, das durch sich selbst bestehe, und wenn gleich wandelbar in ihm, doch unwandelbar in sich selbst sey. Auf diese Weise allein vermag er das Widersprechende auszugleichen, das Feindselige zu versöhnen; nur auf diese Weise vermag er in sein Streben Einheit zu bringen, und jene Eintracht mit sich selbst zu erringen, welche des Lebens kostbarstes Gut, wie des Lebens höchstes Bedürfniß ist.

Darum zieht kein anderer Faden so bedeutend durch jedes Menschen Leben hindurch, als die Entschiedenheit, mit welcher er eine bestimmte Idee als Etwas seinem Werth nach Selbstständiges ergriffen hat, und festhält. Denn ewig wird er sonst schwanken im Guten, wie im Bösen, oder zwischen dem Guten und Bösen; und weder sein Inneres noch sein äußeres Leben wird auf andere Weise jemahls eine feste Gestalt gewinnen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Wahrheit im Leben eines Freundes anzuschauen, mit welchem die innigste, unwandelbarste Zuneigung mich von der ersten Kindheit an verbunden hatte; den ich bis ans Ende seiner Laufbahn nicht aus dem Auge verlor; und dessen Inneres beständig wie ein offenes Buch vor mir lag. Wie viele Seiten dieses Buches würde ich nicht gerne mit meinen eigenen Thränen rein gewaschen haben, wenn ich es vermocht hätte; und auf wie viele sind nicht die seinigen geflossen: während er darum nicht minder fortfuhr, sie mit demjenigen zu beschreiben,

was bey jedem Zurückblättern neue, und noch herbere Thränen aus seinen Augen hervorlocken sollte. Was der Überblick dieser Blätter mich lehrte, hätte mit gleicher Überzeugungskraft kein Buch in der Welt mich lehren können. Ich sah den rastlosen peinvollen Kampf einer edlen Natur mit sich selbst, der nur darum nie enden konnte, weil mein unglücklicher Freund sich nie mit entschlossenem Muthe darüber zu erheben vermochte. Mit der regsten Empfänglichkeit für jede Idee des Guten und Schönen geboren, und der glühendsten wie der wahrsten Begeisterung dafür fähig, vermochte er es dennoch nicht, jene Ideen zum Zielpunkte seines Lebens zu machen: weil er nie lebendig genug die Überzeugung ergriffen hatte: ihr Werth sey ein selbstständiger, und könne bey solcher Geltung allein unsre sittliche Vervollkommnung und unsere Lebensruhe begründen. Er glich jenem Künstler, der es unternommen hatte, das Bild einer Göttin zu schaffen, und dem es vergönnt war, Uranien im Glanz ihrer Verklärung zu schauen; der aber die begonnene Form immer wieder aufs neue mißmuthig in Stücke zerschlug: weil er thöricht darüber grollte, daß die Göttin nicht als sterbliches Weib zu ihm niederstieg, und mit ihren himmlischen Gaben nicht zugleich den überschäumenden Becher des Lebens ihm darboth. Neben dem Feuer höherer Begeisterung glühte in seiner Brust das Verlangen nach dem vollsten, reichsten Genuß des Lebens: und bey jedem Aufflackern dieser trüben Gluth mußte der reine Schimmer jener heiligen Flamme erbleichen. Je reger seine Phantasie, und je reicher sie

war; je unermüdlicher sie stets neue Bilder des Genusses im brennendsten Farbenschimmer hervorzauberte; je unbegnügsamer er, von einer solchen Phantasie geleitet, für jeden seiner Wünsche, wie für jede seiner Kräfte den unbeschränktesten Spielraum verlangte; je ungestümer die Sehnsucht ihn ins rasche wechselvolle Leben hinausdrängte, und je strenger er sich durch eine engbeschränkte Stellung von den bewegteren Kreisen desselben ausgeschlossen sah: um desto leichter mußten die Keime der Entzweyung in seiner Brust sich entwickeln; desto üppiger mußten sie emporschießen; und desto weiter mußten ihre verderblichen Wurzeln sich ausbreiten.

Eine geistig regsame Natur, welcher der Werth des Besseren nicht fremd ist, erliegt nicht so leicht, als ich es in jener Periode bey meinem Freunde gefürchtet hatte. Aus jenen ewig sich erneuernden Kämpfen, aus jener ewig wechselnden Fluth stürmischen Unmuthes und feigen, weichmüthigen Versinkens erhob sich die Idee eines sittlichen Zusammenhanges im Leben in schöner Klarheit. Ich hoffte Alles für meinen Freund, als ich sah, daß er sie mit fester Consequenz ausbildete, und daß sie täglich in seinem Geiste mehr Gestalt und Raum gewann: allein in der Erwartung einer entscheidenden Wirkung, wie ich sie gehofft hatte, sah ich mich getäuscht. Zwar blieb sie keineswegs ohne Einfluß auf seine Ansicht des Lebens, und auf sein Handeln; seine Forderungen, seine Ansprüche an das Leben hatten sich veredelt; sie waren weniger begehrlich, sie waren geistiger geworden. Aber nur zu viel war des

alten Sauerteiges zurückgeblieben. Der Gewinn, welchen das einer höheren Idee entsprechende Streben einbringen sollte, blieb ihm auch jetzt noch der Preis desselben; und nur in leidenschaftslosen Augenblicken, war der Verstand immer gleich willig, die Unbedingtheit ihrer Ansprüche anzuerkennen. Der geringste Anschein eines Mißlingens war hinreichend, ihn damit zu entzweyen; die leiseste Kränkung hinreichend, das Gefühl früherer Kränkungen in seiner ganzen Bitterkeit zurückzurufen. Dann kostete es ihm wenig, auch das Höchste und Edelste in den Kreis seiner Nichtachtung herabzuziehen: um so weniger, je mehr ein solches Verfahren seiner Erbitterung eine, wenigstens augenblickliche Befriedigung gewährte; je mehr es einer schon früh ihm habituell gewordenen Ansicht des Lebens zusagte; und je gewandter er der letzteren einen philosophischen Anstrich zu geben wußte. Hinter ihm lag eine traurige Vergangenheit, wie eine wüste Steppe, voll Dornen der Erinnerung und der Reue; vor ihm eine freudenleere Zukunft. So blickte er denn nur grollend rückwärts: ohne Freudigkeit und Vertrauen vorwärts; und fehlte es ihm gleich auch jetzt noch nicht an Kraft, festen Sinnes einem würdigen Ziele zuzustreben: so fehlte ihm doch jener frische Muth, jene heitere Begeisterung, welche in einem solchen Streben selbst ihre Befriedigung, und eine ihnen genügende Belohnung finden.

Damahls ist es mir klar geworden, daß der Mensch ein Einfaches und Wahres, vom Wechsel äußerer Umstände Unabhängiges erstreben, und dieses Streben zuförderst vom Drange jedes eigensüchtigen Begehrens

losreißen müsse; daß er dieses Unabhängige nur in einer, seiner sittlichen Natur entsprechenden Ansicht des Lebens finden könne; und daß er den Streit zwischen dieser, als dem leitenden Prinzip seines Lebens, und zwischen Allem, was in ihm sich gegen sie empört, oder von außen her ihr störend entgegentritt, auf keine andere Weise zu schlichten vermöge, als daß er sich ihr mit unbedingtem Vertrauen hingebe, und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit daran festhalte!

2.

Mehr als einmahl haben die Philosophen den menschlichen Geist bewundert, der neben der Gegenwart auch die Vergangenheit und Zukunft umfaßt; der unzählige Künste und Wissenschaften theils zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens, theils zur Ausschmückung und Verschönerung desselben erfunden, und sich nicht nur zum Herrn und Gebiether des ganzen Erdkreises gemacht hat: sondern sich auch im kühnen Fluge über diesen hinauszuschwingen, und sich zur Kenntniß zahlloser Welten, zur Erkenntniß seines und ihres Urhebers, und zur sicheren Hoffnung seiner ewigen Fortdauer zu erheben vermag. Allein eben so geeignet als diese Vorstellung ist, dem menschlichen Geiste ein hohes Gefühl seiner Würde beyzubringen, und ihn mit dem edelsten Stolze zu erfüllen: eben so niederschlagend und demüthigend ist eine andere. Nicht jene Schranken des menschlichen Geistes sind hier gemeint, die eine nothwendige Bedingung seines endlichen Daseyns sind; sondern etwas Anderes.

Mit Recht betrachten wir es als einen der ausgezeichnetsten Vorzüge des menschlichen Geistes, daß er fähig ist, einen so großen Reichthum der mannigfaltigsten Vorstellungen in sich aufzunehmen; und da diese den Stoff seiner Thätigkeit ausmachen: so nehmen wir den Ideenreichthum jedes Einzelnen nicht nur als den Maßstab des Umfanges seiner Kenntnisse und Einsichten, sondern, zum Theil wenigstens, als Maßstab seiner geistigen Kraft überhaupt an. Auch zeigt sich uns die Empfänglichkeit des menschlichen Geistes als wahrhaft staunenswerth, wenn wir bedenken, welche Masse von Ideen auch der ganz Ungebildete in sich aufnimmt, und wie die Summe derselben bey dem Gebildeten durch Belehrung, Umgang, Lectüre, Vergleichung und selbstständiges Forschen bis ins Unendliche vermehrt wird. Aber dieser so unermeßlich scheinende Reichthum wird zur wahren Armuth, wenn wir dann wieder berechnen, wie viele wohl von diesen Ideen zu ihrer vollkommnen Ausbildung gelangen, und wie langsam sie zu einem höheren Grade von Bestimmtheit und Lebendigkeit gedeihen. So ist es in der Wissenschaft; so bey allen Ideen, welche sich zunächst auf das Leben beziehen. Was ist zum Beyspiel — um nur ein solches anzuführen — leichter, als sich eine Kenntniß der griechischen, römischen, deutschen oder jeder andern Geschichte zu erwerben. Ich greife nach einem bewährten Compendium derselben; ich lese die besten und ausführlichsten Werke der Neueren. Immer mehr angezogen von meinem Gegenstande, gehe ich an die Quellen selbst. Allmählich fängt ein lebendigeres

Bild des Lebens jener Völker an, in mir aufzudämmern. Wie Vieles sehe ich inzwischen nicht auch jetzt nur noch dunkel; wie Vieles nur im halben, wie Vieles nicht im falschen Lichte! Endlich wird es heller; alle Umrisse zeigen sich in voller Bestimmtheit. Sind sie aber auch alle vollkommen richtig? — Werde ich mir selbst, oder wer wird mir dafür stehen wollen? Ich bedarf neue zehn, neue zwanzig Jahre, um hier eine Lücke auszufüllen, dort eine mangelhafte Einsicht zu ergänzen, und dort einen lang genährten Irrthum begreifen zu lernen. Und rechne ich jetzt meinen Gewinn zusammen: so sind das Beste, was ich aufzuweisen habe, ein Paar Ansichten, die — bereits im ersten Compendium standen. Freylich haben sie jetzt Leben gewonnen, und Kraft, nach allen Seiten hinzuwirken, nach allen Seiten hin ihr Licht zu verbreiten. Aber wären sie sonst auch der Mühe und des Schweißes werth, welchen sie gekostet haben?

Was ist leichter zu lehren und zu lernen, als eine Maxime? Aber es gehört ein halbes Menschenleben dazu, daß sie unser Eigenthum werde; und oft reicht ein ganzes nicht hin, sie das werden zu lassen.

So treibt der Baum im Frühling eine verschwenderische Menge von Blüthen: aber tausende fallen ab; tausende verwehen: tausende vertrocknet die Hitze. Nur wenige setzen Früchte an; nur wenig Früchte reifen; und wenig reifende enthalten gesunde Keime einer neuen Fruchtbarkeit.

3.

Keine andere Frucht unseres Geistes reift langsamer, als die einer den Gesetzen unserer sittlichen Natur entsprechenden Weltanschauung.

Schon die Amme sucht uns in manchem Kernspruche die Milch der wahren Lebensweisheit einzuflößen. Die Weisheit der Alten und der Neueren wird von den Erziehern aufgebothen, um sie uns recht ernstlich ans Herz zu legen. Wie viele Knospen und Blüthen der lauwarme Hauch der Erziehung nicht hervorlockt! Nur daß der nächste Luftzug des Leichtsinnes sie verweht, der erste heiße Strahl der Leidenschaft sie verdorren macht.

Strengere Lehrer übernehmen jetzt die Erziehung: der Irrthum, den wir beschämt als einen solchen anerkennen müssen; die Schuld, und die herben Folgen der Schuld, die wir gar nicht, oder nur mit der peinlichsten Anstrengung zu entfernen vermögen.

Aber auch diese herbe Belehrung geht an uns verloren, wenn nicht das selbstständige Streben unseres Geistes auf das Erringen einer festen Lebensansicht gerichtet ist; wenn wir diese nicht in den Gesetzen einer sittlichen Weltordnung als eine sittliche richtig erkannt haben; und wenn dieses Erkennen nicht jenen Grad von Klarheit, Bestimmtheit und Lebendigkeit erreicht, kraft dessen das Handeln selbst damit zusammenfällt.

Der Umgang mit uns selbst ist der vorzüglichste, und gewissermaßen der einzige Weg zu diesem Ziele. Denn was Belehrung und Beobachtung des äußeren Lebens uns biethen — es führt uns nur dann zum

Ziele, wenn wir es mit der bestimmten Richtung unseres Geistes auf dieses Ziel in uns aufgenommen, und es selbstständig verarbeitet haben.

Die folgenden Blätter beschäftigen sich mit der Untersuchung, wie wir durch den Umgang mit uns selbst den angegebenen Zweck erreichen mögen: so zwar, daß die erste Abtheilung von den Mitteln handelt, welche uns zu Gebothe stehen, um durch den Umgang mit uns selbst zu einer festen sittlichen Ansicht des Lebens zu gelangen; die zweyte auf die Fehler aufmerksam macht, welche wir dabey zu vermeiden haben; die dritte endlich in Beziehung auf den abzuhandelnden Gegenstand einige besondere Verhältnisse und Gemüthszustände berücksichtiget.

Ehe ich an die Untersuchung selbst gehe, erlaube man mir eine Bemerkung vorauszuschicken.

Ich werde mich im Verfolg dieser Schrift häufig auf Details einlassen, die Manchem auf den ersten Anblick geringfügig und unbedeutend scheinen werden. Wo es inzwischen geschieht, geschieht es absichtlich. Gerade in solchen Details, glaubte ich, müsse das Interesse, so wie der Werth einer solchen Schrift liegen, wenn sie überhaupt darauf Ansprüche machen will, Werth und Interesse zu haben. Ohne die Hoffnung, mit einigem Erfolg auf diese Details einzugehen, würde ich die ganze Arbeit gar nicht unternommen haben. Mit Recht fordert man von einer solchen Schrift, daß sie ein Spiegel sey, der Jeden diejenigen seiner Züge, welche er ihm zurückwirft, mit hinreichender Bestimmtheit erkennen lasse: damit er nicht, wie jener Mann,

von welchem der Apostel spricht (Jak. 1. 23), vom Spiegel weggehe, und sogleich wieder vergessen habe, wie er aussah.

4.

Zwey Stücke sind es, die bey der Erreichung eines jeden Zweckes zunächst in Betrachtung kommen: einmahl, daß wir diesen Zweck selbst; und dann, daß wir unser Verhältniß zu demselben richtig erkannt haben. So wird es denn auch bey dem Zweck, durch den Umgang mit uns selbst eine feste sittliche Ansicht des Lebens zu gewinnen, vor allem Andern darauf ankommen, daß wir eine solche Lebensansicht als unmittelbaren Gegenstand unserer geistigen Thätigkeit, zur möglichst größten Klarheit zu bringen suchen; und daß wir richtig erforscht haben, was in uns selbst der Erreichung jenes Zweckes entspreche, oder zuwider sey. Das Letztere bezeichnet man mit einem einzigen Ausdruck als Selbstkenntniß.

In der Untersuchung müssen diese beyden Arten des Erkennens getrennt werden; in der Wirklichkeit entwickeln sie sich jederzeit aus und neben einander, mag auch immerhin die eine rücksichtlich der anderen weiter fortschreiten, oder zurückbleiben. Ein auffallendes Mißverhältniß ist inzwischen hier kaum anzunehmen. Zwar mag allerdings ein hoher Grad von Befangenheit in der Kenntniß unser selbst mit einem bedeutenden Grade von Lebhaftigkeit des Anerkennens einer sittlichen Bestimmung, und von Ausbildung unse-

rer sittlichen Begriffe vereinbar seyn: allein ein höherer Grad von Bestimmtheit dieses Erkennens wird die Nebel einer solchen Befangenschaft nothwendig zerstreuen. Eben so mag im Gegentheile ein höherer Grad von Klarheit und Bestimmtheit unserer sittlichen Lebensansicht nur durch eine gereiftere Selbstkenntniß erlangt werden: indem wir die Gesetze eines sittlichen Zusammenhanges im Leben nirgends mit mehr Sicherheit als in unsern eignen Bestrebungen, und im Gange unseres eigenen Lebens erkennen und verfolgen werden.

5.

Wenn die Inschrift am Tempel des delphischen Gottes: Kenne dich selbst, mit Recht als Inbegriff und Kern aller Weisheit betrachtet wurde: so lebt da niemand, der nicht Ansprüche darauf machte, ein Weiser zu seyn. Die Welt wimmelt dann von Weisen: obwohl auch der Weiseste, der seine Züge am sorgfältigsten betrachtet, zuletzt vom Spiegel weg in sein Grab geht, ohne genau zu wissen, wie er ausgesehen habe.

Unbedenklich gibt jeder zu, daß die Sache eben nicht leicht sey; denn er hat das irgend einmahl gehört oder gelesen; er hat es mit der glücklichsten Fassungsgabe sogleich begriffen; er hat sich irgend einmahl ganz unvermuthet selbst auf einem offenbar falschen Urtheil über sich selbst ertappt. Seine Ansprüche an Selbstkenntniß behält er sich inzwischen vor. Je schwerer die Aufgabe ist: desto mehr schmeichelt es ihm, der Mann zu seyn, sie zu lösen, oder sie schon wirklich gelöset zu haben.

Und nun fragt ihn, der sich da so genau kennt bis auf die Spitze des letzten Haares herab, ob er sich nur einmahl in seinem Leben ernstlich die Frage vorgelegt habe: Bin ich ein guter Mensch? Es mag ihm irgend einmahl diese Frage, oder etwas Ähnliches durch den Kopf gelaufen seyn; und er hat sie sich geschwind und zuversichtlich mit Ja beantwortet, wie er auch eure Frage beantworten wird.

Hier treffen wir auf das erste und vorzüglichste Hinderniß aller Selbstkenntniß. Wie in jeder Beziehung, hat unsere geistige sittliche Bildung auch in dieser keinen schädlicheren Feind, als Flachheit und Trägheit. Nicht jene Flachheit ist hier gemeint, die aus natürlicher Unfähigkeit nicht im Stande ist, etwas tiefer aufzufassen; denn diese ist eine sehr unschuldige: sondern jene, die des Lebens Ernst und Bedeutung nie begriffen hat, weil sie nie darnach gestrebt hat, sie kennen zu lernen, oder festzuhalten; und die darum auch nie zur Selbstkenntniß gelangt, weil ihr die Beziehung derselben zum Ernst des Lebens nie klar geworden ist. Diese Flachheit ist nicht geistiges Unvermögen; sie ist Mangel einer bestimmten Richtung unserer geistigen Kraft auf die höchsten Zwecke des Lebens. Daher findet sie sich auch nicht bloß häufig bey einem höheren Maß geistiger Kräfte, die von jenen Zwecken ganz verschiedene Zwecke verfolgen: sondern auch bey solchen Menschen, die jene Zwecke zwar richtig erkannt, diese Erkenntniß aber nicht tief genug erfaßt haben, um sie nach jeder Richtung hin mit beharrlicher Entschiedenheit zu verfolgen.

Man glaube nicht, daß in Betreff der Selbstkenntniß des Gewichtes zu viel in diese eine Wagschale gelegt sey: denn wie bey jedem Streben ist es auch bey diesem die erste Bedingung seines Gelingens, daß wir uns seiner Beziehung zu einem bestimmten Zwecke klar und lebendig bewußt seyen. Das Streben nach Selbsterkenntniß gewinnt einzig in dem Verhältnisse, in welchem das Erkennen seiner Beziehung zu dem höchsten Zwecke des Lebens, und dieses Zweckes selbst an Kraft und Klarheit gewinnt; und auf dieser Linie allein hat man die Abstufungen von der gedankenlosesten Flachheit, welche nie in die eigne Brust greift, bis zum gehaltensten Streben zu suchen, des Lebens Werth und Wohl zunächst aus diesem Schacht sich heraufzuhohlen.

6.

Das Bedürfniß der Selbstkenntniß mag uns aber noch so klar, und das Streben darnach noch so lebhaft in uns rege geworden seyn: das letztere findet ein nie gänzlich zu besiegendes Hinderniß in der Beschränktheit seiner Kräfte, und in der Masse des Stoffes, welchen es zu verarbeiten hat. Wählt die einfachste Neigung; die einfachste, zur Entschiedenheit gediehene Gesinnung; den einfachsten Entschluß; die einfachste Handlung zum Beyspiele — euer Blick wird, wie weit er auch reiche, wie geübt er auch sey, wie ihr eure Sehkraft auch immer anstrengen möget, nicht im Stande seyn, die ganze Reihe von Ursachen zu übersehen, durch welche ihre Eigenthümlichkeit bedingt wurde. Es gibt nämlich

in unserm Innern keine so unbedeutende Gestaltung, daß sie nicht das Produkt von tausend und wieder tausend früheren Veränderungen, die näher oder entfernter, mittelbar oder unmittelbar darauf eingewirkt haben; oder, um es richtiger zu sagen, das Produkt unseres ganzen Daseyns wäre. Wem das Letztere noch nicht klar geworden, der darf von sich selbst unbedenklich glauben, daß der rechte Sinn für psychologische Forschung sich in ihm durchaus noch nicht aufgeschlossen habe.

Ein anderes gänzlich nie zu besiegendes Hinderniß einer vollkommneren Selbstkenntniß ist Befangenheit. Nicht die der Eigenliebe — denn diese ist nur eine besondere Art derselben — sondern jene, welche ebenfalls wieder aus der Beschränktheit unserer geistigen Kräfte, und aus den organischen Gesetzen unsers Denkens selbst hervorgeht. Diese aber ist von doppelter Art. Sie hat nämlich ihren Grund entweder in gewissen Formen unsrer individuellen Denk- und Empfindungsweise: oder in gewissen besonderen Vorstellungen, Ansichten, Neigungen und Empfindungen, die mit unserm eigenthümlichsten Wesen oft so innig verflochten sind, daß sie nothwendig einen entschiedenen Einfluß darauf ausüben. Ein solcher Einfluß schließt zwar fremdartige oder widersprechende, wie selbst entgegengesetzte Ansichten und Empfindungen nicht aus: thut aber einem lebendigen Auffassen und Ergreifen derselben nothwendig Abbruch; und begründet, wenn keine gänzliche, doch eine partielle Einseitigkeit. Daher findet sich eine solche Befangenheit bey den um-

sichtigsten Menschen eben so gut, als bey den beschränktesten; nur mit dem Unterschiede, daß diese gar nicht sehen, worüber jene den Blick leicht weggleiten lassen. In welchem Grade wir aber der Befangenheit unterworfen sind, mag jeder leicht erkennen, wenn er sich, wäre es auch nur auf Augenblicke, ihr entwindet, oder ihr entrissen wird; oder wenn er den Blick auf vergangene Zustände zurückwendet. Auch ist eine solche Betrachtung geschickter, als jede andere, ihn von der Nothwendigkeit eines selbstständigen Strebens nach Selbstkenntniß zu überzeugen: indem diese allein im Stande ist, den Nebel, der sich so leicht um unser Auge legt, wenn nicht plötzlich zu zerreißen, doch nach und nach zu zertheilen.

Eine der nächsten Ursachen der Befangenheit liegt unstreitig in jener Eigenliebe, die es uns so schwer macht, unsere Mängel und Fehler uns zu gestehen. Der Einfluß derselben wird, weil er gar so nahe liegt, wenn irgendwo von Selbstkenntniß die Rede ist, nicht leicht übersehen, und darf eben darum hier um so unbedenklicher übergangen werden. Übrigens wird von den Täuschungen der Eigenliebe ohnedieß im zweyten Buch insbesondere die Rede seyn müssen.

7.

Mögen aber die Schwierigkeiten, zu einer vollkommenen Selbstkenntniß zu gelangen, auch noch so groß seyn: es gibt kaum ein anderes Streben, bey dem wir so sicher auf Erfolg rechnen dürften, als bey diesem. Denn jeder Schritt, selbst der irrende, führt

uns nicht nur der Selbstkenntniß, sondern selbst dem höchsten Zwecke derselben näher: weil der Irrthum, wie überall, so auch hier, die Keime des besseren Erkennens in sich schließt. Auch hängt der Erfolg jedes Strebens, das nicht unmittelbar der Begünstigung äußerer Umstände bedarf, einzig von der Einsicht und dem Interesse ab, welche uns dabey eigen sind. Ist aber das Verlangen nach genauerer Selbstkenntniß nur erst recht lebhaft in uns rege geworden: so dürfen wir sicher seyn, daß die erstere beständig zunehme, und das letztere fortwährend sich steigere. Wir werfen einen Blick in unser Inneres, um zu irgend einem sichern Resultate zu gelangen. Es gelinge uns, es gelinge uns nicht; das gefundene sey ein richtiges, oder ein unrichtiges: tausend Regungen in unserm Innern, tausend Anregungen von außen her, fordern uns auf, darauf zurückzukommen. Wie ferner alle unsere Vorstellungen, Empfindungen und Neigungen tausendfältig verflochten, und durch einander bestimmt und bedingt werden: so vermögen wir hier keinen Schritt zu thun, der uns nicht zu einem zweyten leitete. Wir lernen allmählich aus Erfahrung, wie schwer es ist, auch nur über eine einzige unserer Anlagen oder unserer Neigungen gänzlich mit uns selbst ins Reine zu kommen, und es entsteht jene Unruhe über die Zuverläßigkeit der gefundenen Ergebnisse in uns, die eben der rechte Sauerteig der Selbstkenntniß, so wie jeder psychologischen Forschung überhaupt ist. Ist aber diese Unruhe einmahl in uns rege geworden: so ist nicht leicht zu besorgen, daß wir die betretene Bahn je wieder ver-

lassen, oder ohne entschiedenen Gewinn sie verfolgen werden.

8.

Bey dem Streben nach Selbstkenntniß nehmen wir den Stoff dazu entweder unmittelbar aus uns selbst, oder von außen her. Im ersten Falle suchen wir die Selbstkenntniß entweder auf dem Wege der Selbstbeobachtung, oder auf dem der Selbstprüfung.

Als nächsten Gegenstand der einen wie der andern bezeichnet man gewöhnlich Alles, was unter die Kategorie von Mängeln und Fehlern gehört. Allein eine solche Ansicht der Sache ist in der That eine allzu beschränkte. Wenn es allerdings nothwendig ist, daß wir unsere Fehler und Mängel einer sorgfältigen Beobachtung, und einer strengen Prüfung unterwerfen: so ist es uns gewiß nicht minder vortheilhaft, unsere besseren und glücklicheren Anlagen, so wie die wirklichen und möglichen Grade ihrer Ausbildung genauer erkannt zu haben. Wie jedes andere Erkennen, soll auch die Kenntniß unser selbst ein Ganzes bilden; und was von allem Wissen gilt, gilt auch von der Kenntniß unser selbst: wir wissen nur dasjenige, was wir im Detail wissen. Schon aus diesem Gesichtspunkte allein betrachtet, muß die Erforschung unserer Anlagen zur Erwerbung geistiger und sittlicher Vorzüge uns nicht minder wichtig und wesentlich erscheinen, als die Kenntniß unserer Fehler und Mängel; und gewiß ist es tadelnswerth, wenn diejenigen, welche sich entwe-

der mit im engern Sinne hierher gehörigen, oder geistige und sittliche Bildung im Allgemeinen betreffenden Untersuchungen beschäftigen, auf diese Ansicht im Ganzen allzu wenig Gewicht legen. Nichts ist geschickter, unsere besseren Anlagen zu entwickeln, und das Bestreben, sie auszubilden, kräftig in uns aufzuregen, als wenn wir ihnen mit Zuversicht vertrauen. Um ihnen aber zu vertrauen, müssen wir sie kennen lernen. Wenn Eigenliebe und Eitelkeit den Schwachen dabey allerdings häufig gefährlichen Täuschungen aussetzen: so geschieht es darum nicht minder häufig, daß unsere besten Kräfte, weil wir uns ihrer nicht recht bewußt werden, in dumpfer Schlafsucht in uns verkümmern und endlich ersterben; während sie, wenn unser eigenes Forschen, ein glücklicher Zufall oder fremder Zuruf sie aus ihrem Schlummer weckt, die schnell erkannte Bahn mit raschem Muthe verfolgen, und dem Ziel ihrer Vollendung mit festem Schritt entgegeneilen.

Zwey Stücke sind es vorzüglich, die hier eine höchst nachtheilige Befangenheit veranlassen. Fassen wir den Begriff eines geistigen oder sittlichen Vorzuges in der Abstraktion auf: so nehmen wir ihn gewöhnlich in einer Potenz, zu welcher unsere Kräfte und Anlagen entweder wirklich außer allem Verhältniß stehen, oder uns wenigstens außer Verhältniß zu stehen scheinen. Wir thun dann gar nichts, weil wir nicht Alles, und nicht Alles auf der Stelle thun können. Nehmen wir aber das Bild eines einzelnen Vorzuges aus der Wirklichkeit, so scheiden wir selten scharf genug die zufälligen Züge seines Wesens aus, oder die Äußerlichkeiten

seiner Erscheinung. Wir glauben, zum Beyspiele, es liege nicht in unserer Natur, uns eine so reine Humanität oder so gefällige Sitten anzueignen, wie wir sie an Andern wahrnehmen und bewundern. Es mag seyn, daß wir eine weniger glückliche Anlage dazu empfangen haben; die Erziehung habe sie weit weniger entwickelt, unsere Stellung, um sie noch jetzt zu entwickeln, sey eine minder vortheilhafte. Allein wir scheiden das alles zu wenig von dem Wesen wahrer Humanität und gefälliger Sitten; von der Geneigtheit, alle Menschen mit uneigennützigem Wohlwollen zu umfassen; und von dem Bestreben, durch freundliche Beachtung ihrer Wünsche, durch bescheidene Nachgiebigkeit und durch billige Schonung ihrer Schwächen uns Ansprüche auf ihre Liebe zu erwerben. So versäumen wir läßig das Streben nach diesen oder andern Vorzügen, das seinem Wesen und seinen Bedingungen nach, schärfer und richtiger aufgefaßt, eines mehr oder minder glücklichen Erfolges gewiß nicht ermangeln würde.

Allein nicht nur n e b e n unsern Fehlern, Mängeln und Schwächen sollen wir unsere besseren Anlagen zu erforschen suchen: sondern auch d u r c h d i e s e. Wenn man diejenigen Fehler ausnimmt, welche unmittelbar aus einer ungeregelten und unmäßigen Begierde nach bloß sinnlichen Genüssen entspringen: so liegt den meisten übrigen eine an sich nützliche Kraft zum Grunde, die aber in ihrer Anwendung entweder die rechte R i c h t u n g, oder das rechte M a ß verfehlt hat. Ich gestehe, daß die Wichtigkeit dieses Erkenntnißweges unbedeutend, die Zweckmäßigkeit dessel-

ben problematisch scheinen kann. Unbedeutend kann sie aber nur bey solchen Charakteren scheinen, deren Anlagen, Tugenden und Fehler bey unzweydeutiger Entschiedenheit ganz offenkundig vorliegen; nicht bey jenen regsamen und vielgestaltigen, in welchen tausend Widersprüche oft auf die wunderbarste und seltsamste Weise verflochten sind. Bey Charakteren dieser Art ist die bezeichnete Weise nicht selten die einzige, auf welche die verworrene Aufgabe, sie richtig zu bestimmen, mit einigem Erfolge sich lösen läßt. Man kann den Einwurf machen, daß ein solches Verfahren die Täuschungen der Eigenliebe begünstige, und uns verleite, fehlerhaften Neigungen rühmliche Beweggründe unterzuschieben. Eine solche Täuschung aber, wie häufig sie sonst auch vorkomme, wird nie Statt finden, wenn wir den Zweck des Umganges mit uns selbst richtig erkannt, und dabey die Bahn eingeschlagen haben, welche uns vor den Täuschungen der Eigenliebe bewahren kann; in welcher Hinsicht denn wieder auf das folgende Buch verwiesen werden muß.

Desto unmittelbarer gehören hierher zwey andere Bemerkungen.

Als nächsten Gegenstand der Selbstbeobachtung und Selbstprüfung bezeichnet man uns gewöhnlich unsere Handlungen; allein diese sind, selbst wenn wir den richtigen Gesichtspunkt festhalten, und nicht sowohl das Handeln, als die Bestimmungsgründe des Handelns ins Auge fassen, weder das einzige noch das ergiebigste Feld der Selbstbeobachtung und Selbstprüfung. Ein weit ergiebigeres nämlich für beyde sind unsere Gesin-

nungen; die Äußerungen unsers Wohlgefallens und Mißfallens, unserer Billigung und Mißbilligung; und alles, was eigenthümliche Form unserer Denk- und Empfindungsweise genannt werden mag. Diese Äußerungen sind für die Kenntniß unser selbst, so wie Anderer, um so wichtiger, je unbefangener sie meistens zum Vorschein kommen, und je unwillkürlicher sie uns oft entschlüpfen. Überdieß, nirgends ist im Menschen etwas Vereinzeltes vorhanden; alles in ihm ist unter sich und mit seinem innersten Wesen aufs strengste verbunden: wie wenig diese Verbindung unserem blöden Auge auch erkennbar seyn mag. Je weiter nun eine Äußerung unsers Wesens von dem Mittelpunkte desselben absteht; desto schwerer ist es, ihre Beziehung zu demselben richtig aufzufassen. Nur der geübte psychologische Blick darf sich hier vertrauen; und auch dieser nicht mit allzugroßer Zuversicht. Dem ächten Psychologen wird aber eine solche Zuversicht jederzeit fremd bleiben. Am geneigtesten ist eben der Stümper dazu; der seiner Keckheit unbedenklich den Nahmen der Genialität und eines alles durchdringenden Scharfsinnes beylegt.

Aber nicht allein was als Bestimmungsgrund des Handelns, als Gesinnung, oder als eigenthümliche Form des Denkens und Empfindens wirklich in uns vorhanden ist, verdient unsere Beachtung; auch das nicht Vorhandene. Dadurch allein können die auf jene Weise gewonnenen Ergebnisse volle Klarheit und sicheren Bestand gewinnen. Wenn sich bey der Frage: warum habe ich das gethan? warum erscheint eine

Sache mir auf diese oder jene Weise? nicht zehn andere Fragen aufdrängen, warum er nicht auf zehn andere Arten gehandelt habe; warum sich ihm eine Sache nicht auf zehn verschiedene Arten darstelle: der hat auf dem Wege der Selbstbeobachtung und Selbstprüfung kaum noch die ersten Schritte gethan. Leicht zu begreifen ist es dabey, wie hier das Streben nach Selbstkenntniß durchaus von der Ausbildung unserer sittlichen Begriffe abhängig erscheine. Denn je vollkommner und umfassender diese ist, desto mehrere und desto fruchtbarere Punkte zur Vergleichung werden sich von daher ergeben; und wo das Streben nach Selbstkenntniß bey der Dürftigkeit jener Ausbildung nichts als unfruchtbare Beziehungen zu beschränkten Begriffen auffindet: da strömt von der Klarheit einer erweiterten sittlichen Ansicht eine Masse Lichtes aus, die uns bey jedem Zug unsers Charakters nicht nur das wahre Maß und die eigenthümlichen Umrisse, sondern auch die feinsten, oft fast unmerklich in einander verfließenden Nüancen erkennen läßt.

9.

Bey der Beobachtung unser selbst ist es von großer Wichtigkeit, auf die Zeit Rücksicht zu nehmen, zu welcher wir unsere Beobachtung anstellen. Liegt es gleich in der Natur der Sache, daß jede Beobachtung, welche wir über einen Act unserer Selbstthätigkeit oder über eine Veränderung unsers Innern anstellen, eine n a c h f o l g e n d e sey, indem der Gegenstand der Beobachtung immer vor dieser vorhanden seyn muß: so

kann diese dennoch mit jener Äußerung oder Veränderung so nahe zusammenfallen, daß sie als gleichzeitig mit derselben angenommen werden darf.

In Betreff der geeignetsten Zeit zur Selbstbeobachtung läßt sich nun einerseits nicht läugnen, daß eben die Stimmung, in welcher wir gewisse Handlungen begehen, in welcher gewisse Gesinnungen und Neigungen lebendiger in unserer Seele aufsteigen, am geeignetsten sey, uns tiefere Blicke in unser Inneres thun zu lassen: weil eben die Saiten, welche da vibriren, dann am stärksten gespannt sind. Ein rasch aufsteigender Entschluß, eine lebendiger sich regende Neigung, eine ohne alle Berechnung aus plötzlichem Antrieb begangene Handlung, erleuchten oft wie ein Blitzstrahl die dunkeln Regionen unser inneren Welt, und lassen uns in einem glücklichen Augenblicke Entdeckungen machen, die oft einem jahrelangen Forschen nicht gelingen werden. Auf der andern Seite muß zugegeben werden, daß jene Momente der Aufregung zugleich Momente partieller Befangenheit sind, und daß sie uns der Gefahr aussetzen, nicht nur eine irrige Ansicht zu fassen: sondern auch der Umstände wegen, unter welchen wir sie fassen, ihr mehr Gewicht und Zuverläßigkeit, als billig, beyzulegen. Der geübte und besonnene Seelenforscher hat die letztere Klippe wenig zu scheuen; desto mehr aber derjenige, der es nicht ist. Denn allzu leicht fällt dieser in Versuchung, die Lebendigkeit seiner Vorstellungen und Empfindungen, die ein Produkt seiner Aufregung ist, für eine unverwerfliche Bürgschaft ihrer innern Wahrheit zu nehmen.

Ruhe ist eines der unerläßlichsten Erfordernisse, um richtig zu beobachten. Darum vermeide man es, wenigstens im Momente der Aufregung, irgend ein Resultat über sich festzustellen. Aber man bewahre das Wahrgenommene sorgfältig einer spätern Prüfung auf. Der Wanderer, der in der Nacht eine unbekannte Gegend durchzieht, verschließt das Auge nicht, wenn ein rascher Blitz die ihn umgebende Finsterniß eine Sekunde lang erhellt: aber es fällt ihm nicht ein, nach einer mit halbgeblendetem Auge im Fluge erhaschten Ansicht, ein Bild der Gegend fest zu stellen, oder nach ihr allein die Richtung seines Weges zu bestimmen.

10.

Wenn die Selbstbeobachtung es mit dem Einzelnen zu thun hat: so ist im Gegentheil die Selbstprüfung, wenn nicht immer auf ein G a n z e s, doch immer auf ein A l l g e m e i n e r e s und U m f a s s e n d e r e s gerichtet.

Da das Streben nach einer festbegründeten sittlichen Lebensweise als eigentlicher Zweck des Umgangs mit uns selbst angegeben worden ist: so ist damit zugleich Stoff und Gesichtspunkt jeder Selbstprüfung bezeichnet. Aus diesem Gesichtspunkte prüft sie entweder das ganze Leben, oder bedeutende Zeitabschnitte desselben; oder endlich auch nur Fortgang und Erfolg einzelner Bestrebungen. Immer aber führt sie das Einzelne und Besondere auf ein Allgemeines zurück, um so eine allgemeine Übersicht zu gewinnen. Zu einer solchen Übersicht ihres innern Wesens gelangen aber oft selbst die-

jenigen nicht, welche sich sonst viel und aufrichtig mit sich selbst beschäftigen: theils weil sie zu dem Geschäft einer umfassenden Selbstprüfung dennoch zu träge oder zu feig sind, theils weil sie die Sache nicht auf die rechte Weise angreifen; oder auch weil sie allzusehr mit kleinlichen Einzelnheiten beschäftigt, sich überhaupt zu einer allgemeineren Übersicht nicht zu erheben vermögen.

Man hat es dringend empfohlen, jeden Abend eine Selbstprüfung anzustellen. Die Idee ist billigenswerth, daß der Mensch, das Geschöpf eines Tages, jeden Tag einen ernsten Blick in sein Inneres werfe, und die Rechnung über den verlebten Tag mit sich abschließe. Nur möchte ich behaupten, sey, im Allgemeinen, der Morgen zu einem solchen Rückblick auf den zuletzt verlebten Tag geeigneter als der Abend. Alle Vorstellnngen, alle Entschlüsse, zu welchen wir uns durch die Rechenschaft über den verflossenen Tag veranlaßt finden, werden uns dann im Verlaufe des begonnenen viel frischer und lebendiger vorschweben. Auch mag das ganze Geschäft einer solchen Prüfung bey Menschen, deren Wesen der dazu erforderliche gleichförmige strenge Ernst noch fremd, und deren Stimmung eine mannigfaltig wechselnde ist, leicht in Schlendrian oder in ein leeres Fratzenspiel ausarten, und die Flachheit und den Leichtsinn nähren, welche es entfernen soll: so wie es, ohne jenen Forderungen zu genügen, einen noch weit schlimmeren Mißgriff begünstigen kann, den wir im Umgange mit uns selbst, fast mehr als jeden andern, zu meiden haben; eine Er-

örterung, die im zweyten Buche eine passendere Stelle, als in dem gegenwärtigen finden wird.

Überhaupt kann ein solcher täglicher Rückblick in unser Inneres die Selbstprüfung, wie sie hier gefordert wird, gar nicht, oder nur dann ersetzen, wenn wir bereits zu einer vollkommeneren Selbstkenntniß gelangt sind. Dieß geht schon aus der Forderung einer umfassenden Ausdehnung hervor, welche ihr gegeben werden soll. Sie kann nicht das Werk von Stunden, kaum von Tagen seyn, wenn sie ihrem Zweck entsprechen, und bedeutende Resultate liefern soll.

Sorgfältig will zu einem Geschäft von solcher Wichtigkeit die Zeit gewählt seyn. Im Allgemeinen läßt sich hierüber wenig bestimmen. In jedes Menschen Leben gibt es Ereignisse, welche sein Innerstes ergreifen und aufregen, und die eben darum geeigneter sind, ihn in sich selbst zurück zu führen, und ihm einen tiefern Blick in die Geheimnisse seiner Brust zu gestatten. Die Epochen des Glückes und des Unglücks sind solche Zeitpunkte; das Hereinbrechen des Einen, als herber Folge der Schuld, das Erscheinen des Anderen als kaum mehr gehoffte Tröstung; der Rücktritt ins Leben von der Schwelle des Grabes; und der Übertritt von einer Lebensbahn in die andere, die neuen Spielraum der Kraft, dem sich selbst treuen Streben neue Aussichten öffnet. Überdieß; so wenige Jahre sind uns zugezählt, so schnell rauschen sie dahin, daß nur der Leichtsinn es versäumen kann, am Schlusse jedes Einzelnen einen Blick auf das verflossene zurück

zu werfen, und sich die Frage vorzulegen, welche Ernte es gereift, welche Saat es für die Zukunft gesäet habe.

Der Rückblick auf unser ganzes Leben, oder auf einen bedeutenden Theil desselben, fordert eine strenge Sammlung des Geistes und des Gemüthes, die wir nur durch ernste Betrachtung der Wichtigkeit eines solchen Geschäftes gewinnen mögen. Nächst dem ist es nöthig, daß wir den ganzen Plan unserer Prüfung in bestimmten Umrissen uns vorzeichnen; nicht allein um der Flüchtigkeit und Zerstreuung im Allgemeinen zu begegnen: sondern damit nicht die mannigfaltigen Empfindungen der Freude und des Schmerzes, der Wehmuth und der Sehnsucht, der Scham und der Reue, die ein solcher Rückblick aufs neue anregt, uns verleiten, das Ziel aus dem Auge zu verlieren, auf welches dieses unverwandt geheftet bleiben soll.

11.

Um die Ergebnisse unserer Selbstbeobachtung und Selbstprüfung aufzubewahren, pflegt man allgemein die Führung von Tagebüchern zu empfehlen. Ich habe mich schon sonst ein Mahl darüber geäußert, daß ich diese nicht unbedingt für zweckmäßig und empfehlungswerth halte; auch ist hier ganz der Ort dazu, diesen Gegenstand näher zu beleuchten. Wohl glaube ich befugt zu seyn, darüber meine Stimme abzugeben: da ich länger als zwanzig Jahre ununterbrochen Tagebücher geführt, und die Vortheile wie die Nachtheile einer solchen Gewohnheit an mir selbst erfahren habe.

Unter den mannigfaltigen Vortheilen, welche man

den Tagebüchern nachgerühmt hat, legt man gewöhnlich den meisten Accent darauf, daß sie den Beobachtungen über uns selbst Bestand geben, und das Bild jedes einzelnen Gemüthszustandes für die spätesten Jahre aufbewahren.

Die erste Hälfte dieses Empfehlungsgrundes scheint mir nicht sehr bedeutend zu seyn. Ist nur der Geist psychologischer Forschung einmahl recht rege in uns geworden, und unser Blick fortwährend auf unser Inneres gerichtet: so ist nicht zu besorgen, daß die Resultate unsers Forschens sich so schnell verflüchtigen, und wir darum kommen werden. Wie wir Alle das Gedächtniß viel zu wenig üben, so vertrauen wir ihm auch zu wenig. Auch scheinen Einzelnheiten, mehreren Erfahrungen zu Folge, diesem, wenn wir sie aufgezeichnet haben, nur um so schneller zu entschwinden, als wenn wir sie ihm allein anvertrauen. Wichtiger ist es, daß uns ein Tagebuch die Bilder von Gemüthszuständen bewahrt, die wir uns ohne dasselbe späterhin nicht mit gleicher Lebhaftigkeit zurück rufen würden. Hier vermischen sich oft tausend Nüancen, die für die Vollständigkeit des Bildes von der größten Wichtigkeit seyn können, und, bey späterer Betrachtung desselben, oft zu den anziehendsten und fruchtbarsten Vergleichungen Veranlassung geben.

Der wichtigste Vortheil eines Tagebuches ist wohl dieser, daß es oft nächste Veranlassung wird, daß wir den Blick auf unser Inneres wenden, und ihn stätiger dort festhalten, als es sonst vielleicht geschehen möchte; und daß unsere Vorstellungen, indem wir sie nieder-

schreiben, wie immer, so auch in diesem Falle, einen höheren Grad von Klarheit und Bestimmtheit gewinnen. Inzwischen kann auch dieser Vortheil nur so lange in Rechnung kommen, als unser psychologischer Sinn noch ungeübt, und die Gewohnheit, uns mit uns selbst zu beschäftigen, uns noch nicht zur zweyten Natur geworden ist.

Mannigfaltig sind hingegen die Nachtheile, zu welchen Tagebücher Veranlassung geben, oder wenigstens geben können; vorzüglich in den Jahren, in welchen wir noch zu keinen festen Gesichtspunkten über den Zweck und das Wesen der Selbstkenntniß gelangt sind.

Zur nützlichen Führung eines Tagebuches gehört nämlich eine Reife des Verstandes, die den Zweck eines solchen fest im Auge behaltend, sichere Resultate über den erreichten Grad geistiger und sittlicher Bildung zu gewinnen strebt, und daher die Erscheinungen des inneren Lebens von den Formen des äußeren richtig zu unterscheiden weiß. Ihr sind zunächst die ersteren wichtig; die letzteren nur in Beziehung zu diesen. Unreife Knaben und Mädchen verkehren aber diese Ordnung; ihnen ist die Gestaltung ihres äußeren Lebens das Wichtigste, und die Bedeutsamkeit, welche diesem meistens abgeht, soll eben durch das Tagebuch in dasselbe hineingetragen werden. Darüber aber wird dieses zum schlechten Roman, zum langweiligen Register saftloser Faseleyen, und fader, oder, ist etwas mehr Phantasie vorhanden, theatralischer Empfindungskrämerey. Hätten Held oder Heldinn auch sonst nicht schon Lust und Beruf, Romane zu spielen: so schreiben sie sich

auf solche Weise nur allzu oft in diese hinein. Daß aus diesen Mißgriffen selbst eine richtige Lebensansicht sich entwickeln könne, soll nicht geläugnet werden; ob das aber geschehen werde, mag in jedem einzelnen Falle billig bezweifelt werden. Übrigens wird der Prozeß überall um so verwickelter und schwieriger werden, je mehr die Sucht, unserem Leben auf Kosten einer einfachen unbefangenen Anschauung desselben Bedeutung zu geben, in uns Platz gegriffen hat.

Ferner: wenn es mit Recht unter die Vortheile der Tagebücher gerechnet wurde, daß sie richtigen Wahrnehmungen und Beobachtungen über uns selbst Bestand geben: so gilt ja das auch von den Mißgriffen und Irrthümern, zu welchen wir bey dem Geschäfte der Selbstbeobachtung und Selbstprüfung uns verleiten lassen. Der Irrthum liegt uns aber überall weit näher, als die Wahrheit; vorzüglich so lange Erfahrung und Nachdenken uns noch keine geprüfte Ansicht des Lebens eigen gemacht haben. Daher ist von Tagebüchern für das reifere Alter weit mehr Gewinn zu erwarten, als für die unreife Jugend. Inzwischen fordert auch diese Behauptung noch einige Beschränkung. Man sieht leicht ein, daß bey der Frage über Gewinn und Nachtheil der Tagebücher alles darauf ankomme, ob eine richtige Ansicht von der Führung derselben vorhanden sey, und daß diese nur in richtigen Vorstellungen über den letzten Zweck aller Bildung und Selbstkenntniß ihre Grundlage finden könne. Wo daher der gesunde Keim einer solchen Ansicht des Lebens vorhanden ist, da wird dieser durch die Führung eines Tagebuches in

seiner Entwicklung unstreitig gefördert werden, und der Gewinn den Nachtheil einzelner Mißgriffe bey weitem übersteigen.

Desto entschiedener ist der Nachtheil, welchen eine andere Art von Menschen von Tagebüchern zu erwarten hat. Es gibt nämlich Menschen, die bey einer großen Regsamkeit ihres inneren Lebens, bey richtigen Vorstellungen von der Bahn, welche dieses einschlagen müsse, und bey dem besten Willen, diese Bahn wirklich zu gehen, dennoch keinen Schritt auf derselben weiter kommen: weil ihnen der wesentlichste Punkt aller sittlichen Fortbildung, der Zusammenhang zwischen Wollen und Thun, zwischen Erkennen und Handeln, nie hinreichend klar geworden, oder wenigstens nie kräftig genug von ihnen erfaßt worden ist, um auch in ihrem äußeren Leben sich kund zu geben. Das sind jene Menschen, die jeden Abend Entschlüsse fassen, um sie jeden Morgen zu brechen; und die jeden Abend sich das Wort darauf geben: von morgen an soll es anders werden, um am nächsten Morgen dort wieder anzufangen, wo sie Abends vorher aufgehört haben. Für diese Art von Menschen ist ihr Tagebuch ein eigentlicher Sündenbock, mittelst dessen sie sich jeden Abend mit allen ihren Schwächen, Fehlern und Thorheiten auf bequeme Weise abfinden; ein weiches Küssen der Selbsttäuschung, in welche sie sich jeden Abend ohne viel Mühe aufs neue hineinschreiben, um im Schlaf keine bösen Träume zu haben. Wer immer nach dieser Art von Selbsttäuschung hinhängt, der verbrenne sein Tagebuch so bald

als möglich; er gewinnt durch das bloße Aufgeben desselben, indem er dadurch dem ersprießlichen Zwiespalt, der sich aus dem gefühlten Widerstreit zwischen seinem Erkennen und Handeln nothwendig in ihm entwickelt, einen, seine Täuschung oft Jahre lang begünstigenden Ausweg verschließt.

Auch das mag zu den Nachtheilen der Tagebücher gerechnet werden, daß sie, bey Menschen wenigstens, welche empfangene Kränkungen lebhafter und tiefer empfinden, das Gefühl derselben zu nähren und zu erhalten dienen. Auf unbefangene Darstellung, welche die Veranlassung solcher Kränkungen zur nachfolgenden ersprießlichen Belehrung in unserer eigenen Schuld uns nachwiese, wäre dann ebenfalls wieder nur bey gereifterer Erfahrung und Selbstkenntniß Rechnung zu machen.

Endlich: eine ganz rückhaltslose Darlegung unsers Innern — ohne welche Rückhaltslosigkeit ein Tagebuch immer Geckerey bleibt — sind wir der Beicht und uns selbst schuldig; außerdem aber mag sie, da auch der Schuldloseste etwas zu verschweigen hat, immerhin Thorheit genannt werden. Welche Vorsicht kann uns davor sichern, daß unser Tagebuch — wäre das selbst der tausendste Fall — nicht in unrechte Hände komme? daß es nicht uns, oder Andern — wäre es auch bloß durch Mißdeutung — schädlich werde? Absichtliche Dunkelheit ist ein sehr zweydeutiges; und Chiffern oder Sprachmengerey sind gegen einen solchen Nachtheil sehr unzulängliche Verwahrungsmittel.

12.

Inzwischen gilt, trotz allem, was gegen die Tagebücher im Allgemeinen mit Grund sich einwenden läßt, die Regel: nichts zu denken, ohne die Feder zur Hand zu haben, auch rücksichtlich der Beobachtungen, welche wir über uns selbst anstellen. Eine Menge Inconvenienzen, welche mit der Führung eigentlicher Tagebücher verbunden sind, vermeiden wir leicht, wenn wir jene Beobachtungen als allgemeine Sätze ausdrücken, als solche sie aufzeichnen, und wiederhohlt dann sie prüfen und berichtigen. Noch wichtiger aber ist, nicht das Aufzeichnen der gefundenen Resultate allein, sondern des ganzen Ganges unserer Forschung bey einer umfassenderen Selbstprüfung, wo die Mannigfaltigkeit der Anregungen und Gesichtspunkte ein solches Hemmemittel der Zerstreuung unumgänglich nothwendig macht. Wie überall, zwingt uns das Schreiben auch hier, in unserer Forschung einen festeren und gemeßneren Gang zu halten, und unseren Gedanken einen höheren Grad von Bestimmtheit und Klarheit zu geben.

Die Form, in welcher wir die Ergebnisse einer solchen Forschung niederschreiben, ist nichts weniger als gleichgültig. Nur daß auch hier alle romanhafte Pinseley aus dem Spiele bleibe!

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir Selbstbekenntnisse dieser Art eine längere Zeit hindurch aufbewahren, um sie einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen. Das Persönliche ist, in so fern es verfänglich oder Mißdeutungen unterworfen seyn könnte, bey einem mäßigen Grade von Gewandtheit hier ohnehin

leichter zu vermeiden, als bey einem fortlaufenden Tagebuche; und immer um so leichter, je genauer wir, in Folge eines consequenten Strebens nach Selbstkenntniß, mit unserm Innern bereits bekannt geworden sind.

13.

Den Stoff unsers Nachdenkens nehmen wir bey dem Streben nach Selbstkenntniß, wie bereits bemerkt worden ist, nicht aus uns selbst allein, sondern er kann uns auch von außen her gebothen werden. Die Beobachtungen Anderer über uns; unsere eigenen Beobachtungen über Andere; und unsere Lectüre sind es, die uns zunächst diesen Stoff darbiethen.

Es gibt keinen zuverläßigeren Beweis, daß die Kenntniß unser selbst uns gleichgültig, das Interesse dafür nicht lebendig in uns vorhanden, und unser psychologischer Sinn noch unausgebildet sey, als wenn wir irgend eine Bemerkung Anderer über uns, von wem sie auch kommen möge, eines prüfenden Blickes unwerth halten. Wir haben dann zuverläßig noch nicht hinlänglich begriffen, wie unser Inneres voll versteckter Winkel und Falten sey; wie Vieles, oft das Wichtigste und Einflußreichste, sich hier dem befangenen Blicke so leicht entziehe; und wie oft auch ein blödes Auge glücklich in jene Winkel und Falten eindringe, und dort hell sehe, wo dem unserigen alles dunkel zu seyn scheint. Allzubeschränkt ist dabey der Begriff der Benützung fremder Beobachtungen, wenn wir ihn auf bestimmt ausgesprochene Urtheile Anderer über unsere Anlagen, über unsern Charakter, über unsern Werth

oder Unwerth allein ausdehnen. Zu solchen bestimmt ausgesprochenen Urtheilen findet sich weit seltener eine Veranlassung, als die Ansichten Anderer von uns auf eine indirecte Weise sich kund geben. Die eigenthümliche Beschaffenheit des Ausdrucks; irgend eine entschlüpfte Wendung, Blick, Ton, Miene, Geberde, werden uns diese oft weit sicherer verrathen, als ein in klare Worte gefaßtes Urtheil es thun könnte. Wenn inzwischen dem gewandten Seelenforscher hier tausend anscheinend unbedeutende Züge bedeutend werden, die dem minder geübten Auge eines andern gänzlich unbeachtet bleiben: so weiß anderseits eben dieser am besten, wie leicht der Blick hier überhaupt sich täusche; und nie wird er bey den Beobachtungen Anderer über ihn dasjenige vergessen, was auf Rechnung ihres Charakters, der Eigenthümlichkeit ihrer Denk- und Empfindungsweise, auf Rechnnng ihrer besondern Gesinnung gegen ihn, oder selbst einer momentanen Stimmung gesetzt werden muß.

14.

Trefflich sagt Schiller in einem seiner Epigramme:

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen.
Zeigt mir der Freund was ich kann; lehrt mich der Feind was ich soll.

Denn Freunde und Feinde sind es, welchen wir die wichtigsten Beyträge zur Kenntniß unser selbst zu danken haben.

Die reinste und edelste von allen Verbindungen

welche wir aus freyer Wahl knüpfen, kann sich keinen erhabneren Zweck vorsetzen, als diesen, den Freund besser zu machen. In diesem Bestreben erscheint die Freundschaft in ihrer höchsten Würde und in ihrer edelsten Ausbildung. Wie sie den Freund seines sittlichen Werthes wegen liebt: so sucht sie diesen Werth auf jede mögliche Weise zu erhöhen, und versäumt nirgends ein Mittel, welches die Erreichung dieses Zweckes befördern kann. Auch gibt es kaum ein edleres Vergnügen, als das, an dem Freunde noch unbekannte Vorzüge zu entdecken, oder solche, die wir schon kannten, sich bewähren zu sehen. O der schönen Freude — rein und des Menschen würdig, wenn irgend eine — unsere Liebe zu dem Freunde auf diese Weise gerechtfertiget zu finden, und dadurch selbst ihn noch inniger und fester mit uns verbunden zu wissen! Nach welchem wünschenswertheren Glücke könnte die Freundschaft streben; und wie könnte sie irgend etwas versäumen, um desselben theilhaft zu werden! Darum forscht sie nach jedem Keim des Guten in der Brust des Freundes; sie nährt und zieht ihn groß mit unermüdlichem Fleiße; sie schützt ihn mit liebender Sorgfalt gegen jede feindliche Einwirkung; und meidet und entfernt mit eben so vieler Beharrlichkeit, als zarter Schonung, Alles, was ihm schädlich werden könnte. Und nicht leicht wird die wahre Freundschaft die letztere aus dem Auge verlieren; denn zu wahr und innig liebt sie das Beste des Freundes, als daß sie nicht jeden Mißgriff scheuen sollte, der die Vollendung ihres liebsten Werkes gefährden könnte.

Wohl Jedem, dem ein solcher Freund zu Theil

geworden, der mit dem warmen Hauch der Liebe die Blüthen des Guten und Schönen in seiner Brust hervorlockt, und ihn ermunternd lehrt, was er kann. Aber wie edel, wie besonnen und aufrichtig der Lehrer auch sey; immer lasset uns seine Aussprüche einer strengen Prüfung unterwerfen. Nicht das haben wir zu fürchten, daß ein solcher uns Vorzüge oder glückliche Anlagen zuschreibe, die wir gar nicht besitzen: wohl aber, daß er sie überschätze; nicht dieses, daß er unsere Fehler übersehe oder sie uns verhehle: wohl aber, daß er sie zu gering anschlage. Nur bey dieser Vorsicht allein werden wir aus den Beobachtungen des Freundes unzweydeutigen Nutzen schöpfen; und nur so uns gegen jeden Einfluß eigner oder fremder Täuschung, so viel es möglich ist, gesichert halten dürfen.

15.

Nur wenig Menschen wird das Glück zu Theil, einen Freund zu finden, der vom heiligen Gefühl der edelsten Freundschaft durchdrungen, der thätige Beförderer ihres sittlichen Fortschreitens zu werden strebte; aber wenn Selbstkenntniß eine wesentliche Bedingung dieses Fortschreitens ist, so fehlt es gewiß nur Wenigen an einem anderen Förderungsmittel derselben, an Feinden. Es klingt so mild und menschlich, was man hin und wieder von einem Manne sagen hört: Er hat keinen Feind; allein ihr irrt, wenn ihr es dann seiner Güte, seiner Menschlichkeit, seinem von Liebe und Wohlwollen durchdrungenen Charakter zuschreibt. Schreibt es immer dem Umstande zu, daß er, bey einem solchen

Charakter übrigens niemanden im Wege steht; daß er keine eigene Zwecke, keinen eigenen Willen, und keine eigene Meinung hat. Hat er diese, so treten seine Zwecke, sein Wollen, seine Meinungen den Zwecken, dem Wollen und den Meinungen Anderer entgegen; und diese werden ihn dafür hassen, wenn er auch noch tausend Mahl besser, liebevoller und nachgiebiger wäre.

Der Haß ist seiner Natur nach eine so verabscheuenswerthe Empfindung, daß er beständig nach Gründen suchen muß, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Das eben macht ihn so scharfsichtig. Daher löst er sich in allen Fällen, wo er dieser Scharfsicht zu seiner Rechtfertigung nicht bedarf, in ruhige Verachtung des Gegners, oder, bey einem höheren Grade von Reinigung des sittlichen Gefühls, in mildes Vergeben auf. Aber eben darum, weil der Haß so scharf sieht, weil er immer seinen Blick dorthin richtet, wohin wir den unsrigen gar nicht, oder nur mit innerem Widerstreben zu wenden pflegen; und weil er uns immer an den höchsten Maßstab anlegt, um uns unzulänglich zu finden: eben darum können wir den Haß des Feindes, wie die Liebe des Freundes zur Vervollkommnung unserer Selbstkenntniß benützen; und wenn dieser liebend uns auf das Höchste hinweist, was wir zu erreichen vermögen: so deutet uns jener mit widerlichem, boshaften Grinsen, aber meist ein richtiger Weiser, auf das hin, was wir leisten sollen.

Nur müssen wir dem Feinde eben so wenig unbedingt, als dem Freunde vertrauen. Allein unbedingt, nach oberflächlicher Schätzung, bey der nicht wohl zu

fürchten, daß wir uns zu wehe thun werden, einen Theil der Beschuldigungen des Hasses auf Rechnung seiner Leidenschaftlichkeit zu setzen, wäre ein nicht minder verkehrtes Verfahren. Einer strengen unparteyischen Prüfung jeden Vorwurf unsers Feindes zu unterwerfen, wie leidenschaftlich erbittert, oder selbst wie verachtenswerth er auch seyn mag: das ist es, was uns hier zusteht. Eine solche Prüfung wird uns genügend belehren, wie viel wir von den Übertreibungen des Hasses abziehen dürfen. Übrigens wird im zweyten Buche ausführlicher davon die Rede seyn müssen, welche Mißgriffe wir im Umgange mit uns selbst, rücksichtlich der Abhängigkeit von fremden Urtheilen zu meiden, und welche Gesichtspunkte wir in Betreff derselben festzuhalten haben.

16.

Aus keiner andern Quelle der Selbstkenntniß aber müssen wir mit größerer Behutsamkeit schöpfen, als aus unsern Beobachtungen über Andere.

Es ist hier nicht der Ort, einzeln alle Schwierigkeiten zu entwickeln, welche mit der Auffassung eines fremden Charakters verbunden sind. Das Beste, was wir dazu mitbringen müssen, werden wir eben wieder nur aus uns selbst schöpfen können, und nur durch die Kenntniß unser selbst gelangen wir zur Kenntniß Anderer. Zwar gibt es Menschen, die durch Erfahrung und Beobachtung allein — indem sie weder Zeit noch Lust, oft auch nicht Geschick haben, sich viel mit sich selbst zu beschäftigen — eine ausgebreitete Menschenkenntniß erlangen; allein wie ausgebreitet diese auch sey, sie wird es im-

mer nur in Beziehung auf einzelne Seiten des menschlichen Herzen seyn, und andere Regionen desselben bleiben jenen Menschenkennern meistens eben so fremd, als die durchwanderten ihnen genau bekannt sind. Die Fähigkeit, das Eigenthümliche eines fremden Charakters schnell, und zugleich scharf aufzufassen, und es, so zu sagen, für den Augenblick in unser eigenes Wesen aufzunehmem, erlangen wir nur dann, wenn wir uns lange und ernstlich damit abgegeben haben, den verschlungenen Knaul unser eigenen Empfindungen zu entwirren, jede Regung unsers Innern uns klar zu machen, und unserer Seele jeden leisen Ton abzuhorchen. Auch für den am vollkommensten ausgebildeten psychologischen Sinn ist das richtige und sichere Aufgreifen einer fremden Individualität eine schwer zu lösende Aufgabe, und die gelungene Lösung häufiger die Frucht eines leisen glücklichen Ahnens, als eines mit Zuversicht sich vertrauenden Erkennens.

Es braucht nicht erst insbesondere bemerkt zu werden, daß unsre Kenntniß Anderer um so vollkommner sey, je richtiger sie den Mittelpunkt ihres Wesens erfaßt hat. Ein solcher Mittelpunkt findet sich in jedem Charakter, und nur von diesem aus läßt er sich in hellem und unzweydeutigem Lichte betrachten. Diesen Kern und Mittelpunkt aber aufzufinden, ist eben die schwerste Aufgabe, bey deren Lösung oft auch der umfassendste psychologische Scharfsinn fehlgreift. Darum müssen wir uns gerade hier am meisten hüthen, voreilig etwas festzustellen. Denn nothwendig müssen wir

alle einzelnen Theile eines Charakters im falschen Lichte sehen, wenn wir dieses in den Mittelpunkt desselben hineingetragen haben.

Es sind vorzüglich zwey Mißgriffe, welche wir bey Aufsuchung des Mittelpunktes fremder Charaktere so wie unsers eigenen, zu begehen pflegen.

Wir fassen nämlich den Begriff eines solchen Mittelpunktes an sich selbst zwar richtig; aber für die wirkliche Bestimmung des Charakters gewöhnlich zu schroff auf, indem wir ihn auf eine einzige Formel zurück zu führen suchen. Um die Feststellung einer solchen Formel aber ist es eine sehr mißliche Sache. Ist es gleich vollkommen richtig, daß bey erschöpfender Kenntniß eines Charakters dieser sich auf eine einzige Formel zurückführen läßt: so muß doch ohne jene Kenntniß die Formel selbst nothwendig falsch seyn. Wie oft aber wird es selbst dem scharfsinnigsten Seelenforscher gelingen, einen Charakter zu erschöpfen? soll dieser Ausdruck hier auch nicht strenge buchstäblich genommen werden. Gerade ein solcher ist dann am meisten in Gefahr, über dem Bestreben, den allgemeinsten Ausdruck für einen Charakter zu finden, die nothwendige Beachtung des Einzelnen zu versäumen: während der schlichte Beobachter, ermangele er auch sonst einer höheren Combinationsgabe, der Wahrheit oft eben darum näher räth, weil er weniger anmaßend, und mit geringerer oder ohne alle Befangenheit zu Werke geht.

Ein zweyter Mißgriff ist dieser, daß wir den Mittelpunkt eines Charakters fast immer in einer positiven Leidenschaft oder Neigung suchen, die sich uns im We-

sen desselben allgemein auszusprechen scheint. Mag aber eine Leidenschaft oder Neigung auch noch so entschieden und noch so allgemein in einem Charakter sich aussprechen: sie wird darum dennoch nicht nothwendig den Mittelpunkt desselben ausmachen. Dieser muß überhaupt nicht nothwendig in einer Leidenschaft, er kann in einer positiven oder negativen Richtung des Begehrens; er kann selbst in einer mit dem ganzen Charakter verflochtenen und verwachsenen Eigenthümlichkeit der Denk- und Empfindungsweise liegen. Dieser Fall trifft am öftesten bey Menschen ein, in welchen die Natur eine zahlreiche Menge widersprechender Anlagen vereinigte, und die, weil diese Widersprüche sich fast das Gleichgewicht halten, wenn nicht die äußeren Umstände die Entschiedenheit ihres Charakters begünstigen, in unbedeutenden oder sie wenig aufregenden Verhältnissen durch sich selbst nie, oder nur höchst selten Bestand gewinnen. Bey Menschen dieser Art wird es auch dem geübtesten Psychologen unter tausend Mahlen kaum ein Mahl gelingen, den wahren Mittelpunkt ihres Wesens auszufinden. Denn ist eine strenge Beziehung zu diesem gleich wirklich vorhanden: so spricht sie sich doch mit zu wenig Bestimmtheit aus, um sicher erkannt zu werden; was sich aber am entschiedensten ausspricht, ist dann nicht selten nur Produkt einer durch die äußern Umstände veranlaßten Richtung. Um solche Charaktere nur einigermaßen richtig zu beurtheilen, ist es durchaus nothwendig, sie sich in den verschiedenartigsten Lagen zu denken; ein Verfahren, das denn freylich, wenn es mit kecker Zuversicht und ohne um-

sichtige Gewandtheit versucht wird, mehr als jedes andere zu falschen Ansichten verleitet, und daher nur von dem geübtesten Seelenforscher, und selbst von diesem nur mit der größten Vorsicht angewendet werden darf.

17.

Wenn wir unsere Beobachtungen über Andere zur Erweiterung unserer Selbstkenntniß verwenden wollen, so geschieht dieses am natürlichsten und mit größtem Vortheile auf dem Wege der Vergleichung. Ich halte es durchaus für eine müßige Frage: ob wir uns mehr mit besseren Menschen oder mit unvollkommneren als wir selbst sind, vergleichen sollen. Die ganze Frage hat nur dann einen Sinn, wenn sie auf die Erörterung einer andern, leicht zu beantwortenden gerichtet ist: welcher von beyden Vergleichungswegen uns wirksamere Beweggründe sittlich zu handeln darbiethe, und uns sicherer zu einer richtigen Schätzung unsers sittlichen Werthes oder Unwerthes führe. Die Bestimmung des letzteren setzt aber richtige Kenntniß unser selbst als Bedingung voraus, und die Vergleichung mit Andern wird immer zunächst auf diese gerichtet seyn müssen. Dabey kann nun gar nicht die Rede seyn, irgend eine Art Charaktere von der Vergleichung auszuschließen, weil bey jeder Zusammenstellung sich Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten zwischen uns und Andern ergeben, und wir daher in keinem Falle ohne Gewinn für unsere Selbstkenntniß ausgehen werden. Bey der Zusammenstellung mit jeder fremden, nur einiger Maßen bedeutenden Eigenthümlichkeit, nicht fruchtbare Vergleichungs-

punkte aufzufinden, ist eben ein unfehlbares Kennzeichen der Beschränktheit des psychologischen Sinnes: so wie im Gegentheil die Regsamkeit im Vergleichen und Zusammenstellen unser selbst mit Andern, und dieser unter einander mehr, als etwas Anderes, geschickt ist, denselben zu schärfen und zu erweitern.

Allein diese Vergleichung selbst ist einer der schwierigsten psychologischen Prozesse. Schon die richtige, hinlänglich scharfe Bestimmung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen der Eigenthümlichkeit unsers, und eines fremden Charakters, ist an und für sich selbst eine schwere Aufgabe. Damit allein aber ist noch wenig gewonnen, wenn wir nicht im Stande sind, uns auf eine befriedigende Weise die Gründe dieser Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten anzugeben. Je mehr aber auf diesem Wege der Belehrung zu finden ist: desto behutsamer und vorsichtiger werden wir auf demselben vorwärts schreiten müssen.

In Rücksicht der Gründe nun, welche eine fremde Eigenthümlichkeit, und somit die Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten zwischen ihr und der unserigen erzeugten, oder noch fortwährend bestimmen, muß vor Allem an den schon ein Mahl angezogenen Grundsatz erinnert werden, daß wir nur dasjenige wissen, was wir im Detail wissen. Wo es daher an hinlänglichen Daten fehlt, jene Gründe auf eine befriedigende Weise uns klar zu machen: da thun wir am besten, bey der einfachen Erscheinung stehen zu bleiben. Die bloße Wahrnehmung derselben kann zwar nur anregend, nicht unmittelbar belehrend auf uns wirken; sie kann uns nur

veranlassen, in uns selbst zurück zu gehen, nicht uns unmittelbar nrue Aufschlüsse biethen, oder uns neue Ansichten eröffnen: allein weit besser ist es hier, sich mit geringem Gewinne zu begnügen, als auf unsichere Vermuthungen falsche Schlüsse zu bauen. Subtilitätenkrämerey taugt in der Seelenforschung so wenig etwas, als in irgend einer andern Wissenschaft.

Andere Mißgriffe, die wir bey der Vergleichung unsrer Eigenthümlichkeit mit jener anderer Menschen zu begehen pflegen, werden entweder durch das bereits Gesagte, oder den Begriff des Strebens nach Selbstkenntniß, wie er hier durchaus genommen ist, ausgeschlossen; oder es wird schicklicher im zweyten Buche davon die Rede seyn können.

18.

Findet nun gleich alles Forschen über uns selbst, in so fern wir den Stoff dazu nicht unmittelbar aus unserm Innern nehmen, den reichsten Gewinn in der unmittelbaren Anschauung des wirklichen Lebens: so darf die Lectüre als Beförderungsmittel der Selbstkenntniß hier dennoch nicht übergangen werden. Ist sie nun das wirklich, so sollte man Selbstkenntniß, und die sie fast immer begleitende Lebensweisheit für den allgemeinsten Vorzug unsrer Generation halten: indem diese nicht in eine gewöhnliche Lesesucht, sondern in eine wahre Lesewuth hineingerathen. Da nun nicht zu läugnen, daß jene ersprießliche Folge des Lesens an der gegenwärtigen Generation sich noch keineswegs kund gegeben: so kann die Schuld davon nur in den Büchern,

oder in den Lesenden gesucht werden. Die ersteren von dieser Schuld frey zu sprechen, ist — wie gerne man auch alle die tausend Gebrechen eingestehen mag, an welchen unsre Literatur kränkelt — ein allzu triftiger Grund vorhanden, als daß man ihn nicht gelten lassen sollte. Es gibt nämlich — Schriften, welche mit der Darstellung des sittlichen Lebens durchaus nichts zu schaffen haben, und durchaus keine Beziehnng auf dasselbe gestatten, abgerechnet — kein so gutes oder schlechtes Buch, das nicht geschickt wäre, uns mehr oder minder in uns selbst zurück zu führen, wenn wir überhaupt geneigt sind, in uns selbst zurück zu gehen. So bleibt denn nichts übrig, als die obengedachte Schuld im Mangel jenes sittlichen Ernstes, der uns jederzeit in uns selbst zurück führt, bey den Lesenden zu suchen; wobey dann schwer zu läugnen seyn dürfte, daß bey diesem Mangel der Eifer, womit sie Buch auf Buch durchblättern, der Flachheit, welche den Ernst des Lebens entweder nicht kennt oder flieht, reichliche Nahrung gebe, und jeder Anmaßung wie jeder Verkehrtheit der Halbbildung überschwenglichen Vorschub leiste. Eine ausführliche Erörterung dieses Thema, so ersprießlich sie auch seyn möchte, wäre in dieser Schrift nicht an ihrer Stelle. Hier mag es genug seyn, in Betreff der Lectüre, als eines Förderungsmittels der Selbstkenntniß, auf die unerläßliche Bedingung hinzuweisen, alles, was wir lesen, zur Erweiterung derselben verwenden zu wollen, und nach den Aufschlüssen zu suchen, die wir, wenn wir anders das Suchen selbst mit dem nöthigen Ernste betreiben, auf diesem Wege, wie auf

jedem der früher bezeichneten, auch zuverläßig finden werden.

19.

Wenn die Idee eines sittlichen Zusammenhanges im Leben, als des einzigen sicheren Stützpunktes desselben, durch das Streben nach Selbstkenntniß an sich selbst entwickelt, erweitert und aufgehellt wird: so ist es, damit sie Leben und Kraft in uns gewinne, darum nicht minder nöthig, daß wir diese Idee, neben jenem Streben, auch als unmittelbaren Gegenstand unsers Nachdenkens zu einem höhern Grade von Klarheit und Bestimmtheit zu erheben suchen.

Dieses Nachdenken vermag nichts Anderes zu ersetzen. Das sorgfältigste Beobachten unser selbst und Anderer, die genaueste Selbstprüfung liefern uns immer nur einzelne Daten; oder es bleibt wenigstens die allgemeinere Ansicht, zu welcher sie uns führen, immer nur auf uns selbst beschränkt. Erst wenn der Ernst des selbstständigen Nachdenkens das Einzelne nach seinem innern Zusammenhange zu erfassen strebt; erst wenn er dabey das Beste, was Andere gedacht haben, prüfend in den Kreis der eignen Forschung zieht; erst wenn das Bestreben, auf diesem Wege einen festen Standpunkt für die wechselvollen Erscheinungen des Lebens zu erringen, nicht bloß in uns erwacht, sondern zur entschiednen und herrschenden Tendenz unsrer geistigen Thätigkeit geworden ist: erst dann kann es uns gelingen, uns zu einer allgemeinen Ansicht zu erheben, auf die wir jede Erscheinung des eigenen wie des fremden

Lebens mit Sicherheit als auf ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurück zu führen vermögen.

Dieses Nachdenken ist nun allerdings nicht Jedermanns Sache. Aber nicht von dem Maße geistiger Kraft ist hier die Rede; sondern von der Anwendung und von der Richtung derselben auf einen bestimmten klar erkannten Zweck. Nicht Lebhaftigkeit; Stätigkeit der Denkkraft bringt uns hier weiter; ruhiges, festes Fortschreiten nach einem mit hinreichender Bestimmtheit entworfenen Plane. Selbst wahrhaft genialen Menschen, selbst solchen, die viel und richtig denken, bleibt die Kunst des Nachdenkens oft fremd. Was sie an Resultaten ihres Denkens gewinnen, und zu Tage fördern, ist oft mehr durch einen glücklichen Griff erhascht, oder ohne eigentliche Anstrengung mit Umsicht zusammengelesen und zusammengefügt: als Produkt jener Anstrengung der Denkkraft, die ihren Gegenstand, wenn sie ihn ergriffen hat, nicht los läßt, bis es ihr gelungen ist, ihn ganz zu durchdringen. Bey diesem Bestreben aber, sey es gleich zum Theil abhängig von dem Umfange unsrer Anlagen, vermag ein fester Wille, der Anstrengung weder scheut, noch leichtsinnig aufgibt, Vieles; und wie überall, dürfen wir auch darauf rechnen, durch Übung bey jedem erneuerten Versuche uns gefördert zu sehen. So wiederholt sich denn auch hier die Wahrheit, daß der Erfolg unsers Strebens nach einer festen sittlichen Lebensansicht mehr als von jeder andern Bedingung, von der selbstständigen Kraft unsers Wollens abhänge.

20.

Unter den Gegenständen, auf welche unser Nachdenken in Beziehung auf Erreichung einer festen sittlichen Lebensansicht zunächst gerichtet seyn soll, nimmt die Religion die erste Stelle ein: denn ihr Zusammenhang mit der Erreichung dieses Zweckes ist ein so inniger, daß jene ohne diese durchaus nicht anders als mangelhaft und unzulänglich gedacht werden kann.

Wenn irgend eine Wahrheit unwidersprechlich gewiß ist, so ist es diese; und dennoch gibt es kaum eine andere, die weniger und von Wenigeren begriffen würde, als eben diese. Läugnen werden sie nur Wenige; am wenigsten diejenigen, die nicht im Stande sind, sie zu begreifen, oder für welche sie die gleichgültigste Sache von der Welt ist.

Erbärmlich ist eine solche Flachheit, und bedauernswerth. Aus Instinkt hält sie sich im Kreise ihres nichtswürdigen Treibens, ihrer läppischen Beschäftigungen, ihrer kleinlichen Intriguen, ihrer schalen Zerstreuungen, ihrer kindischen Sorgen, ihrer nichtigen Plane und Entwürfe. Durch diese allein fühlt sie das Leben, wie sie nur in ihnen, und nur für sie lebt. Der erste Schritt, den sie aus diesem Kreise heraus dem fernsten Schimmer des Lichts entgegentritt, wird ihr ihre ekelhafte Nacktheit zeigen. Darum bleibt sie im gewohnten Kreise, und bald vergißt sie, daß noch irgend etwas außerhalb desselben liege. Das ganze Leben scheint ihr in diesen Kreis, und mit ihm geschlossen zu seyn.

Nicht minder lichtscheu, als die Flachheit, ist die Leidenschaft. Von der dumpfesten Befangenheit, alle Abstufungen geistiger Bildung durch, bis zu jener un-

seligen Entschiedenheit, mit der sie, dem bessern Erkennen Trotz biethend, nur sich selbst will, flieht sie das Licht, weil sie es mehr oder minder lebhaft fühlt, oder wohl auch erkennt, wie sie sich selbst zerstöre, wenn sie das Dunkel verläßt, in dem sie, wie giftiges Gewürm, allein gedeihen mag. Sie fühlt es, der Widerspruch zwischen ihrem Streben und den Forderungen der Religion ist ein unversöhnlicher; und da sie ewig die Keime des Zwiespaltes in sich selbst hat: so weicht sie scheu vor Allem zurück, was diesen entschiedener und mächtiger aufregen könnte.

Aber eine noch weit allgemeinere Quelle der Gleichgültigkeit gegen die Religion ist jene Unmündigkeit oder Einseitigkeit des Verstandes, welche die göttliche Erhabenheit derselben entweder nicht zu fassen vermag, oder sie mißkennt. Hier gehen die Abstufungen ins Unendliche; von der gänzlichen Ohnmacht des Verstandes bis zum höchsten Maße geistiger Kraft, die, wenn sie mit bewunderungswürdiger Anstrengung, mit nie ermüdeter Beharrlichkeit die verborgensten Tiefen der Erkenntniß durchforscht hat, nichts von ihren Forschungen zurückbringt, als — einen traurigen Irrthum. Die Geschichte des menschlichen Geistes hat keine niederschlagendere Erscheinung nachzuweisen, als die Verirrungen jener Denker, die mit den edelsten Kräften und, zum Theil wenigstens, mit der reinsten Wahrheitsliebe ausgerüstet, das dunkle Räthsel des Lebens aufzuhellen strebten, und die Lösung nur dort nicht suchten, wo sie allein zu finden war, in der Religion und im Glauben an eine unmittelbare Offenbarung. Die Tugend

wollten sie fest und unerschütterlich begründen, und jene Heiterkeit der Seele, die die Furcht vor dem Tode, wie das feige Beben vor den Schlägen des Schicksals ausschließt: und konnten übersehen, wie beyde allein in jenem Glauben, den sie bestritten, ihre Verklärung und ihre Vollendung finden. Tausende lallen läppisch nach, was jene großen Denker irrten; Tausende schwingen mit kindischer Anstrengung die Waffen, welche jene kräftig, wenn gleich vergeblich, führten. Den Nahmen der Starkgeisterey sind wir los geworden; die Sache selbst ist geblieben. Auf die Erhabenheit der Vernunft berufen sich diese starken Geister: und so wenig sicher haben sie diese gemessen, daß sie die Schranken derselben gänzlich aus dem Auge verlieren, sobald von der Gültigkeit ihres eigenen Systems die Rede ist; über Zeit und Ewigkeit wollen sie schweben, und haben nie lebendig genug gefühlt, wie das Leben nur ein Augenblick ist; auf die Gesetze der menschlichen Natur berufen sie sich: und gerade diese sind es, die sie am wenigsten begriffen haben, und die ihre Anmaßungen am entschiedensten widerlegen. Denn wenn sie sich überreden daß der Mensch unter allen Verhältnissen und Bedingungen, auch ohne den Einfluß der Religion und ohne Offenbarungsglauben, den Kampf gegen die Leidenschaft, gegen das Unglück, und die Furcht vor dem Tode zu bestehen vermöge: so zeigen sie hinreichend, daß sie weder die Macht des Schmerzes und des Kummers, noch der Leidenschaft und der Versuchung ergründet; noch die tausendfachen Wege erforscht haben, auf welchen diese uns bald gewaltsam überwältigen, bald

die Kraft zum Widerstande allmählich wegzehren. Am wenigsten aber haben sie jene Kraft kennen gelernt, die einem ganz von Gott erfüllten Gemüthe durch die Vorstellung eines unmittelbar von diesem ihm gegebenen Gebothes, durch das Vertrauen auf die unmittelbare Vorsehung desselben, und durch die Überzeugung zu Theil wird, mit welcher es an diesem Glauben unerschütterlich festhält.

Darum werden wir, wenn es in der That die höchste Aufgabe für uns ist, eine feste sittliche Ansicht des Lebens zu gewinnen, in der Lösung derselben durch nichts sicherer gefördert werden, als wenn sich unser Nachdenken mit strengem Ernste dorthin wendet, wo es ihm gegönnt ist, die Erkenntniß eines sittlichen Zusammenhanges im Leben am lautersten zu schöpfen. Die Erkenntniß dieses Zusammenhanges aber wird sich nicht durch die Betrachtung der Grundwahrheiten der Religion allein; sondern erst dann vollenden, wenn wir gelernt haben, die Erscheinungen des Lebens auf diese Wahrheiten, und auf den Quell und Mittelpunkt derselben, auf Gott zurück zu führen. Wie weit die Ansprüche der Philosophie auch gehen mögen: sie wird, wenn sie nicht wahrer Tiefe, reiner Unbefangenheit und hinreichender Kenntniß der menschlichen Natur ermangelt, nie im Stande seyn, zu läugnen, daß eine vollkommen harmonische Auflösung der Widersprüche des Lebens nur von diesem Standpunkte aus möglich sey, und daß die sittliche Kraft im Menschen auf keiner andern Höhe unbedingter und vollkommner, als auf dieser, sich zu entwickeln vermöge.

21.

Vermag aber die philosophirende Vernunft eine über jeden Zweifel erhabene Gewährleistung eines sittlichen Zusammenhanges im Leben gleich nur im religiösen Glauben zu finden: so wird doch das Nachdenken darum keineswegs ohne Vortheil für das sittliche Handeln auch noch andern Gründen derselben nachforschen. Ich habe mich schon in früheren Schriften darüber erklärt *), wie ich die Bürgschaft eines solchen Zusammenhanges, außer jener Gewährleistung, einzig und allein in den ewigen und unveränderlichen Gesetzen unserer sittlichen Natur zu finden glaube; in jenen Gesetzen, nach welchen Irrthum und Schuld mittelbar oder unmittelbar zur Strafe, und durch diese zu einem höheren Grade von Klarheit des sittlichen Erkennens leiten; welchen zu Folge das Gute ewig nur das Gute, das Böse aber nur das Böse zeuget, und das Letztere die nothwendigen Keime seiner Zerstörung in sich selbst trägt. Auf jene Erläuterungen mich zu berufen, wird mir um so mehr erlaubt seyn: da eine gedrängtere Wiederholung derselben mich dem Vorwurfe aussetzen würde, mich selbst auszuschreiben; für eine ausführlichere Entwicklung jener Sätze aber hier kein Raum ist.

Soll nun diese Ansicht ihre vollkommne Ausbildung, und wirksamen Einfluß auf unser sittliches Handeln erhalten: so werden wir ihre Bestätigung im Leben und zunächst in unserm eignen Leben suchen müssen. Da aber

*) Am ausführlichsten in meiner Schrift über das tragische Interesse. 3. Abschnitt. Wien, bey Gerold, 1827.

wird sie jeder finden, der sie sucht: denn wir Alle irren, und pflücken die herbe Frucht des Irrthums; in unser Aller Brust wächst und wuchert die verderbliche Saat des Bösen, und verbreitet nach allen Richtungen hin ihre giftigen Wurzeln. Nur muß das Aufsuchen der Bestätigung jener Ansicht mit heiterer Umsicht, nicht mit grüblerischem Kleinigkeitsgeiste geschehen. Auch müssen wir den Zusammenhang zwischen Irrthum und Schuld, und zwischen der durch beyde bedingten Strafe, nicht überall als einen positiven, noch als einen unmittelbaren, und am wenigsten als einen palpablen auffinden wollen. Wenn wir uns durch eine schwach bekämpfte Leidenschaft ins Verderben stürzen: so ist dieses Verderben nicht die Folge unserer Leidenschaft allein; es ist die Folge alles dessen, was überhaupt den Hang, der Stimme der Leidenschaft zu gehorchen, in uns genährt und großgezogen; und Folge der geringen, oder gänzlich versäumten Anstrengung die sittliche Kraft in uns, so viel es uns möglich war, auszubilden. Je mehr sich unser Blick für diese tausendfachen Verflechtungen und Verkettungen erweitert; um desto klarer wird die Idee eines sittlichen Zusammenhanges im Leben uns aufgehen, und desto entscheidender wird ihre Rückwirkung auf unser Handeln selbst seyn.

22.

Eine solche Ansicht des sittlichen Zusammenhanges im Leben wird, in so fern sie durch die Prüfung unsers eigenen Lebens Kraft gewinnen soll, immer von der Beachtung des Einzelnen und Besonderen ausgehen

müssen. Auf gleiche Weise aber wird ihre Ausbildung gefördert werden, in so fern wir sie objektiv zum Gegenstande unsers selbstständigen Nachdenkens machen. Auch auf diesem Wege werden wir mit dem sichersten Erfolge vom Einzelnen und Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten; und jene umfassende Ansicht des Lebens wird nur durch die genauere Erforschung der einzelnen Seiten unserer sittlichen Natur volles Licht gewinnen. Die Beziehungen der letzteren aber zu jener Ansicht sind so strenge und innig, daß eine ernste und unbefangene Forschung, wenn sie sich nur nicht überhaupt in den Regionen einer luftigen Spekulation verliert, keine Gefahr läuft, ihr richtiges Ziel zu verfehlen, von welchem Punkte sie auch ausgehen mag.

23.

Wie endlich die Lectüre als ein Beförderungsmittel der Selbstkenntniß bezeichnet wurde: so muß sie hier auch als ein Mittel erwähnt werden, den Erfolg unsers selbstständigen Nachdenkens über den sittlichen Zusammenhang des Lebens zu fördern. Zwey Fragen sind es, die dabey in Betrachtung kommen: was, und wie man lesen soll.

Was nun die erstere dieser Fragen betrifft: so bringe ich bey jenen großen und kräftigen Geistern, deren Beyfall ich vor allen Andern zu haben wünschte, wohl mein eignes Buch in Mißkredit, wenn ich in jener Hinsicht hier zuerst ein Buch nenne, das sie selbst nie gelesen haben, und das sie nur mit spöttischem Achselzucken zu nennen pflegen. Dennoch sind Männer,

welche selbst diese großen Geister mit rühmlicher Bescheidenheit nur um Weniges zu übersehen glauben — so ungefähr wie jener Negerfürst im zerlumpten fremden Rock dem dänischen Reisenden zugab, daß Gott wohl etwas größer sey, als er selbst; aber nur um ganz wenig — zu allen Zeiten der Meinung gewesen, daß der sittliche Zusammenhang im Leben in keinem andern Buche — abgesehen von der höheren Beglaubigung desselben — lebendiger und kräftiger ausgedrückt sey. Kaum darf ich dann neben diesem Buche noch andere Schriften nennen, welche eine sittliche Ansicht des Lebens auf dem Grunde desselben aufbauen, und sie auf ihre erste und reinste Quelle, auf den Glauben an ein höchstes Wesen, zurückführen.

Was nun die Schriften betrifft, welche ins Gebieth der philosophischen Moral gehören — jedermann läßt diese wenigstens nach Art der abderitischen Rathsherrn gelten — so ist nicht zu läugnen, daß diese Wissenschaft sich noch immer nur allzusehr des Mißgriffes schuldig macht, ihre Belehrungen nicht, wie sie sollte, und wie die Alten es zu thun gewohnt waren, unmittelbar aus dem Leben herzunehmen, noch sie mit strenger Berechnung auf die Beobachtung und die Gesetze der menschlichen Natur zurückführen. Auch verkennt sie ihren Wirkungskreis noch immer darin, daß sie sich weit lieber mit dem Allgemeinen, als mit Besonderem; mehr mit für die Schule, als für einen weiteren Kreis von Lesern berechneten Untersuchungen beschäftigt.

Über die Art endlich, wie man hinsichtlich des

hier beabsichtigten Zweckes lesen soll, habe ich nur eine Forderung zu machen; diese nämlich, daß der Drang, eine feste Lebensansicht zu gewinnen, lebhaft in dem Lesenden rege geworden sey, und ihn zum Selbstdenken ansporne; widrigenfalls es in der That fast gänzlich gleichviel gilt, ob er die Schriften eines Plato und Aristoteles, oder eine Abhandlung über das Whistspiel zur Hand nimmt.

Zweytes Buch.

1.

Ich komme jetzt zu demjenigen Theil meiner Untersuchung, mit dem ich mich bey weiten am liebsten beschäftige. Denn theils habe ich über denselben am meisten und am reiflichsten nachgedacht, theils darf die Belehrung bey einer Untersuchung, wie die vorliegende, weit mehr darauf rechnen, nützlich zu werden, wenn sie sich mit dem beschäftigt, was zu meiden ist, als wenn sie anzugeben sucht, was im Allgemeinen zu erstreben sey. Ungleich leichter ist es ihr im ersteren, als im letzteren Falle, bey Andern klare Vorstellungen hervorzubringen, und sie dadurch dem Ziel der angestellten Untersuchung wenigstens einige bedeutende Schritte näher zu fuhren.

Mehr als ein Aggregat einzelner Beobachtungen und Bemerkungen wird inzwischen, ich will nicht sagen, wer die Schwierigkeiten, sondern wer auch nur die Natur einer solchen Arbeit kennt, weder erwarten noch fordern dürfen Die erschöpfende Zergliederung und Darstellung jedes Einzelnen von den Fehlern, welche wir im Umgange mit uns selbst begehen, würde ein ausführliches Werk für sich verlangen; wobey denn freylich nicht zu läugnen, daß die Psychologie durch

nichts mehr, als durch solche Monographien unserer Neigungen, Leidenschaften und Irrthümer gewinnen würde.

Auch eine erschöpfende Eintheilung der Fehler, die wir im Umgange mit uns selbst begehen können, wird man nicht erwarten dürfen. Sie mischen und verzweigen sich zu mannigfaltig, als daß eine solche Eintheilung möglich wäre.

Inzwischen lassen sich dennoch drey Hauptquellen angeben, aus welchen sie herfließen. Ungemessener Einfluß der Phantasie ist die erste; ein Mißverhältniß zwischen dem äußeren und inneren Leben die zweyte; ein Mißverhältniß zwischen Erkennen und Handeln die dritte. Eine reine Scheidung ist jedoch hier durchaus unmöglich; und nicht einen einzigen der zu bezeichnenden Fehler wird man ausschließend aus einer dieser Quellen allein herleiten können.

2.

Die Natur hat uns wenig edlere, und kaum irgend ein gefährlicheres Geschenk gemacht, als die Phantasie. In ihr hat sie uns eine unerschöpfliche Quelle der höchsten Genüsse, aber zugleich eine Quelle der herbsten und peinvollsten Leiden geöffnet. Die Freuden, wie die Qualen, welche die Phantasie schafft, sind Täuschung; aber die Lebendigkeit der Täuschung läßt uns die Wirklichkeit vergessen. Von ihrem Fittich umweht, fühlt der Gefangene die Ketten nicht mehr, die seit Jahren seine Hände wund drücken; die Nacht seines

Kerkers erhellt sich; die Mauern desselben weichen zurück und versinken; er wandelt im heiteren Sonnenschein auf blumichten Matten; er trinkt in durstigen Zügen den frischen Strom der balsamischen Frühlingslüfte; er ruht am Busen der Freundschaft, und im Schooße der Liebe. Das Leben hat keine so trübe Seite, welche die Phantasie nicht aufzuhellen; keine so helle, über die sie nicht einen noch höhern Glanz zu verbreiten vermöchte. Selbst die dunkeln Regionen jenseits des Grabes übergießt sie mit dem milden Schimmer einer sanften Morgenröthe; und wie rein das Licht auch sey, in welchem die Tugend in angestammter Würde strahlet: unser blödes Auge scheint ihre himmlischen Züge meistens nur dann im vollen Glanz ihres Reizes zu erblicken, wenn die Phantasie den Strahlenglanz einer höheren Verklärung um ihre Stirne windet.

Aber eine nicht minder furchtbare Quelle der Qual und des Verderbens ist ihre Macht über die Gemüther, als sie ein Quell höheren Genusses und beseelteren Strebens ist. Nicht der Tugend allein leiht sie ihre Reize; auch dem Laster. Von ihr borgt dieses den giftigen Zauber seines Blickes, womit es, wie Klapperschlangen, die Leidenschaft betäubt, bis sie ohnmächtig in den Schlund des Verderbens hinabsinkt. Sie reizt und stachelt immer aufs neue das Verlangen der Habsucht, die kecke Zuversicht des Ehrgeizes, die eitle Anmaßung der Ruhmliebe, die Erbitterung des Hasses, und die nimmersatte Begierde der Wollust. Das Leben kennt keinen Irrthum, an dem sie nicht ihren

Antheil hätte, und keine Pein, deren Foltergrade durch sie nicht um das Hundertfache gespannt würden. Selbst über das Grab hinaus trägt sie ihre Schrecken, und ängstigt das bestürzte Gemüth nicht minder durch die Bilder der Qualen, die es erwarten, als derjenigen, die es hinter sich läßt.

Was die Gewalt der Phantasie noch furchtbarer und gefährlicher macht, ist dieses, daß sie aus Allem Nahrung saugt, und, einmahl entfesselt, wenn die Vernunft sie nicht kräftig beherrscht, keine andere Grenze kennt, als ihre Erschöpfung. Ein Wort, ein Ton, ein Laut; ein dunkles, formloses Bild ist hinreichend, eine verderbte Phantasie immer wieder aufs neue in Flammen zu setzen; und nicht früher sinkt ihre verzehrende Gluth in Asche, als bis sie auch die letzten Reste jedes bessern Keimes zerstört hat.

3.

Wie mächtig aber der Einfluß der Phantasie auch sey: er ist nur darum so mächtig, weil er sich mit dem ewigen Begehren unserer Wünsche, und mit der Furcht vor verhaßten Entbehrungen, oder gefürchteten Schmerzen verbindet. Indem er mit dem ersteren zusammentrifft, reizt er die befriedigte Begierde zu neuem Verlangen, und erzeugt im Fall der Nichtbefriedigung Unzufriedenheit und grollenden Unmuth; er läßt in Verbindung mit der Furcht uns immer vor neuen Entbehrungen und vor neuen Schmerzen zittern. Darum haben wir einen ungemessenen Einfluß der Phantasie nirgends mehr zu scheuen, als im Umgange mit uns

selbst. Denn nicht in den Veranlassungen, welche, und wie, das äußere Leben sie uns biethet, liegt der Grund des Mißverhältnisses unsers Begehrens und Verabscheuens zu diesen Veranlassungen selbst: sondern in der Gestalt, welche die äußeren Eindrücke durch den Einfluß der Phantasie in unserem Innern annehmen. Hier allein ist die Werkstätte aller jener unmäßigen Wünsche, aller jener unersättlichen Begierden, aller jener Schreckbilder der Furcht und des Entsetzens zu suchen, die unsere Ruhe vergiften, und uns weder, was wir sonst noch von einem naturgemäßen Lebensglück erringen, noch was wir von gefürchteten Übeln sonst noch zu vermeiden vermöchten, zu erringen und zu vermeiden gestatten. Darum haben im Umgange mit sich selbst diejenigen Menschen, die viel inneres Leben besitzen, einen ungemessenen Einfluß der Phantasie mehr als andere zu scheuen; am meisten aber diejenigen, bey welchen ein entschiedener Widerspruch zwischen ihrem innern Leben und ihren nach außen hin ihnen zugewiesenen Bestrebungen vorhanden ist.

4.

Wie groß aber die Macht der Phantasie auch sey, die Vernunft vermag es, sie in ihre Gränzen zurück zu weisen und sie zu beherrschen. Allein nur der höchsten Kraftanstrengung derselben kann es gelingen, über ihre Gegnerin den Sieg davon zu tragen, und nur dann, wenn sie ihre Kraft lang und vielfältig geübt hat. Und auch dann noch bleibt der Sieg zweifelhaft;

oft nur um so unerwarteter und gewisser verlören, je sicherer er zu seyn schien.

Darum gilt auch hier jenes Gesetz, welches uns jeden Kampf, der unserer Sittlichkeit und unserer Ruhe gefährlich werden könnte, zu meiden, oder ihm vorzubeugen befiehlt, wenn uns irgend ein solcher Ausweg offen steht. Der erfahrne Schiffer kämpft, wenn er vom Sturm zwischen die Klippen getrieben wird, gegen die empörten Wogen bis zur Erschöpfung seiner Kräfte, und es gelingt ihm vielleicht, dem Schiffbruche zu entgehen: aber nicht zu scheitern darf er nur dann mit Sicherheit erwarten, wenn er gewandt und glücklich genug ist, die gefährlichen Stellen zu vermeiden.

Die Mittel, welche uns zu Gebothe stehen, um den übermächtigen Einfluß der Phantasie zu bekämpfen, werden am schicklichsten bey Behandlung der einzelnen Verirrungen, zu welchen ein solcher Einfluß Veranlassung gibt, erwähnt werden. Hier soll zunächst von demjenigen die Rede seyn, welches am geeignetsten ist, jenen Einfluß im Allgemeinen zu beschränken, und zu hindern, daß er nicht in einen übermächtigen ausarte.

5.

Es ist sonderbar, daß von allen Seelenvermögen kein anderes so wenig erforscht, und so wenig gekannt ist, als die Phantasie. Wenigstens gilt dieses unbedingt von einer ins Detail gehenden Untersuchung ihres Einflusses auf die Leidenschaften; und hier wird die Sache erklärbar. Diejenigen, welche sich mit der Zergliederung der verschiedenen Seelenvermögen beschäfti-

gen, sind, wie viel Scharfsinn sie sonst auch immer besitzen mögen, selten die Leute, die jenen Einfluß am besten kennen gelernt haben. Jene im Gegentheil, die ihn am besten kennen gelernt, haben selten Lust und Geschick, ihn einer umfassenden Prüfung zu unterwerfen, und in einer wissenschaftlichen Form ihn darzustellen. Überdieß, wo ist der Mann, in dem sich Alles, was hier gefordert werden muß, vereinigte, und dem es seine Verhältnisse erlaubten, eine solche Arbeit zu unternehmen? Sollte er sich einmahl finden, und mit edler Selbstverläugnung, aus lauterer Liebe zur Wissenschaft, sich entschließen, eine Geschichte der Phantasie zu schreiben: so ist sehr zu wünschen, daß er sein Werk in einer Sprache abfasse, die es wenigstens dem größeren Theil der Unberufenen unmöglich mache, darin etwas Anderes, als Erweiterung ihrer Kenntniß der menschlichen Natur zu finden.

Eben so wenig hat man die Frage: Wie viel vermögen wir für die Kultur der Phantasie zu thun, und was läßt sich dadurch gewinnen? einer hinreichenden Untersuchung unterworfen. Bildungsfähigkeit und Bildungsweise jedes andern Seelenvermögens sind genauer und sorgfältiger erforscht worden, als jene der Phantasie. Was die Psychologie und die Erziehungskunde, welche letztere sich mit Beantwortung dieser Frage am angelegentlichsten hätte beschäftigen sollen, darüber zu sagen wissen, ist nicht allzuviel, und schon darum ungenügend, weil alle angestellten Forschungen zu wenig ins Besondere und Einzelne gehen.

Was hier über diesen Gegenstand vorgebracht

werden soll, muß und darf sich auf folgende Andeutungen beschränken.

Viel zu wenig Gewicht legen wir auf die Kultur der Phantasie, und die Möglichkeit, dadurch auf die Bildung und die Veredlung der menschlichen Neigungen zu wirken. Zugegeben selbst, die Macht der Phantasie zeige in der Wirklichkeit sich größer in der Verbindung mit unsittlichen, als mit sittlichen Ideen und Neigungen: so folgt daraus noch keineswegs, daß ihr Einfluß in der Verbindung mit den letzteren an und für sich selbst ein unwirksamer sey. Nur auffallender und häufiger ist er bey den ersteren; und die Phantasie bedarf bey diesen nicht nur eines geringeren Grades von Kultur, sondern selbst von Kraft, damit er wirksam und erkennbar werde.

Nur eine falsche Ansicht muß hiebey aufgegeben werden: diese nämlich, als ob die Verbindung der Phantasie mit sittlichen Ideen und Neigungen sich insbesondere als Gegengewicht des Einflusses derselben, in Verbindung mit unsittlichen, wirksam zeige. Dieß nämlich ist im Allgemeinen keineswegs der Fall. Nicht läugnen wird der Psycholog, daß es Fälle geben könne, wo eine solche Gegenwirkung eintrete; allein diese Fälle werden nur äußerst selten, und nur unter ganz besondern Umständen Statt finden. Im Allgemeinen wird sich der Einfluß der Phantasie in ihrer Verbindung mit sittlichen Ideen und Neigungen nicht sowohl als ein Gegengewicht unsittlicher Ideen und Neigungen wirksam zeigen: als vielmehr dadurch, daß er die letzteren ausschließt; nicht dadurch, daß er sie

unterdrückt, sondern dadurch, daß er sie nicht aufkommen läßt. Wer diese Ansicht nicht scharf genug auffaßt, der hat in der That nicht hinreichend begriffen, was die Kultur der Phantasie zu leisten vermöge, und worauf sie es absehen müsse. Auch hier muß wieder an jenes bekannte und schon öfters angezogene psychologische Gesetz erinnert werden, nach welchem Vorstellungen, die in einer höheren Potenz der Klarheit und Lebhaftigkeit vorhanden sind, anderen mit ihnen im Widerspruch stehenden Vorstellungen entschiedenen Abbruch thun; oder sie auch, wenn nicht unbedingt und nothwendig, doch bedingungsweise gänzlich ausschließen. Und in dieser Hinsicht mag denn der entschiedene Einfluß der Phantasie, in ihrer Verbindung mit sittlichen Ideen und Neigungen, nicht ganz mit Unrecht ebenfalls eine Art von Befangenheit genannt werden. —

Eine befriedigende Antwort auf die Frage: von welcher Art die Kultur unserer Phantasie seyn, und welches Ziel sie sich vorsetzen müsse, läßt sich nur dann finden, wenn man sich zuerst die Frage beantwortet hat: Welche Bildung des Menschen ist im Allgemeinen die vollkommenste, und welches Ziel muß sie sich im Allgemeinen setzen? Wenn es nun in Betreff dieser Frage keinem Zweifel unterliegen kann, daß jene Bildung als die vollkommenste anerkannt werden muß, bey welcher alle unsre Kräfte und Anlagen gleichförmig, und bey der Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit, im richtigen Verhältnisse zu dieser Bestimmung, ausgebildet sind: so ist damit zugleich jene Frage über

die Kultur unsrer Phantasie, und das Ziel, welches sie zu erstreben hat, beantwortet. Dem zufolge wird die Aufgabe für die Kultur der Phantasie keine andere seyn, als eine solche Bildung zu erstreben, die im richtigen Verhältnisse zur Bildung aller übrigen Kräfte und Anlagen des Menschen, dem Zwecke der Erreichung seiner sittlichen Bestimmung entsprechend sey.

Handelt es sich endlich um die Beantwortung der Frage: auf welche Weise die bezeichnete Bildung der Phantasie gefördert und erreicht werden möge: so muß man dabey zweyerley unterscheiden; nämlich, was dafür im kindlichen und jugendlichen Alter durch Andere: und was späterhin von uns selbst zu diesem Zwecke gethan werden muß. Hier sollte nur von dem letzteren Punkte die Rede seyn; ich kann es mir aber nicht versagen, mir auch über den ersteren einige Bemerkungen zu erlauben.

Zuerst muß der an Albernheit gränzende Irrthum derjenigen Erzieher in Anspruch genommen werden, die hier bloß negativ verfahren zu dürfen glauben. Sie geben und befolgen mit großem Ernste die Vorschrift, alles von der Jugend zu entfernen, was der Phantasie derselben irgend gefährlich werden könnte. Gegen die Vorschrift selbst läßt sich wenig einwenden; nur wird es erlaubt seyn zu fragen, wie viel sie denn zu leisten vermöge. Es wird bey Befolgung derselben nothwendig seyn, durchaus nichts zu übersehen, was der jugendlichen Phantasie gefährlich werden könnte. Findet sich einmahl der rechte Mann, eine Geschichte der Phantasie zu schreiben; so wird er darüber manches

zu sagen haben, was den Pädagogen neu und unerwartet seyn dürfte. Das Resultat aber aller seiner Bemerkungen über diesen Gegenstand wird kein anderes seyn, als dieses: es gebe keine so reine und unschuldige, wie keine so unbedeutende Sache, welche die erwachende jugendliche Phantasie nicht bis auf den unheilbarsten und furchtbarsten Grad verderben könne.

Also nicht bloß auf das Negative, auf das Positive muß das Streben, die jugendliche Phantasie zu bilden, gerichtet seyn. Für edle Gegenstände muß es sie erwärmen, damit sie das Schlechtere verschmähe. Wie überall, ist auch hier die Kenntniß und die warme Liebe des Besseren das einzige sichere Mittel, das Schlechtere abzuhalten und auszuschließen. —

An solchen positiven Bestrebungen zur Bildung der jugendlichen Phantasie fehlt es nun freylich nicht; und darum gedeiht diese Bildung auch so trefflich. Um aber jene Bestrebungen richtig zu würdigen, muß man durchaus mehrere Zeitabschnitte des jugendlichen Alters unterscheiden.

Zuerst also denjenigen, in welchem Kinder noch Kinder sind — ungefähr bis ins zehnte Jahr, wo Knaben die ersten Anfangsgründe einer wissenschaftlichen Bildung erhalten. Wie trefflich hier nicht gesorgt ist für die Bildung der Phantasie der Unmündigen — von Unmündigen! Wollte Jemand Alles sammeln, was nur ein Decennium hindurch zu Nutz und Frommen dieses zarten Alters geschrieben wird: so wäre ihm wohlmeinend zu rathen, gleich anfangs auf ein hinreichend geräumiges Locale bedacht zu seyn. Er kann dann

den einen seiner Säle mit Erzählungen; einen andern mit Robinsonaden und Reisebeschreibungen; einen dritten mit Dramen; einen vierten mit Raritäten und Curiositätensammlungen aus allen Welttheilen; und einen fünften und sechsten mit Gedichten anfüllen. Dabey wird er gut thun, noch ein Paar Säle für staatsrechtliche und historisch-kritische Abhandlungen offen zu halten, die zum Besten der lieben Unmündigen, und in einer ihrer Fassungskraft angemessenen Behandlung, in den nächsten Decennien unfehlbar zu erwarten stehen.

Ich erkenne willig das Verdienst an, welches sich ein Schmidt, Glatz, Chimani, Ebersberg ꝛc. durch ihre Jugendschriften — am meisten wohl durch jene, welche nicht gerade für jenes zarte Alter geschrieben sind, das eben erst mit dem Buchstabiren fertig geworden — erworben haben; was aber die eigentliche Literatur der Unmündigen betrifft, so läugne ich gar nicht, daß ich lieber das alte Bilder-A B C mit seinen Leberreimen, wie:

Das erste Bild mit A hier ist
Der Affe, der den Apfel frißt u. s. w.

in den Händen der Knaben sehen möchte, als alle jene Erzählungen, von dem mitleidigen Kinde, das dem hungrigen Kinde seine Butterbemme gab; und von dem guten Kinde, das so fleißig lernte; und von dem sparsamen Kinde; und von dem verträglichen Kinde; und von dem geduldigen Kinde; und von dem frommen Kinde, das einen alten Mann über einen Steg führte ꝛc. ꝛc. — geschrieben von irgend einem alten Kinde,

das sich mit aller Mühe in die Kunst, kindisch zu seyn, hineingearbeitet, [illegible] es darin bis zur Virtuosität gebracht hat.

»Man müsse, schreibe man für Kinder, sich nach der Fassungskraft der Kinder, und nach dem Kreise ihrer Ideen richten.« — Über den Scharfsinn, der dazu gehört, diese Bemerkung zu machen, oder sie richtig zu finden! Wer aber heißt euch denn für Kinder schreiben, die kaum erst lesen gelernt haben?

Für die Mütter schreibt!

und wenn diese nicht tausend Mahl besser, phantasiereicher und zweckmäßiger euch nacherzählen, als ihr ihnen jemahls vorzuerzählen im Stande seyn werdet; und wenn diese mündlichen Erzählungen nicht tausend Mahl ersprießlicher auf die Bildung der Phantasie, des Verstandes und des Gefühls der Kinder einwirken, als eure geschriebenen: so will ich mich selbst dazu verurtheilen, eine ganze Bibliothek von euern Kinderschriften durchzulesen, und jeder einzelnen das ihr zugefügte Unrecht insbesondere abzubitten. Ein Schriftsteller von Geist und Einsicht, der sich der Idee bemächtigte, künftig nicht für die Unmündigen, sondern für die Mütter der Unmündigen zu schreiben, und der diese Idee zu gleicher Zeit durch Lehre und Beyspiel zu empfehlen und geltend zu machen wüßte, würde sich um die Jugendbildung ein Verdienst erwerben, das sich manchem hochgepriesenen Verdienste an die Seite stellen dürfte, und gewiß willige Anerkennung finden würde. —

Die wünschenswertheste Gelegenheit und reiche Mittel biethen, wenn der Knabe, dem eigentlichen

Kindesalter entwachsen, die wissenschaftliche Laufbahn betritt, das Studium der Geschichte, der Geographie, der Mythologie, der Dichtkunst und der Beredsamkeit dar, um eben so vortheilhaft als entscheidend auf die Bildung der jugendlichen Phantasie einzuwirken. Wenn aber reife Einsicht und Sachkenntniß, der redlichste Eifer und die unermüdliche Thätigkeit hochverehrter Schulmänner den Unterricht in dieser Hinsicht wesentlich verbessert und gehoben haben: so werden gewiß diese treuen Beförderer der Jugendbildung selbst es am liebsten zugeben, daß gerade hier noch vieles zu leisten und zu erreichen sey. Nur auf wenige Punkte sey es mir erlaubt, im Allgemeinen hinzuweisen.

Das Studium der Geschichte wird zur Anregung und Veredlung der jugendlichen Phantasie nur dann mit Erfolg benützt werden können, wenn man dieser eine Geschichte gibt, der es nicht an Wärme der Phantasie, nicht an Lebendigkeit und Frische der Darstellung fehlt. Roman oder Poesie wird diese Darstellung eben so wenig seyn dürfen, als die Geschichte das irgendwo seyn darf. Aber auf große Massen wird sie es anlegen müssen, mit Vermeidung aller kleinlichen Details; auf eine einfache, aber sichere Entwicklung des Ganges der Begebenheiten; auf bestimmte Zeichnung der geistigen und sittlichen Größe einzelner Personen und Zeitabschnitte; auf richtige Färbung der mannigfaltigen Gemählde, welche sie aufzustellen hat. Diesen Forderungen wird sie entsprechen können, ohne dem Alter, für welches sie berechnet wird, vorzugreifen. Dabey möchte aber weit mehr von einem gut, und mit hinrei=

chender Ausführlichkeit geschriebenen Lehrbuch, als von einem kürzeren Umrisse zu erwarten seyn, dem der mündliche Vortrag des Lehrers erst Fleisch und Farbe geben soll: wollte man in dieser Hinsicht auch nur die mögliche Ökonomie des Unterrichtes in Berechnung ziehen.

Die nämlichen Anforderungen müssen an das Studium der Erdkunde gemacht werden: große Massen in eigenthümlicher, frischer Färbung, mit Vermeidung aller zu sehr ins Kleinliche gehenden topographischen Details, die dem Gedächtniß eben so schnell wieder entfallen, als sie ihm schwer eingeprägt werden. Auch hier müßte ein hinreichend ausführlich und dabey anziehend geschriebenes Lehrbuch das Beste thun.

Insbesondere ist die Mythologie geeignet, die jugendliche Phantasie anzuregen, und ihr einen höhern Schwung zu geben. Nur muß sie die Mythen nicht vereinzelt, sondern nach ihrem Zusammenhange vortragen. Denn nur so wird sie der Forderung, der Phantasie große, leicht zu überblickende Massen zu biethen, Genüge leisten. Die Farben, um ihnen das rechte und lebendigste Kolorit zu geben, dürfen nur den alten epischen und dramatischen Dichtern mit Einsicht abgeborgt werden.

Wie großen Einfluß Dicht- und Redekunst auf die Bildung der Phantasie gewinnen können, darf hier mit Stillschweigen übergangen werden, da nur Gesagtes darüber zu wiederhohlen wäre. Darum nur dieses. Nichts ist geeigneter, die sittliche Bildung der Phantasie zu fördern und zu vollenden, als eben die

Poesie. Denn die rechte Poesie sucht nichts, als das Sittlichschöne, kann sie dieses gleich verläugnen, und dennoch Poesie bleiben; sie verklärt es in höchster Reinheit; und stellt es dar, vollendet in sich selbst. Aber freylich vermag sie eine entschiedene Wirkung nur dann hervorzubringen, wenn sie ihr wahres Ziel richtig erkannt, und die Liebe zu ihr nicht in einer unstäten Neigung, oder einer unruhigen Regsamkeit der Phantasie: sondern eben wieder in einem klaren Erkennen ihrer höheren Bestimmung, und in einer auf dieser Basis ruhenden Begeisterung ihren Grund hat.

6.

Reift der Jüngling dem Manne entgegen: so tritt die Periode ein, wo er selbstständig für die Vollendung der Ausbildung seiner Phantasie thätig seyn soll. Sorgsam soll er von jetzt an fortwährend bis in sein spätes Alter die heilige Flamme in seinem Busen hüthen, damit weder der giftige Hauch der Selbstsucht, noch die wilden Stürme der Leidenschaft sie verlöschen. Der Umgang mit edlen Menschen, der erhabene Anblick ihres Wirkens, die vertrautere Bekanntschaft mit den Heroen der Vorzeit, und der Eintritt in das Heiligthum der Kunst, biethen ihm, hat eine freundliche Hore bey seiner Geburt gewaltet, tausendfache Veranlassung, jene heilige Flamme zu nähren, und die Bildung seiner Phantasie zu vollenden. Allein er wird diese Bildung nicht vollenden, und aus ihr keinen Gewinn für sein sittliches Streben ziehen, wie mildgesinnt der Genius seines Lebens auch alle Umstände desselben

geordnet habe: wenn er, was ihm das äußere Leben biethet, nicht im Umgange mit sich selbst festzuhalten, und in sein wahres Eigenthum zu verwandeln weiß: so wie im Gegentheile ein Anderer, habe seinem Eintritt in die Welt auch kein günstiger Stern geleuchtet, das Wenige, was das äußere Leben ihm biethet, im stillen Heiligthume der Brust es treu bewahrend, auf jene Weise zum reichen Schatze vermehren wird.

7.

Welche Richtung die Phantasie aber auch immer genommen habe: ihr Einfluß wird immer ein schädlicher seyn, wenn er ein ungemessener ist. Letzterer Ausdruck bezeichnet hier im Allgemeinen ein entschiedenes Mißverhältniß zu dem übrigen Seelenvermögen; insbesondere zur Urtheilskraft.

Natürlich sind die Nachtheile, welche aus einem solchen Mißverhältniß entstehen, sowohl im Allgemeinen, als in näherer Beziehung auf den Umgang mit uns selbst, eben so verschiedenartig, als es die Formen sind, unter welchen es sich ausspricht. Bey der Betrachtung der einzelnen Formen wird übrigens hier auf den Einfluß der Phantasie auf die Leidenschaften keine Rücksicht genommen; indem davon ohnehin im dritten Buche ausführlicher wird die Rede seyn müssen.

8.

Wir wollen die widerlichste Form, unter welcher der ungemessene Einfluß der Phantasie sich zeigen kann, zuerst bey Seite zu bringen suchen. Diese Form ist

geistige Flachheit, die selbst wieder unter mancherley Nüancen zum Vorschein kömmt. Bey der ersten dieser Formen, die man nach Belieben die erbärmliche oder ekelhafte Flachheit nennen mag, darf man weder an eine starke und kräftige, noch auch nur an eine sehr lebhafte Phantasie denken. Nur an eine im hohen Grade unstäte. Was nun hier den ungemessenen Einfluß der Phantasie hervorbringt, ist, daß die übrigen Seelenvermögen, und insbesondere die Urtheilskraft, fast auf Null stehen.

Ich will diese Art von Flachheit nur mit wenigen Zügen bezeichnen. Denn erstens mag ich gern so schnell als möglich über sie wegkommen; und dann reichen einige Züge vollkommen hin, damit Andere sie erkennen; denn sie selbst wird sich in meiner Schilderung nie erkennen: wenn ich die Richtung derselben auch mit tausend Eiden bekräftigen wollte, und die ganze Welt mir Zeugniß gäbe: ich habe recht geschworen.

Wohl denn: Von allem, was ihr kennt und nennt, ist sie gar nichts. Alles, was sie ist, ist sie nur nach der Eingebung des Augenblickes; und nichts ist sie ganz. Daß sie gewöhnlich eine hohe Meinung von sich selbst hat, und sich vorzüglich gerne für geistreich hält; daß sie in dieser Meinung trotz aller ihrer Feigheit, so arrogant als möglich ist; daß sie so eitel, und dabey gewöhnlich so geckenhaft als möglich ist; daß sie mit einer Mundfertigkeit, die euch zur Verzweiflung bringt, von einem Witz, der noch schlechter ist, als die schlechteste Art von Witz, übersprudelt und der ganzen Welt zumuthet, daran Wohlgefallen zu finden — das sind

Kleinigkeiten, nicht erheblich genug, um eine bedeutende Schattirung abzugeben.

In gegenwärtigem Werke hätte sie übrigens auch gänzlich unerwähnt bleiben können. Denn was kann sie aus dem Umgange mit sich selbst lernen, da sie nie das Bedürfniß fühlt, zu lernen; da sie nichts an sich findet, und außer sich nichts ergreift und festhält, woraus sie lernen könnte. Ich kenne nur Eines, was sie etwas in sich selbst zurückführen, und einigermaßen zur Erkenntniß ihrer selbst bringen kann — Unglück. Aber nicht großes oder erschütterndes; das löst sie auf in Wimmern und ungesalzene Thränen, oder macht sie, nach Gestalt der Dinge, boshaft und stöckisch: sondern Unglück, nicht drückend genug, um zu zermalmen; wohl aber drückend und anhaltend genug, um vom Geiste des Leichtsinnes und des Übermuths sich nicht wegschütteln zu lassen.

9.

Wenn der eben erwähnten Art von Flachheit die entschiedenste Geistesarmuth zum Grunde liegt: so ist das nicht auch bey einer andern Form derselben der Fall, von der ich jetzt reden will. Der Ausdruck flach kann bey den Menschen, welche hier gemeint sind, übel gewählt zu seyn scheinen; allein abgerechnet, daß kein anderer vorhanden ist, um sie zu bezeichnen — gestaltlos könnte man sie allenfalls nennen: so ist er in der That bey weitem nicht so unpassend, als man auf den ersten Anblick glauben könnte. Wie viel sich nämlich auch auf den Grund ihrer Seele erhebe: dieser

ist darum nicht minder flach; denn was immer darauf hervortritt, erhebt sich nur, um bald wieder etwas Anderem, und was das Schlimmste ist, meistens einem Entgegengesetzten Platz zu machen. Hier ist inzwischen von keiner Geistesarmuth die Rede; hier ist oft Geist Phantasie, Witz, Scharfsinn, und selbst ächte Genialität in hohem Grade vorhanden. Der ungemessene Einfluß der Phantasie entsteht hier nicht aus dem Mißverhältniß eines unbedeutenden Grades derselben zu einer noch schwächern Urtheilskraft: sondern aus dem Mangel an Stätigkeit und strenger Consequenz der letzteren im Mißverhältniß zu einer allzu lebhaften, oft auch allzu feurigen, allzu kräftigen und allzu reichen Phantasie. Von dieser beherrscht, halten Menschen dieser Art durchaus keinen festen Strich, weder in ihren Ansichten, noch in ihren Neigungen, noch in ihren Bestrebungen; sie bestreiten morgen, was sie heute behaupteten: und, zur Hälfte wenigstens, ist ihnen morgen gleichgültig, was sie heute ganz zu lieben glaubten, und was ihnen das höchste und würdigste Ziel ihres Strebens zu seyn schien. Auf nichts ist bey ihnen mit Sicherheit zu rechnen, als auf ihre Unstätigkeit und Wandelbarkeit.

Inzwischen bildet das Leben gerade aus ihnen oft, obgleich bey weitem nicht immer, die gediegensten Menschen. Da sie geistige Kraft genug besitzen, um die richtige Ansicht nirgends ganz zu verfehlen: so gewinnt bey ihnen die Urtheilskraft fast immer, was die Phantasie verliert: sey es durch Reife der Jahre; sey es durch ernstere Lebenserfahrungen; sey es durch wiederhohltes Gewahrwerden ihrer Mißgriffe. Niemand kann

daher aus dem Umgange mit sich selbst so vielen Vortheil ziehen, als eben sie. Sie bedürfen nur einer strengen Aufmerksamkeit auf sich selbst, um jene Mißgriffe vermeiden, und den Werth eines festen consequenten Strebens kennen zu lernen. Nur daß ihnen dieses, so lange der Einfluß ihrer unstäten, allzubeweglichen Phantasie vorherrscht, meistens als einseitige Beschränktheit erscheint; eben weil sie den Begriff desselben nicht rein genug, und nicht nach seiner, die ganze harmonische Bildung des Menschen umfassenden Ausdehnung in sich aufgenommen haben.

10.

Noch unpassender kann die Benennung der Flachheit bey einem andern Fehler zu seyn scheinen, welcher bey einem ungemessenen Einflusse der Phantasie vorzukommen pflegt: wenn nämlich dieser Einfluß ein einseitiges Streben erzeugt — von Leidenschaft im engeren Sinne ist hier nicht die Rede; — das, eben als ein solches, zu der durch eine unbefangene Urtheilskraft festgestellten Bestimmung seines eigenthümlichen Werthes, so wie zu der Forderung einer durchaus harmonischen Bildung, außer Verhältniß steht. So zum Beyspiel das Streben nach Vollendung des Kunstsinnes; oder jedes andere, das durch ein Übermaß der Phantasie geleitet wird, und die Rücksicht auf die angegebenen Forderungen ausschließt. Die Flachheit ist hier eine partielle; wie die damit sehr wohl vereinbarte geistige Kraft, Umsicht, und selbst Tiefe, partiell sind. Wer vielleicht der Meinung wäre, daß eine solche Be-

hauptung der künstlerischen, oder jeder andern Begeisterung zu nahe trete, würde nur beweisen, daß er von Begeisterung überhaupt einen sehr unrichtigen Begriff habe. Denn die wahre Begeisterung ergreift wohl den Gegenstand, worauf ihr Streben gerichtet ist, mit der höchsten Liebe und Kraft; aber eben als ächter Begeisterung fällt es ihr nie ein, ihn gleichsam aus dem Zusammenhang des Lebens und aller Bildung herauszureißen. Jedes Streben dieser Art muß daher darauf zunächst bedacht seyn, sich selbst richtig zu begreifen, und sein eigenes Wesen zu erforschen. Denn nur so kann es die wahre Tiefe ergründen; und nur so seinen Zusammenhang mit dem Leben und mit den Forderungen einer allgemeinen und harmonischen Bildung richtig erkennen lernen.

11.

Auch in so fern der Einfluß der Phantasie als ein ungemessener sich in abgeschlossener Verbindung mit einzelnen Ideen zeigt — in welcher Verbindung er nicht nur das Begehren nicht ausschließt, sondern selbst häufig diesem einen leidenschaftlichen Charakter mittheilt — kommt er unter verschiedenen Formen vor: wobey er dann immer eine partielle Flachheit und Einseitigkeit mit sich führt. Denn bey dem unbedingten, oder wenigstens unmäßigen Werthe, welchen er einer einzelnen Idee beylegt, ist es nicht möglich, daß wir die richtige Geltung anderer, ihr widersprechender, oder sie beschränkender Vorstellungen anders, als oberflächlich oder einseitig auffassen.

12.

Wenn der ungemessene Einfluß der Phantasie uns veranlaßt, uns mit Ideen zu beschäftigen, die durchaus im Leben nicht als verwirklicht gedacht werden können, so zeigt er sich als Hang zum Chimärischen. Der eigentliche Hang, sich mit chimärischen Ideen zu beschäftigen, ohne daß er diese als solche anerkennt, ist ein schwächerer Grad von Verrücktheit; die Beschäftigung mit solchen Ideen, wenn wir sie als das anerkennen, was sie sind, ist heilloser Zeitverderb. Der Umgang mit uns selbst kann uns, indem er sich Rechenschaft von der Beziehung jeder Idee zur Wirklichkeit abfordert, vor jenem ersteren Übel wohl bewahren, aber uns nicht davon heilen. Im Gegentheil ist es, wo jener Hang vorhanden ist, sehr räthlich, den Umgang mit uns selbst, als den schlechtesten und gefährlichsten, welchen wir haben können, möglichst zu beschränken; und dafür Beschäftigung, Zerstreuung und den Umgang mit Personen von möglichst derbem, gesunden Hausverstande zu suchen.

13.

Verwandt mit dem Hange zum Chimärischen ist der Hang zum Sonderbaren, bey dem meistens, wenn gleich nicht nothwendig, ein ungemessener Einfluß der Phantasie mit im Spiele ist. Ist dieses der Fall: so zeigt sich jener Einfluß vorzüglich in der Eitelkeit, oder in den flachen Ideen von Selbstständigkeit, welche bey Sonderlingen die gewöhnliche Quelle ihrer Verkehrtheit sind. Das Eigenthümliche der letzte-

ren besteht darin, daß sie mit den allgemein angenommenen Begriffen des Anständigen, Geziemenden und Vernunftgemäßen in einen Widerspruch tritt. Daher wird der Sonderling im Umgange mit sich selbst darauf bedacht seyn müssen, sich nicht allein von den Eindrücken seines Betragens auf Andere: sondern auch von dem Werthe ihres Beyfalls, und von der Pflicht, denselben nicht aus bloßer Laune bey Seite zu setzen, unbefangene Rechenschaft zu geben. Da überdieß bey wenig Krankheiten die Quellen derselben so ganz unzweydeutig sind, als bey der Lust am Sonderbaren: so wird es dem Sonderling von Seite Anderer gewiß nicht an Hindeutungen fehlen, auf welche Seiten seines Charakters er sein Nachdenken vorzugsweise zu richten habe.

14.

Wenn der ungemessene Einfluß der Phantasie uns bestimmt, irgend einer besonderen Idee nach ihren eigenthümlichen, oder nach willkürlich ihr aufgedrungenen Beziehungen zum Leben eine unbedingte Geltung beyzulegen: so entsteht jener Zustand in uns, den wir Schwärmerey nennen. Gänzlich verkannt haben das Wesen dieses Zustandes diejenigen, welche ihm ein durch dunkle Vorstellungen bestimmtes Begehren zur Unterlage gaben. Der Schwärmer weiß immer recht gut, was er will; die Vorstellung von dem, was er will, ist immer in höchster Klarheit und Lebhaftigkeit in ihm vorhanden; und eben darum ist die Schwärmerey so schwer zu besiegen, weil der Schwärmer in dieser einen Vorstellung, welche, so zu sagen,

die Seele seiner Schwärmerey ausmacht, sich so abgeschlossen, und so ganz fühlt. Indem er aber dieser einen Vorstellung nach allen ihren Beziehungen zum Leben eine unbedingte Geltung beylegt: muß sich das richtige Verhältniß derselben zum Leben nothwendig verrücken. Die Vorstellungen von diesen Beziehungen, mit denen die Schwärmerey überall höchst willkürlich verfährt, sind nun allerdings fast immer dunkle Vorstellungen, wie mächtig sie ihrem Einfluß nach auch immer seyn mögen: aber man wird für keinen Fall sagen dürfen, daß sie das eigenthümliche Wesen derselben ausmachen.

Von der wahren Begeisterung unterscheidet sich dem zu Folge die Schwärmerey dadurch, daß die erstere jener Vorstellung, die ihre eigentliche Quelle ist, eine zwar sehr hohe, aber keineswegs eine unbedingte Geltung beylegt, und daß sie daher auch nirgend mit dem Leben in einen unbedingten und unversöhnlichen Widerspruch tritt; von der Leidenschaft aber dadurch, daß diese durch die Geltung, welche sie dem Gegenstand ihres Begehrens, als einem Begehrenswerthen beylegt, einen solchen Widerspruch mit den sittlichen Gesetzen des Lebens durchaus nicht vermeiden kann; dieses Widerspruches aber in einem höheren oder geringeren Grade sich bewußt, der Idee, von welcher sie geleitet wird, nirgends Unbedingtheit beylegt, wenn sie nicht eben selbst wieder in Schwärmerey übergeht. Nicht zu entschuldigen ist es demnach, wenn man Begeisterung, Schwärmerey, und Leidenschaft mit einander verwechselt. Am verwerflichsten und gefähr-

lichsten ist der so allgemein beliebte Irrthum, nichts Großes geschehe ohne Schwärmerey. Das Außerordentliche geschieht durch die Schwärmerey, weil diese jede Sehne der Kraft aufs äußerste anspannt; aber nie das wahrhaft Große. Dieses ruht immer auf Ideen, die nicht bloß mit dem wirklichen Leben, sondern selbst mit den höheren sittlichen Beziehungen desselben in richtigem Verhältnisse stehen. Es waren ganz verschiedene Ideen, welche das Chalifat gründeten, und welche ihm seinen Glanz und seine Größe gaben. —

Von welcher Art die Schwärmerey auch seyn mag, sie setzt immer den höchsten Grad von Befangenheit voraus. Daher kann sie eben so schwer sich selbst heilen, als sie von einem Andern geheilt werden mag. Nichts vermag sie zu heilen, als das Zusammenbrechen der Idee in sich selbst, von welcher sie ausgeht.

Durch den Umgang mit sich selbst kann daher der Schwärmer durchaus nur verlieren, nicht gewinnen; denn seine Befangenheit wird eben darin die beste Nahrung finden. Er steht im Mittelpunkt eines Zauberkreises, auf den er unbedingt und mit unwandelbarer Zuversichtlichkeit Alles bezieht, was ihm innerhalb und außerhalb desselben vorkömmt. Aber etwas Anderes kann der sorgfältige Umgang mit uns selbst uns leisten; er kann uns hindern, Schwärmer zu werden, wenn wir es noch nicht sind, oder nicht bereits auf dem Wege sind, es zu werden: indem wir eben im unbefangenen Umgange mit uns selbst die häufigste Aufforderung finden, jede Idee nach ihren Beziehungen zum wirklichen Leben zu würdigen.

15.

Weit gewöhnlicher als die eben besprochenen Verirrungen, die aus einem ungemessenen Einflusse der Phantasie entstehen, ist eine andere: obwohl sich nicht sagen läßt, daß dieser jederzeit ein Übermaß von Phantasie, oder auch nur ein höherer Grad von Lebhaftigkeit und Regsamkeit derselben zum Grunde liege. Ich meine hier die Neigung, sich mit wachen Sinnen in andere Lebensverhältnisse, als seine wirklichen, hineinzuträumen.

Auch der Glücklichste fühlt sich wenigstens in einzelnen Verhältnissen beengt und beschränkt, die er gern sich erfreulicher denken mag, als sie es wirklich sind. Daher ist das:

Möchten's gerne besser haben

der rothen, grünen und blauen Fische im Wintermährchen, das wahre Schiboleth aller dieser Träumer. Entspringt nun aber gleich die Neigung, auf solche Weise zu träumen, immer zunächst aus dieser allgemeinen Quelle, so gibt es doch neben dieser noch unzählige andere Quellen, aus denen sie hervorfließt; von der mattherzigsten Langenweile, die sich auf irgend eine andere Weise zu beschäftigen weder Lust noch Geschick hat, bis zu dem lebhaftesten Drange, wenigstens in der Phantasie ein glücklicher, ein edler Mensch, ein Schelm, oder ein Bösewicht zu seyn.

Nichts scheint unschuldiger zu seyn, als sich an diesen harmlosen Spielen der Phantasie zu ergötzen; aber so unschuldig die Sache auch zu seyn scheint: so hat sie darum nicht minder ihre sehr ernste Seite.

Angenommen diese Spiele der Phantasie seyen wirklich ganz harmlos: sind sie darum weniger Zeitverderb? werden sie darum die aufs thätige Leben gerichteten Kräfte unserer Seele weniger herabspannen? werden sie darum der Neigung, diese zu üben, weniger Eintrag thun? — und wenn sie wirklich harmlos sind: werden sie es immer seyn; und werden sie es unter allen Verhältnissen bleiben?

Von dieser Seite betrachtet, kann der Psycholog den Hang, sich mit solchen Spielen der Phantasie zu beschäftigen, durchaus nicht mehr für so unschuldig und unschädlich gelten lassen, als sie es dem Leichtsinne zu seyn scheinen. Er erkennt in ihnen eine der gefährlichsten Klippen, an welchen unsere sittliche Bildung, so wie unsere Ruhe und unser Lebensglück scheitern können. Was dieser Ansicht nothwendig zugegeben werden muß, ist dieses. Unsere Phantasien werden immer den Strich unserer Neigungen und unserer Leidenschaften halten. Diese nun finden im Gebiethe der Phantasie ein Feld, auf dem sie sich nicht nur ins Unbegränzte ergehen können: sondern auf dem sie mit freyer, unbeschränkter Willkür schalten, und Alles schaffen und ordnen, wie es ihrem Begehren zusagt. Wie reich die Mittel auch seyn mögen, welche die Wirklichkeit uns zur Befriedigung unserer Neigungen und Leidenschaften anbiethet: sie ist arm, gegen die Phantasie gehalten; wie lockend die wirkliche Anreizung auch sey: sie entbehrt der üppigen, magischen Farbenpracht, womit die Phantasie ihre Gebilde ausstattet. Die Wirklichkeit läßt unsere Leidenschaften noch immer eine

Schranke fühlen: die Phantasie kennt keine Schranke ihrer Freyheit, als sich selbst. Die Scham bindet jene in der Wirklichkeit, wie schwach das Band auch immer seyn mag; kein solches Band vermag die Phantasie zu fesseln. Darum ist es diese, welche dem kühnen Wagniß jeder Leidenschaft den fruchtbaren Boden bereitet, und alle verderblichen Keime derselben groß zieht, und zur schnellen Reife bringt. Welche Früchte wird dieser Boden nicht tragen, wenn wir ihn mit Absicht pflegen! Tausende sind nur darum auf dem Wege des Verbrechens so weit fortgeschritten, weil ihre Phantasie die Bahn desselben schon früher bis an ihre Gränze durchmessen hatte.

Der Ehrgeiz, die Rachsucht und die Wollust sind es, die einen auf solche Weise gesteigerten Einfluß der Phantasie am meisten zu scheuen haben. Allein außer diesen, und jeder andern Leidenschaft, gibt es kaum eine Anlage zu irgend einer sittlichen Verkehrtheit in uns, die dadurch nicht die reichlichste und gefährlichste Nahrung erhielte; zum Beyspiel die Neigung zu intriguiren. Angenommen selbst, es sey mit einer solchen Neigung nichts weniger als ernstlich gemeint; unser Geist gefalle sich nur in der Gewandtheit feiner und glücklicher Combinationen, und wisse diese Spiele der Phantasie überall auf ihren richtigen sittlichen Gesichtspunkt zurück zu führen: so wird er dennoch mit den Vorstellungen, welche diesem Gesichtspunkte widersprechen, allzu vertraut, als daß sie bey besondern Veranlassungen in der Wirklichkeit, im Drange besonderer Verhältnisse, ihm nicht gefährlich werden sollten. Unsre

Sittlichkeit hat wenig stärkere Schutzwehren, als die Scheu, welche sie ergreift, wenn ihr das Bild eines Verbrechens oder Vergehens als ein ihr fremdes und unbekanntes entgegentritt; eine Schutzwehr, die wir nicht bloß untergraben, sondern ganz eigentlich zerstören, wenn wir uns an den Anblick eines solchen Bildes gleichsam mit gutem Vorbedacht gewöhnen.

Die Neigung, sich an den Schöpfungen ihrer Phantasie zu vergnügen, wird vorzüglich bey jüngern Personen, und überhaupt bey Personen des andern Geschlechtes, leicht zum entschiednen Hange. Den letzteren ist nicht zu rathen; denn sie müssen entweder Romane lesen, oder spielen, oder schreiben. Das letztere gewährt ihnen den unschätzbaren Vortheil, sich selbst und ihre Liebhaber mit einer so überschwenglichen Masse von Vollkommenheiten auszustatten, als ihre Phantasie es nur immer bezahlen kann. Aber Jünglinge mögen sich hüthen, daß sie nicht zu tief in diese Thorheit hineingerathen; die, sollte sie ihnen auch sonst nicht schädlich werden, sie aufs wenigste hindern wird, das wirkliche Leben klar und unbefangen aufzufassen; die ihre besten Kräfte für das thätige Leben wie ein schleichendes Fieber wegzehren wird; und von der sie sich vielleicht nicht früher werden los machen können, als bis die Kraft ihrer Phantasie selbst, weit vor der Zeit, erschöpft ist.

Es gibt Menschen, die eine so rege, und sollten sie auch nie einen Vers schreiben, eine so dichterisch gestimmte Phantasie besitzen, und dabey, weil ihre äußern Verhältnisse der Regsamkeit ihres Geistes nicht hinreichende Beschäftigung biethen, so viel Zeit zum Träu-

men übrig haben: daß sie, möchte man sagen, Träumer werden, und seyn müssen. Zerstreuung und Beschäftigungen, die den Geist festhalten, ohne ihn zu ermüden, sind die besten und fast die einzigen Mittel, jenen Hang zu beschränken. Wenn er aber nicht hinreichend, oder nicht sogleich hinreichend beschränkt werden kann — ein Fall, der hier in Berechnung gezogen seyn will; — und wenn es denn durchaus geträumt seyn muß: so nehme jede Schöpfung der Phantasie einen sittlichen Charakter, und das Gepräge des wirklichen Lebens an. Vielleicht wundert man sich, eine solche Beschäftigung der Phantasie hier nicht für die sittliche Bildung der letzteren selbst, und zur Veredlung unsrer sittlichen Neigungen überhaupt in Anspruch genommen, und unbedingt empfohlen zu sehen. Aber sie ist auch keinesweges empfehlenswerth. Ohne eine äußerst reiche, lebhafte, gewandte, und dabey dennoch sich sicher beherrschende Phantasie; ohne die genaueste Kenntniß aller Formen und Schattirungen der menschlichen Neigungen; ohne eine scharfe, und in Auffassung dieser Nüancen geübte Urtheilskraft; vorzüglich aber ohne klare, scharf und sicher bestimmte sittliche Begriffe; möchte der Versuch, die Phantasie und die sittlichen Neigungen auf diesem Wege zu bilden, weit eher zu verkehrten sittlichen Begriffen; zu dem anmaßenden Dünkel, sich für gut zu halten, weil man sich als gut träumen mag; oder höchstens mehr zu einer zweydeutigen Theatertugend, als zur wirklichen Erreichung jenes Zweckes führen Weit besser werden wir im Umgange mit uns selbst den Zweck, unsre Phantasie durch

diese selbst, und dadurch zugleich unsre sittlichen Anlagen und Neigungen zu bilden dann erreichen, wenn wir die Thätigkeit unsrer Phantasie dazu anwenden, das Leben und Wirken der besten und edelsten Menschen einer frühern, wie unserer Zeit, in lebendiger Anschauung vor das Auge unsers Geistes zu bringen. Aber auch dabey mag die Phantasie ihre Neigung, die Farben nach Gutdünken zu mischen und zu vertheilen, im Zaume halten; denn immer wird die Wirkung eines solchen Bildes, wenn nicht unbedingt um desto größer, doch gewiß für unsre sittliche Belehrung und Erhebung um so vortheilhafter und ersprießlicher seyn: je geringeren Antheil die bloße Willkür der schaffenden Phantasie daran gehabt hat.

Noch Eines muß über die Träumereyen, mit denen eine müßige Phantasie sich so gern vergnügen mag, bemerkt werden. Nichts ist so geeignet, uns die wichtigsten Beyträge zur Selbstkenntniß zu liefern, als diese Träumereyen: da sie mit den Wurzeln unsrer geheimsten Neigungen verbunden sind, und aus diesen hervorsprießen. Mit weit weniger Sicherheit lassen sich die Träumereyen Anderer zu Schlüssen auf ihr Wesen und auf ihren Charakter benützen: weil selbst bey den rückhaltslosesten Mittheilungen dieser Art — wenn doch solche Mittheilungen überhaupt Statt finden — jene tausend kleinen Nüancen fehlen, auf welche hier alles ankömmt.

16.

Nahe verwandt mit dem Hange zu solchen Träu-

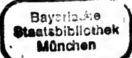
mereyen ist die Neigung zum Idealisiren des Lebens.

Über diese Neigung weiß man gewöhnlich viel Schönes vorzubringen. Auch der beste, auch der glücklichste Mensch, sagt man, fühlt sich durch die gesellschaftlichen Verhältnisse in seinen Neigungen, wie in seinem Wirken, beschränkt und beengt auf mancherley Weise. Auch innerhalb der Marken unverletzter sittlicher Pflichten liegt viel Wünschenswerthes, dessen Entbehrung verletzt, und dessen Genuß durch jene Verhältnisse verbothen und verwehrt wird. Überdieß ist es dem Menschen nicht vergönnt, irgend ein Glück zu erlangen, ohne einer mißgünstigen Macht gleichsam Abzug davon zu bezahlen, und im Genusse desselben an unerfreuliche Beschränkungen gebunden, und zu unwillkommnen Entbehrungen aufgefordert zu seyn. Gerne mag nun das Gemüth sich das Bild einer Glückseligkeit schaffen, frey von jenen Beschränkungen und Entbehrungen; und diese Beschäftigung erzeugt dann eine Sehnsucht in ihm, die, wenn sie auch immerfort ungestillt bleibt und bleiben muß, darum nicht minder zu seinen süßesten wie zu seinen feinsten Genüssen gehört. Die Erzählungen von einem goldnen Zeitalter, wo es den Menschen vergönnt war, das Glück eines harmlosen Daseyns, ohne alle Beymischung des Herben zu genießen, und, wie Hesiodus sagt, »jeder mit guten Leuten seines Wesens sich freuen mochte«, haben keine andere Quelle, als jene Sehnsucht; und wie natürlich sie dem Gemüthe sey, beweiset selbst der Umstand, daß jene Erzählungen so allgemein sind.

Diese Ansicht der Sache hat nicht nur Dichtern vom ersten Range, wie Hesiod, Ovid, Tasso, Lope de Vega rc. Veranlassung zu den herrlichsten Beschreibungen eines goldnen Zeitalters: sondern auch unzähligen Dichtern von untergeordnetem Range einen wohlbenützten Stützpunkt gegeben, eine Sehnsucht, ich weiß nicht wornach, auszusprechen. Es läßt sich also nicht geradezu läugnen, daß diese Ansicht zu etwas gut sey; nur kann der Psycholog sich nicht damit befriedigen lassen.

Vor allem Andern wird er, wenn vom Idealisiren des Lebens die Rede ist, mehrere Formen desselben unterscheiden.

Zuerst nämlich die Form, welche man bey denjenigen antrifft, die es mit den Bildern der Unschuldswelt und einer goldenen Zeit, wie uns beyde von den Dichtern geschildert werden, genauer als billig nehmen, und wenn nicht den ganzen, doch einen halben Glauben daran haben. Übrigens ist der eigentliche Glaube hier etwas ziemlich Gleichgültiges; und die Hauptsache macht hier die Sehnsucht nach einem Dinge aus, das weder ist, noch jemahls gewesen ist, noch jemahls seyn wird. Diese Sehnsucht ist in einzelnen Fällen das Produkt einer überschwenglichen Weichheit, Zärtlichkeit und Sanftmuth des Gemüthes; hundert Mahl, gegen ein Mahl, aber das Product wahrer Albernheit. Für jeden Fall muß man eigens dazu organisirt seyn, um dieser Unschuldswelt Geschmack abzugewinnen. Mir selbst wenigstens ist sie jederzeit sehr abgeschmackt vorgekommen. Denn ein höheres Maß von Glückseligkeit



scheint mir darin zu liegen, daß der Mensch seine Kräfte in reger Übung derselben fühle: als in einem Zustande, in welchem er sie gar nicht brauchen, und daher sich ihrer auch gar nicht bewußt werden kann.

Übrigens gehört alles Idealisiren des Lebens in dieser Form unter die Rubrik müßiger Träumerey und entschiedenen Zeitverderbs. Daher bleibt über dieselbe wenig zu sagen übrig. Bedeutender als diese, ist eine andere.

Wenn jene erste Art, das Leben zu idealisiren, alle gesellschaftlichen Verhältnisse aufhebt, um eine Welt an ihre Stelle zu setzen, die weder ist, noch war, noch seyn wird; so läßt im Gegentheil eine andere alle Verhältnisse dieser Art unangetastet, ohne darum weniger ins Schöne zu mahlen. Sie faßt wenigstens darin das Leben mit hellerem Blicke auf, daß sie ganz richtig erkennt: es sind nicht jene Verhältnisse, nicht die nothwendig aus ihnen hervorgehenden Beschränkungen, welche den Menschen hindern, glücklich zu seyn. Mehr; selbst die wirklichen Hindernisse aller Glückseligkeit, das Laster und das Unglück, entfernt sie nicht aus ihrer Welt: weil eine Welt, in der sie sich nicht befinden, eine Chimäre ist; aber beyde, Laster und Unglück, sind für sie in der That wenig mehr, als todte Begriffe.

Hier nun eben gehen die Abstufungen ins Unendliche; von der höchsten sittlichen Reinheit des Gemüthes, die in jedem wirklichen Fall Mühe hat, an das Laster zu glauben; die bey jedem eigenen Unglück stark ist in frommer Ergebung, und bey jeder Vorstellung fremden Unglückes, das sie nicht entfernen kann, er-

schüttert in sich selbst zusammenbebt: bis zum Hingeben an das Laster, aus einer ihrer Kraft sich nicht bewußten, oder dieser nicht vertrauenden Ohnmacht zum Widerstande: bis zum Mißtrauen gegen die Tugend, welche die Täuschung, und bis zur absichtlich genährten Erbitterung gegen die Menschen, welche den peinlichen Kampf mit dem feindselig gestörten Bestreben, sie zu lieben, zu fliehen sucht. Wenn die hier zuletzt angegebenen Züge mit der bezeichneten idealen Auffassung des Lebens im offenbaren Widerspruch zu stehen scheinen: so ist ein solcher Widerspruch darum keineswegs ein nothwendiger. Es gibt Menschen, die, einer einzigen unsittlichen Neigung fröhnend — hassens- und verachtenswerth in ihrer Schwäche, und bedauernswerth in dem Irrthume, als könne sittlicher Werth ohne ein allgemeines und harmonisches Streben nach sittlicher Ausbildung bestehen — das Bild einer solchen Ausbildung so lebendig in sich aufgenommen haben, und deren Fond sittlichen Gefühles so unerschöpflich ist, daß sich bey ihnen nicht nur die regste Empfänglichkeit für sittliche Vorstellungen, nicht nur die Verehrung und der Glaube an die Tugend erhält: sondern daß sie auch die äußeren Erscheinungen, wie gut sie die Schattenseite der menschlichen Natur sonst auch kennen mögen, immer zunächst im Reflexe jener Vorstellungen sehen. Es gibt andere Menschen, die mißtrauisch sind, entweder weil sie, oft getäuscht, die Täuschung scheuen gelernt haben; oder, weil sie mit schneller Umsicht einen weiteren Kreis psychologischer Combinationen überblickend, diese als etwas Mögliches in

derselben eingeschlossen finden, und diese Möglichkeit übersehen zu haben, sich zur Schmach anrechnen würden; bey denen aber das Mißtrauen so wenig tiefere Wurzeln zu schlagen vermag, daß sie, wie wenig sie in einem solchen Falle die Möglichkeit der Täuschung auch übersehen haben, darum doch nicht minder wieder betrogen werden. Es gibt andere Menschen, die bey einem allzu lebhaften Gefühl für Kränkungen, wenn diese sich immer aufs neue wiederhohlen, dem ewig sich erneuernden Streit zwischen jenem Gefühl und dem ihnen angebornen Hang zu Liebe und Wohlwollen nur durch das fruchtlose Bestreben, ihren Haß fest zu halten, entgehen zu können glauben. Endlich gibt es Menschen, welche die Unbeständigkeit alles Glückes, die Unsicherheit aller Entwürfe, die Unzuverläßigkeit aller Hoffnungen theils aus Erfahrung, theils durch Nachdenken erkannt haben; deren ganzes Wesen aber so lebhaft zu heiterem Genusse des Lebens hinstrebt: daß sie unbedenklich jeder neuen Hoffnung sich hingeben, und jede neue Aussicht des Lebens, welche sich ihnen öffnet, im idealen Lichte ihrer verschönernden Phantasie erblicken. Genug der Beyspiele, um zu zeigen, daß die Neigung, das Leben von einer idealen Seite aufzufassen, oft selbst da noch vorhanden sey, wo ihr widersprechende Neigungen und Vorstellungsweisen sie auszuschließen scheinen. Überall aber, wo wir sie antreffen, wird ihr das, meist in früherer Jugend, lebendig ergriffene Bild eines heiteren Daseyns, bey dem die Vorstellungen von Schuld und Unglück in den Hintergrund treten, und der Wunsch zum Grunde liegen, dieses Bild im Leben selbst verwirklicht zu sehen.

17.

Ist es aber besser, ein solches täuschendes Bild des Lebens mit warmer Liebe im Heiligthum seines Innern zu bewahren: oder ist es besser, dasselbe gegen ein der Wahrheit entsprechendes auszutauschen, wenn es uns auch schmerzlich seyn sollte, davon zu scheiden?

Ich habe darauf nur eine Antwort, diese: es ist der verderblichste aller Irrthümer, daß der Irrthum in irgend einem möglichen Falle unschädlich seyn könne; wäre er auch nur dadurch schädlich, daß er einem richtigeren Erkennen hemmend in den Weg tritt.

»Eine traurige, abschreckende Wahrheit wäre also einer erfreulichen und erhebenden Täuschung vorzuziehen? Um nur der letzteren zu entgehen, müßte ich jene nicht nur aufsuchen: ich müßte mir, wie feindselig sie auch in mein Inneres griffe, sogar noch Glück wünschen, sie gefunden zu haben? Jede freundliche Ahnung eines heiteren Glückes müßte ich zurückweisen, weil sie mich täuschen könnte; jeder rascheren Wallung des Gefühls müßte ich entsagen, aus feiger Furcht, sie könne mich betrügen; und nie dürfte ich meine Brust vertrauend und mit voller Hingebung an eine andere Brust drücken, weil ich mir die Möglichkeit denken müßte, daß Untreue und Verrath auch in dieser Brust ihre Wohnung aufschlagen könnten? Jeden Farbenschimmer müßte ich also von dem Gemählde des Lebens wegwischen, damit nur mein Auge nicht geblendet würde; und nach keiner Blüthe dürfte ich blicken, ohne daran zu denken, daß sie vor der Zeit welken, oder daß der Wurm die reifende Frucht verderben könne?

Jeden kühneren Aufschwung der Phantasie müßte ich also hemmen, weil ihr Flug sich verirren; jedes raschere Auflodern der edelsten und menschlichsten Gefühle müßte ich dämpfen, weil die mächtiger aufflackernde Flamme mich versengen könnte? O der traurigen Weisheit! Tausend Mahl lieber will ich das Leben aus einem falschen, als aus ihrem gepriesenen richtigen Gesichtspunkte sehen; lieber will ich mit einem vollen Herzen irren, als mit einem kalten klügeln; und lieber mich einer beglückenden Täuschung überlassen, als meine Lebenskraft und Lebenslust einer entmuthigenden Wahrheit gefangen geben.«

Das ist häufig die Sprache eines warmen, raschen Gefühles, und einer unbedingt sich selbst vertrauenden Begeisterung; weit öfter einer übersprudelnden Phantasie und einer mit poetischen Phrasen prunkenden Geistesarmuth; immer aber die Sprache größerer oder geringerer Unkenntniß der menschlichen Natur und des Lebens. Denn diese ist jederzeit am meisten geneigt, dem Idealisiren des Lebens, mehr oder minder, das Wort zu reden. Sie nämlich begreift es am wenigsten, wie eben eine Ansicht des Lebens, auf welche der Einfluß der Phantasie nirgends ein täuschendes Licht wirft, durchaus am wenigsten eine trübe, niederschlagende und entmuthigende sey. Sie begreift am wenigsten, sage ich, daß nichts uns sicherer zu einer klaren und tieferen Erkenntniß unserer sittlichen Natur und zur festen Überzeugung von einer sittlichen Weltordnung hinführe, als eben eine solche, vom Einfluß der Phantasie und eines überströmenden Gefühles, so viel

als möglich freye Ansicht des Lebens; daß die höchste und reinste Begeisterung, daß das lauterste Gefühl für Liebe und Freundschaft, daß der wahre, frische Lebensmuth nur aus dem Boden dieser Erkenntniß und dieser Überzeugung hervorsprossen, und nur auf diesem Boden gedeihen; daß jedes sittliche Streben nur aus einer solchen Ansicht des Lebens gesunde Kräfte sauge; daß sie dieses Streben, wie weit es auch hinter seinem Ziele zurückbleiben möge, nie gänzlich in sich selbst ermatten lasse; und daß sie es auch dann noch rege erhalte, wenn alle Federn, die in einer poetisirenden und idealisirenden Ansicht des Lebens liegen können, ihre Schnellkraft schon lange verloren haben. —

18.

Noch bin ich die Gründe der Neigung zum Idealisiren des Lebens schuldig; da ich die obige Erklärung derselben unzureichend genannt habe.

Der nächste Grund dieser Neigung ist wohl, daß wir es, nicht nur wie die Fische im Wintermährchen, gerne besser, sondern gerne so gut, als es nur immer möglich ist, haben möchten. Unglück und Schuld sind es, welche die Erfüllung dieses Wunsches am feindseligsten bedrohen, und wovon wir daher die Vorstellung in dem Bilde, welches wir uns vom Leben entwerfen, gern so weit als möglich in den Schatten zurückdrängen. Dabey wird dieses Bild immer die Färbung unserer liebsten Neigungen tragen, und jede Art von Unglück und Bösartigkeit, welche denselben entgegen ist, am weitesten in einen nebelhaften Hintergrund

zurücktreten. So ist es denn wenig zu wundern, daß wir das Bild des Lebens selten in scharfen Zügen auffassen: indem wir die eine Hälfte desselben absichtlich im falschen Lichte sehen; die andere hingegen flüchtig und ohne lebhafte Theilnahme betrachten.

Auch das muß bey der Neigung zum Idealisiren des Lebens in Berechnung genommen werden, daß wir von der Lichtseite desselben durchaus bestimmtere Begriffe haben, als von seiner Schattenseite. Den Grund davon aufzufinden bedarf keines Scharfsinnes. Die Vorstellungen der einen Art sind uns weit geläufiger, als die der andern; weil wir uns oft und gerne mit jenen; selten, und nur mit innerem Widerstreben mit diesen beschäftigen. Die Wichtigkeit dieser Rücksicht wird erst dann klar, wenn wir sie in Beziehung auf das Idealisiren einer besondern Lebenslage betrachten. Selten treten wir in eine neue Lebenslage, ohne sie in einem idealen Lichte zu sehen; und wäre dieß auch nicht der Fall; wüßten wir auch sicher schon vorhinein, es werde uns in derselben nur Kränkendes und Verdrüßliches begegnen: so fehlt diesen Vorstellungen doch jene Bestimmtheit, die es uns so leicht wird, den Vorstellungen eines möglichen Glückes, sowohl im Allgemeinen, als in nächster Beziehung zu unserer Eigenthümlichkeit zu geben. Wer vermöchte alle die tausend Wege zu berechnen, auf welchen Verdruß, Kummer und selbst der zerreißendste Jammer ihn überschleichen können. Nur eine an Wahnsinn gränzende Hypochondrie wird sich in einer solchen Berechnung gefallen. Aber sie im Allgemeinen anzu-

stellen, wird nur der gedankenlose Leichtsinn verschmähen. Hiermit ist hinlänglich bezeichnet, wie wir es rücksichtlich des Idealisirens jeder besondern Lebenslage im Umgange mit uns selbst zu halten haben. In jeder besondern Lage unsers Lebens werden wir am besten für unsere Ruhe und Zufriedenheit sorgen, wenn wir sie nicht im verschönernden Lichte der Phantasie, sondern so sehen, wie sie wirklich ist. Dem Unglück werden wir immer am ruhigsten und muthigsten begegnen, wenn es uns nicht ganz unvorbereitet überraschen kann; und das reichste Maß von Lebensfreude werden wir uns dann schöpfen: wenn wir unbefangen erforscht haben, wo ihr Born in der Wirklichkeit uns am reinsten und lautersten hervorquelle.

19.

Noch von einer andern Art des Idealisirens muß hier die Rede seyn; vom Idealisiren unserer Bildung. Daß hier unter dem Ausdruck: Bildung, nur Selbstbildung; nur eine mit Absicht, aus selbstständiger Wahl erfaßte Form der Bildung, als festgestelltes Ziel unsers Strebens, verstanden werde, braucht kaum erst insbesondere bemerkt zu werden.

Es ist zunächst der engere oder weitere Kreis unserer Vorstellungen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieser Form bestimmt wird. Dieser Satz scheint für sich sehr einleuchtend, und ist es auch; will aber dennoch etwas genauer ins Auge gefaßt seyn.

Es gibt wohl wenig Menschen, die nicht einen sehr weiten Kreis von geistigen und sittlichen Vorzügen

zu übersehen glaubten. Und dennoch ist dieser Kreis oft nur um so enger, für je weiter wir ihn halten. Zu Letzterem lassen wir uns nur allzuleicht verleiten, wenn wir, sey es durch Beobachtung, sey es durch Lectüre, eine Menge schwankender Bilder und Vorstellungen von geistigen und sittlichen Vorzügen zusammengerafft haben, denen es inzwischen an allem Leben, an aller Klarheit, und daher auch an aller Kraft fehlt. Ferner, meistens kennen wir jene geistigen und sittlichen Vorzüge nur in jener einfachen Form, in welcher sie ihr Wesen ganz unvermischt aussprechen, nicht aber jene Formen, welche aus der Mischung zweyer oder mehrerer entstehen, wodurch sie auf das mannigfaltigste modificirt werden. Wer wissen will, wie weit sein Blick hier reiche, der versuch' es, diese tausendfältigen Nüancen und Abstufungen, diese ganz eigenthümlichen Züge und Mitteltinten zu erfassen; und gelingt ihm das: dann mag er seinem Blicke immerhin etwas zutrauen.

Jede Vorstellung von einem geistigen oder sittlichen Vorzuge, die auf unsere Bildung zurückwirken soll, wird einen hinreichenden Grad von Bestimmtheit haben müssen. Hinreichend wird dieser aber nur dann seyn, wenn wir einen solchen Vorzug nicht bloß als Bild, sondern auch als Begriff mit Sicherheit erfaßt haben, und zu unterscheiden wissen. Hier nun eben ist es, wo der ungemessene Einfluß der Phantasie sich äußert: hier ist die Quelle der meisten Fehler, die in Betreff der Selbstbildung vorzukommen pflegen. Nur muß bemerkt werden, daß von jenen Mängeln der

Selbstbildung, die in der Schwäche der Willenskraft ihren Grund haben, erst späterhin die Rede seyn wird.

20.

Bey entschiedener geistiger Flachheit kann kaum an irgend eine Art von Selbstbildung gedacht werden. Faßt sie auch die Vorstellung eines Vorzugs auf, den sie — ein seltner Fall — nicht schon zu besitzen glaubt: so liegt es doch außer ihrem Wesen, das Eigenthümliche desselben durch Nachdenken zu erforschen, und so den rechten Weg einzuschlagen, um sich ihn wirklich anzueignen. Die partielle Flachheit, diesen einzigen richtigen Weg außer Acht zu lassen, der uns zum Ziele führen kann, ist der gewöhnliche Fehler, den wir in Rücksicht unserer Selbstbildung begehen. Eine allzu lebhafte und eine allzu bewegliche Phantasie sind es, die uns dabey den meisten Schaden thun.

Es kann scheinen, als ob ein höherer Grad von Lebhaftigkeit der Phantasie nur entschieden vortheilhaft auf das Streben nach Aneignung eines geistigen oder sittlichen Vorzuges einzuwirken vermöge. Nichts, kann man sagen, ist so geschickt, ein solches Streben zu begeistern, und ihm die wahre Schwungkraft zu geben, als die höchste Lebhaftigkeit der Vorstellung von dem Vorzuge, welchen wir erstreben wollen. — Nach dem, was bereits oben über den Einfluß der Phantasie in der Verbindung mit unsern besseren Gefühlen, Neigungen und Bestrebungen gesagt wurde, soll und kann diese Behauptung hier nicht geläugnet werden. Aber eben so wenig kann man sie unbedingt gelten lassen.

Wenn der lebhaftesten Vorstellung von einem geistigen oder sittlichen Vorzuge nicht eine ernste Prüfung, nicht ein klares Erkennen seines Werthes und seines Wesens zur Seite geht: so wird die von der Phantasie allein ausgehende Begeisterung, wie lebendig sie auch sey, nur wenig Früchte tragen, und auf ein consequentes Streben nach wirklicher Erlangung jenes Vorzugs nur schwach und nur zweydeutig zurückwirken. Hier, mehr als in irgend einem andern Falle, ist es nothwendig, auf die unbedingte Nothwendigkeit eines klaren und sichern Erkennens des Werthes eines sittlichen Vorzuges, und der Verpflichtung, darnach zu streben, aufmerksam; so wie gegen das, was man gewöhnlich so unbedingt als Begeisterung preist, und dafür hält, mißtrauisch zu machen, und dem so wohlbegründeten Satze seine Geltung zu sichern, daß wahre Begeisterung nie von der Phantasie allein ausgehen, und nur im klaren und sicheren Erkennen ihres Gegenstandes eine feste Grundlage finden könne. Denn nirgends findet eine so grobe und so häufige Selbsttäuschung Statt, als gerade in diesem Falle. Weil unsere Phantasie der Vorstellung eines sittlichen Vorzuges Lebhaftigkeit gibt, oder weil sie sich das Bild eines ausgezeichneten Menschen mit glänzenden Farben ausmahlt, glauben wir nur allzuleicht das Wesen des ersteren erfaßt, das Streben und Wirken des letzteren begriffen zu haben. Allzuleicht täuschen wir uns in diesem Falle über die Kraft unsers Wollens, wie unsers Vermögens: während beyden gerade das gänzlich fehlt, was ihnen in der That sichere Haltung geben

könnte. Was endlich dabey für das Schlimmste gelten kann, ist dieses: wie nahe die Enttäuschung uns auch trete; wir gewahren sie nur selten, und benützen sie noch seltner. Selbst in dem Falle, daß sie uns zu nahe liegt, um übersehen zu werden, verfallen wir meistens der vorigen Täuschung aufs neue; weil der ungemessene Einfluß der Phantasie uns weder den Mängel eines vollkommenen sittlichen Erkennens empfinden, noch den ächten und zureichenden Gehalt unseres Wollens und Vollbringens uns bezweifeln läßt.

Wenn eine allzu lebhafte Phantasie, in eben dem Verhältnisse, in welchem sie den Ernst des sittlichen Erkennens beschränkt oder ausschließt, dem Streben nach Selbstbildung jederzeit Eintrag thut: so ist der Nachtheil, welchen eine allzu bewegliche, unstäte Phantasie demselben zufügt, ein noch ungleich größerer. An ein gehaltnes, consequentes Streben nach Selbstbildung ist hier um so weniger zu denken: je weniger mit einer solchen Phantasie ein festes Streben nach sittlicher Einsicht vereinbar ist. Täuschung und Nachtheile der Täuschung bleiben die nämlichen, wie im obigen Falle; nur der Gegenstand derselben, das Ziel, oder wie man es lieber nennt, das Ideal der Selbstbildung wechselt bey einer unstäten Phantasie alle Monate, alle Wochen, alle Tage oder auch alle Stunden. Ein gediegenes Streben der Selbstbildung ist daher bey einer solchen Phantasie durchaus nicht zu erwarten: so lange der Einfluß der letzteren nicht auf irgend eine entscheidende Weise beschränkt wird.

21.

Welche Gesichtspunkte sollen wir nun im Umgange mit uns selbst bey dem Bestreben, uns selbst zu bilden, zunächst ins Auge fassen?

Wenn diejenige Bildung die vollkommenste ist, welche die möglichst vollkommene Entwicklung aller unserer geistigen und sittlichen Anlagen umfaßt: so wird jede Bildung um so vollkommner seyn, je mehr sie dieser Forderung Genüge leistet. Jedes Streben nach Bildung aber muß diese Forderung sich nothwendig stellen, wenn es nicht von vorne herein als ein einseitiges und mangelhaftes erscheinen will. Jene ganz gleichförmige Ausbildung aller unserer geistigen und sittlichen Anlagen in höchstmöglicher Potenz ihrer Entwicklung, wird zwar, selbst bey dem am reichsten Begabten, und selbst unter den günstigsten Umständen ein bloßes Ideal bleiben, und die Annäherung an dasselbe wird überall durch die Beschaffenheit der natürlichen Anlagen, so wie der äußeren Umstände, bedingt werden: allein absichtlich vernachläßigen darf das Streben nach Bildung die Entwicklung keiner einzigen Anlage. Auch wird sie das nie ohne den entschiedensten Nachtheil thun können. Nicht mit Unrecht glaube ich hier an den schon einmahl berührten Satz erinnern zu müssen: Es gibt im Menschen nichts Vereinzeltes. Ein gemeinschaftliches Band vereinigt seine physische Beschaffenheit, und alle seine Vorstellungen, Begriffe, Gefühle, Empfindungen und Begehrungen; mit einem Wort, seinen ganzen Mikrokosmus, im strengsten und nothwendigen Zusammenhange. Ihn

aus diesem Gesichtspunkte aufzufassen, ist eben die höchste Aufgabe der Psychologie; und wenn die vollkommne Lösung derselben an und für sich selbst eine Unmöglichkeit ist: so bleibt die Annäherung an eine solche Lösung darum nicht minder der festgestellte Zielpunkt ihres Strebens, so wie der wahre Probierstein der Ausbildung des psychologischen Sinnes.

Die Forderung einer allgemeinen und möglichst gleichförmigen Ausbildung unsrer geistigen und sittlichen Anlagen schließt bereits die Forderung in sich, daß wir uns eine vollständige Kenntniß derselben, so wie ihres eigenthümlichen Wesens, und der Art und Weise, sie auszubilden, zu verschaffen suchen. Allein auch hier dürfen wir nicht bey dem Einzelnen stehen bleiben: sondern wir müssen den Zusammenhang aller einzelnen Kräfte kennen zu lernen suchen; wie sie wechselweise auf einander einwirken; wie sie sich bedingen; wie sich wechselweise fördern und beschränken. Diese Kenntniß ist in der angegebenen Beziehung bey weiten die wichtigste. — Jene Meinung, welche in Betreff einzelner Geisteskräfte die Zulänglichkeit jedes Bestrebens, sie absichtlich zu kultiviren, entschieden abläugnet, wird sich mit hinreichenden Gründen widerlegen lassen; aber freylich erst dann, wenn die Psychologie, die noch immer weit mehr als viele andere Wissenschaften auf das Allgemeine gerichtet ist, es sich zum ersten und angelegentlichsten Geschäfte machen wird, die Natur, die Bildungsfähigkeit, und die Art und Weise der Ausbildung der einzelnen Geistesvermögen und Neigungen zu erforschen; und auf diese Weise den Weg

einzuschlagen, auf welchem sie allein ihre Vollendung als Wissenschaft erreichen mag.

22.

Die Idee einer allgemeinen Ausbildung aller unsrer geistigen und sittlichen Anlagen kann an und für sich selbst zu einem höchst schädlichen Mißgriffe verleiten, vor welchem hier auf das bestimmteste gewarnt werden muß.

Es gibt viele Menschen, vorzüglich im Jünglings- und früheren Mannesalter, die bey einem lebhaften Drange, sich zu bilden, in diesem Bestreben dennoch höchst unglücklich sind Sie haben die Vorstellung einer allgemeinen Bildung aufgefaßt; allein sie wissen davon durchaus keinen richtigen Gebrauch zu machen. Sie bemächtigen sich, so zu sagen, jeder Form von Bildung, die ihnen vorkommt, oder auf die sie verfallen; allein sie tauschen diese Form jeden Augenblick gegen eine andere aus, oder ändern wenigstens fortwährend so viel daran, daß bald nichts mehr von derselben übrig bleibt. Ein ungemeßner Einfluß der Phantasie, Mangel an ernstem Nachdenken, und Mangel an jener Festigkeit der Willenskraft, die das Ergriffne ohne zureichende Vernunftgründe nicht wieder aufgibt, sind die nächsten Ursachen einer solchen Veränderlichkeit; Verworrenheit, und alle aus dieser entspringenden Nachtheile ihre unausbleiblichen Folgen. Diese Menschen wollen Alles seyn und werden, und sich anbilden; und werden gar nichts, und bilden sich nichts an: eben darum, weil sie in ihrer Vorstellung von Allgemeinheit der Bildung sich unklar sind.

Der Begriff dieser Allgemeinheit fordert nämlich, daß wir keine unsrer geistigen und sittlichen Anlagen absichtlich vernachläßigen, und daß wir jede so vollkommen zu entwickeln suchen, als es uns möglich ist: aber er schließt die Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit unsrer Anlagen und Verhältnisse, und auf die Forderungen unsrer besondern Verpflichtungen nicht aus. Er verträgt sich sehr wohl mit dem ganz richtigen Grundsatze, daß wir, in so fern unsre Eigenthümlichkeit nicht eine sittlich tadelnswerthe ist, durchaus nichts Besseres zu thun vermögen, als diese möglichst zu veredeln und möglichst vollkommen auszubilden. Unter der angegebenen Einschränkung wird unser Streben nach Selbstbildung eben in unsrer Eigenthümlichkeit den ihm so nöthigen Haltpunkt finden; eines solchen aber entbehrend, nothwendig mit sich selbst in einen eben so peinlichen als nachtheiligen Widerspruch gerathen. Eine mehr oder minder entwickelte Eigenthümlichkeit ist in den Jahren, wo von einem gehaltnen Streben der Selbstbildung die Rede seyn kann, jederzeit vorhanden. Diese also zu erforschen und kennen zu lernen muß dabey unsre erste und angelegentlichste Sorge seyn.

Dem eben aufgestellten Grundsatze über Ausbildung unsrer Eigenthümlichkeit zu Folge, scheint mir bey der Selbstbildung Alles, was auf irgend eine Weise Nachahmung genannt werden kann, verwerflich zu seyn. In Betreff einer sclavischen Nachahmung brauche ich diese Äußerung nicht zu rechtfertigen. Auch in Betreff jener kindischen Nachahmung nicht, die nicht das Wesentliche, sondern das Unwesentliche und Zufällige

nachzubilden strebt. Allein man kann fragen: ob es nicht empfehlenswerth sey, sich irgend einen ausgezeichneten Menschen zum Muster seiner Bildung zu wählen, und ihn nachzuahmen. Ich sage nein. Was an einem solchen Mann unter den Gesichtspunkt sittlicher Verpflichtung fällt, ist Gegenstand der Nacheiferung, nicht der Nachahmung; es ist ein Gegebenes, was jede richtige Bildung zu erstreben suchen muß. Was nicht unter diesen Gesichtspunkt fällt, entspricht entweder unsrer Eigenthümlichkeit, oder ist ihr zuwider. Im ersteren Falle heißt Nachahmen aber nichts anders, als unsre Eigenthümlichkeit ausbilden: in letzterem wird die Nachahmung uns verwirren, oder in Nachäfferey ausarten. Für besser, als hier das zweydeutige Wort: Nachahmung, zu gebrauchen, halte ich es, dasjenige, was man im gegenwärtigen Falle damit sagen will, so auszudrücken: Jeder, dem es wahrer Ernst ist, sich zu bilden, strebe den Werth jener Männer, die ihm als Muster der Nacheiferung gelten können, so klar als möglich zu erkennen; dadurch vorzüglich, daß er lebendig begreifen zu lernen sucht, welche Ideen bey ihrem Streben und Wirken sie leiteten; welche Feinde sie in ihrer eigenen Brust und von außen zu bekämpfen hatten; und durch welche Kraft sie dieselben besiegten; wie sie irrten, und dem Irrthume sich entwanden; wie sie fielen, und vom Falle sich wieder erhoben: mit einem Worte, wie sie dazu gelangten, für Andere Muster der rühmlichsten Nacheiferung zu werden. Ein solches mit beharrlichem Ernste verfolgtes Streben wird, ohne irgend einen bedeutenden

Zug von Eigenthümlichkeit zu verwischen, die Nacheiferung gewiß nicht weniger beleben, als der Vorsatz einer Nachahmung, die selbst dann, wenn sie auch nicht geradezu das Unwesentliche mit dem Wesentlichen verwechselt, durch jenes doch immer mehr oder minder beirrt wird.

23.

Noch wichtiger ist ein anderer Fehlgriff, der, da er sich, aller Erfahrung und aller Belehrung zum Trotz, immer und überall wiederhohlt, wo es auf Bildung abgesehen ist — es sey nun von Bildung unsrer selbst oder Anderer; von allgemeiner, oder von Bildung zu besonderen Zwecken; von der Erziehung einzelner Menschen oder ganzer Völker die Rede — als ein trauriger Beweis der Beschränktheit und der Schwäche des menschlichen Geistes angesehen werden kann: ich meine den Fehlgriff, bey jeder Bildung gleich vom Anfange her positiv zu verfahren, und das negative Verfahren entweder ganz außer Acht zu lassen, oder es nicht richtig nach seiner vollen Wichtigkeit zu würdigen. Wir wollen nicht bilden, wir wollen schaffen; so leicht als die luftige Form in unsrer Phantasie sich aufbaut, eben so leicht glauben wir sie ins Leben rufen zu können; rasch wollen wir die Saat in gesundem Wachsthume emporschießen, rasch das Gebände sich empor heben sehen, ohne vorher den Platz, auf dem wir säen und bauen wollen, von Unkraut und Dornen, von Schutt und Trümmern gereinigt zu haben. Daher alle mißlungenen Versuche der Selbstbildung und in der

Erziehung; daher ein großer Theil der Klagen über die beschränkte Möglichkeit, eine sichere und entscheidende Wirkung zu erzielen!

24.

Gänzlich übersehen läßt sich die Nothwendigkeit nicht, bey jeder Bildung zuerst dasjenige bey Seite zu räumen, was mit derselben auf irgend eine Weise im Widerspruche steht: aber wie weit ist nicht von einem schlaffen Anerkennen dieser Nothwendigkeit bis zu einem auf der lebendigen Vorstellung derselben ruhenden, festen und consequenten Streben, dieser Vorstellung gemäß zu verfahren. Die Einbildung, schaffen zu können, schmeichelt unserm Stolz, unsrer Eitelkeit, der Zuversicht auf unser Kraftgefühl: ein Blick auf die Schwierigkeiten, unsre entworfne Schöpfung ins Leben zu rufen, demüthigt unsre Anmaßung; er weist uns auf mühevolle Anstrengungen, auf eine beschwerliche Ausdauer hin; und läßt uns nicht nur langsam reifende Früchte unsrer Bestrebungen hoffen: sondern macht es sogar zweifelhaft, ob, und in welchem Grade unsre Hoffnungen sich erfüllen werden. Dennoch wird jedes Bestreben nach Bildung in seinen Hoffnungen sich sicher getäuscht sehen, wenn es einen andern, als den bezeichneten Weg einschlägt. Der Erfolg jedes Bildungsversuches hängt von der Schärfe des Blickes ab, mit welchem wir die ihm entgegenstehenden Hindernisse aufgefaßt und im Verhältniß zu den vorhandenen Bildungsmitteln sicher abgewogen haben; von der Stätigkeit, mit welcher wir den Blick auf der Nothwendig-

keit, zuerst diese Hindernisse zu beseitigen, festhalten, und endlich von dem Maße von Kraft, welche wir zunächst ausschließend nach dieser Seite hin aufwenden.

Eines Vortheils muß dabey noch insbesondere gedacht werden, den wir bey einem solchen Verfahren zu erwarten haben. Wir haben vom ersten Augenblick unsers Strebens an ein festes, sicheres Ziel für dieses Streben, so wie einen sichern Maßstab für unser Fortschreiten gefunden. Es schließt sich dieses Streben an ein wirklich Vorhandenes; an etwas, wobey wir beständig an unser Stillstehen oder Zurückschreiten erinnert werden, und das unsern Eifer darum beständig rege erhält. Jede mißlungene Anstrengung wird uns zum stechenden Vorwurf; in jeder gelungenen finden wir, des unbestreitbaren Gewinnes froh, einen Sporn zu neuen Anstrengungen. Wie die körperliche Kraft nur dann fröhlich gedeihen mag, wenn alle Hindernisse der Gesundheit richtig erkannt, und auf zweckmäßige Weise entfernt sind: so ist es auch mit der Gesundheit unsrer Seele. Sie mag nur dann gedeihen, wenn es uns gelungen ist, klar genug zu erkennen, was ihr im Wege steht: und in diesem Erkennen selbst die Kraft zu finden, die Ursachen zu entfernen, durch welche die natürliche Anlage zur Gesundheit gefesselt und unterdrückt wurde.

25.

Als zweyte Hauptquelle der Fehler, welche wir im Umgange mit uns selbst begehen, ist ein Mißverhältniß zwischen dem äußern und in-

nern Leben bezeichnet worden. Es sey mir dabey erlaubt, an die schon früher gemachte Bemerkung zu erinnern, daß keiner von allen Fehlern, in welche wir im Umgange mit uns selbst verfallen können, ausschließend aus einer einzigen Quelle hergeleitet werden könne. So ist insbesondere bey den Mißgriffen, mit welchen wir es hier zu thun haben, ein ungemeßner Einfluß der Phantasie nicht nur fast überall im Spiele; sondern ein großer Theil dieser Mißgriffe wird, außer der angegebenen Quelle, auch noch unmittelbar aus diesem Einflusse hergeleitet werden müssen.

Zuerst muß hier die Bedeutung der Ausdrücke: inneres und äußeres Leben näher erklärt werden.

Wir alle führen ein doppeltes Leben, ein inneres und äußeres. Wie abgeschieden von allen gesellschaftlichen Verbindungen wir uns den Menschen auch denken mögen, immer wird er genöthigt seyn, seine Aufmerksamkeit und seine Thätigkeit nach außen hinzuwenden; denn er hat Bedürfnisse und Wünsche, die nur auf diese Weise befriedigt werden können. Natürlich wird die Aufforderung, seiner Thätigkeit diese Richtung zu geben, um so dringender: je mannigfaltiger und verwickelter die äußeren Verhältnisse selbst sind, welche sie in Anspruch nehmen, und je mehr er Bedürfnisse hat, deren Befriedigung er nur auf diese Weise zu erlangen vermag. Die Thätigkeit des Menschen in dieser Beziehung kann man das äußere Leben desselben nennen.

Auf der andern Seite sind die äußeren Gegenstände, welche ihn auf diese Weise berühren, so mannigfaltig; die Verhältnisse, mit welchen er es zu thun

hat, fallen unter so verschiedenartige Gesichtspunkte, und so verschiedenartig sind die Eindrücke, welche sie der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Anlagen, seiner Bildung, seiner Neigungen und seiner Bestrebungen nach auf ihn machen: daß sich nothwendig das Bedürfniß in ihm erzeugt, diese so verschiedenartigen Eindrücke durch eine allgemeine Ansicht zur Einheit zu bringen. Das Bestreben nun, die durch die äußern Eindrücke in unserm Innern erzeugten Vorstellungen und Empfindungen durch eine sie alle umfassende Ansicht zur Einheit zu bringen, kann sehr schicklich inneres Leben genannt werden.

Nebenher noch Folgendes:

Aus der gegebenen Erklärung geht von selbst hervor, daß das innere und äußere Leben sich nicht nur nicht ausschließen: sondern daß sie sich selbst wechselweise bedingen; jederzeit aber einen entschiedenen Einfluß auf einander ausüben.

Auch glaube man nicht, daß eine höhere Potenz des einen mit einer höheren Potenz des andern unverträglich sey. Ein hoher Grad von Extension und Intension des äußeren Lebens verträgt sich sehr wohl mit einem höheren Grade von Intension des innern Lebens: so wie eine höhere Potenz der Extension und Intension des innern Lebens mit einer höheren Potenz der Intension des äußeren sehr wohl verträglich ist.

Eben so glaube man nicht, daß eine dieser beyden Formen unbedingt edler sey, als die andere. Die vollkommenste Bildung findet sich nur dort, wo das äußere und das innere Leben in höherer Potenz im möglichst

gleichen Verhältnisse stehen. Ein unverhältnißmäßiges Übergewicht des einen oder des andern wird überall die entschiedensten Nachtheile erzeugen. Ein solches aber wird hier immer verstanden, wo die Ausdrücke Übergewicht, oder Präponderanz gebraucht werden.

Zuletzt muß noch der Begriff der Allgemeinheit, auf welche das innere Leben die Erscheinungen des äußeren, und die dadurch erzeugten Vorstellungen und Empfindungen zurück zu führen sucht, näher bestimmt werden. Die Unbedingtheit der vereinigenden Idee ist hier immer eine ideale: denn alle Widersprüche des Lebens lösen sich nur in einer höheren Einsicht, als die menschliche. Genügen aber kann dem inneren Leben eine Idee, als eine allgemeingültige; entweder aus Einseitigkeit des ersteren; oder aus der Gewandtheit, mit der es diese Idee selbst beständig umformt; oder durch die Sicherheit, mit der es, wenn gleich mit beschränkter Einsicht, diese Idee, als eine den sittlichen Gesetzen der menschlichen Natur entsprechende, erkannt hat.

26.

Ich will von der Präponderanz des äußeren Lebens den Anfang machen.

Es liegt im Begriffe derselben, daß damit eine mit der Richtung auf das innere Leben außer Verhältniß stehende Thätigkeit nach außen hin vorhanden sey. Diese findet sich dabey in der That überall: worauf sie auch immer gerichtet seyn mag. Die Formen derselben in letzterer Rücksicht sind äußerst mannigfaltig; von der

Thätigkeit des geschäftigen Müßiggängers, und jener Elenden, die nur da sind, um in flacher Nichtswürdigkeit das Mark der Erde zu verzehren: bis zur Thätigkeit des unermüdlichen Geschäftsmannes, der nur für Andere arbeitet, und kaum Zeit behält, an sich selbst zu denken; und bis zu den Söhnen und Töchtern der Armuth, die vom Morgen bis zum Abend des Tages Last und Hitze tragen, um nur das nackte Leben zu gewinnen. Immer wird daher diese überwiegende Richtung der Thätigkeit auf das äußere Leben gerade so viel werth seyn, als Gegenstand und Zweck derselben an sich selbst werth sind. Um aber die Nachtheile einer unverhältnißmäßigen Richtung unsrer Thätigkeit auf das äußere Leben gehörig würdigen zu können, muß man zuerst über die eigenthümlichen Vorzüge des inneren Lebens ins Klare gekommen seyn.

27.

Der wichtigste Vortheil des Bestrebens, die durch die äußeren Eindrücke in uns erzeugten Vorstellungen und Empfindungen durch eine sie alle umfassende Idee zur Einheit zu bringen, ist dieser, daß ein solches Bestreben nothwendig die Erweiterung unsrer sittlichen Begriffe, und die Vervollkommnung unsers sittlichen Erkennens befördert. Wenn wir nämlich die Erscheinungen außer uns, wenn wir die durch dieselben erzeugten Vorstellungen und Empfindungen mit auch nur einiger Maßen unbefangenem Blicke prüfen: so werden wir uns überall auf die sittlichen Gesetze unsrer Natur und den innigen Zusammenhang derselben mit

den Erscheinungen des Lebens zurück gewiesen sehen: und Alles, was diesen Gesetzen widerspricht, als unaufhaltbar, und als etwas die Keime seiner Zerstörung in sich selbst Enthaltendes, anerkennen müssen. Bis zu welchem Grade dieses Erkennen auch immer fortschreite, oder auf welcher Stufe es auch immer stehen bleibe: ein regsameres Fortschreiten zu seiner vollkommneren Entwicklung findet überall Statt, wo jenes Streben des inneren Lebens präponderirend vorhanden ist.

Hier könnte man einwenden: daß ja Irrthum und Leidenschaft häufig auf Lebensansichten gerathen, oder sie selbst absichtlich aufsuchen, die mit aller Vervollkommnung der sittlichen Begriffe geradezu im Widerspruche stehen; und daß, bey einem auch nur einiger Maßen bedeutenden Grade von Befangenheit in denselben, von einer Erweiterung der sittlichen Begriffe durchaus nicht die Rede seyn könne. Allein ein solcher Einwurf ist ganz unstatthaft. Denn was die Befangenheit in einer mit den sittlichen Gesetzen unsrer Natur im Widerspruche stehenden Lebensansicht betrifft: so widerstrebt sie der Erweiterung unsrer sittlichen Begriffe nur dann, wenn sie bis zur in sich selbst erstarrenden Einseitigkeit und Verknöcherung geht: und auch dann nur so lange, als sie fortwährend auf dieser Stufe stehen bleibt. Verläßt sie nämlich diese Stufe, und bewahrt das innere Leben sich auch nur einige Unbefangenheit der Forschung und Prüfung: so ist selbst jeder Irrthum ein Schritt näher zur Vervollkommnung unsrer sittlichen Erkenntniß; weil der Irrthum seiner Natur nach mit den sittlichen Gesetzen in einem unversöhnlichen

Widerspruche steht, und da diese dem auch nur einigermaßen unbefangnen Blicke sich überall hinreichend klar zu erkennen geben, nothwendig als unhaltbar sich ausweisen muß. Hinsichtlich der Befangenheit aus Leidenschaftlichkeit aber muß man zwey Arten der letzteren unterscheiden: ein Mal jene, deren verkehrtes Streben mit einer verkehrten, oder doch mangelhaften sittlichen Ansicht des Lebens Hand in Hand geht; und dann jene, welche das Handeln mit besonnener Wahl vom Erkennen scheidet, wovon späterhin ausführlicher die Rede seyn soll. Jene erstere ist eben wieder Befangenheit des Irrthums, und unterliegt als solche der schon angegebenen Bedingung ihres Aufhörens; jene letztere Art von Leidenschaftlichkeit aber schließt die Erweiterung und Vervollkommnung der sittlichen Begriffe durch das innere Leben um so weniger aus: je entschiedener sie sich über die daraus hervorgehenden Vorschriften für das Handeln hinaussetzt.

28.

Bey Bestimmung des Nachtheils, welcher aus einem auffallenden Mißverhältniß des äußeren zum inneren Leben entspringt, muß ferner noch eine andere Eigenthümlichkeit des letzteren in Erwägung gezogen werden.

Das innere Leben strebt, wo es einmahl lebhaft rege geworden, überall in die Breite; ja es kann ohne diese, ohne für seine Entwicklung, so zu sagen, hinreichenden Raum zu gewinnen, nicht leicht eine feste Gestaltung erlangen. In diesem Streben nun muß es sich nothwendig in eben dem Maße beschränkt finden,

in welchem die Thätigkeit nach außen hin in Anspruch genommen und beschäftiget wird. So kann jenen Menschen, die unaufhörlich beschäftiget sind, auf neue Vergnügungen zu sinnen, und die von Genuß abgestumpften Sinne zu neuem Verlangen nach Genuß zu reizen, durchaus keine Zeit übrig bleiben, um in ihr Inneres zu blicken, und nur einen Augenblick lang ihre Nichtswürdigkeit gewahr zu werden: eben so wenig als jenen, die in den rastlosen Bestrebungen der Habsucht oder des Ehrgeizes befangen sind. Auch dem vielbeschäftigten Geschäftsmanne, und dem, der durch strenge Arbeit des Lebens Nothdurft gewinnt, bleibt wenig Zeit, in sich selbst zurück zu kehren, und seine Lebensansichten auf diese Weise zu erweitern und zu vervollkommnen. Allein jene Menschen, bey denen das innere Leben durch eine nützliche und achtenswerthe Thätigkeit beschränkt wird, finden in einer solchen Thätigkeit selbst den Ersatz für dasjenige, was ihnen dadurch entzogen wird. Jenen Kern- und Mittelpunkt nämlich, welchen das innere Leben sucht, besitzen sie eben in den Grundsätzen, von welchen ihre Thätigkeit ausgeht und geleitet wird, und meistens weit sicherer, als das innere Leben, ohne festen Schrittes die rechte Bahn zu verfolgen, ihn auffinden wird. Dabey aber muß noch immer zugegeben werden, daß sie, weil das innere Leben die Ausdehnung, deren es bedarf, nicht gewinnen kann, wenigstens in besondern Fällen die Vortheile desselben mehr oder minder entbehren werden. Daher ist bey der Präponderanz des äußeren Lebens eigentlich nur ein Mißgriff möglich:

ein Mißgreifen im Zweck und im Gegenstand unsrer Thätigkeit; und nur ein Fehler, die sorglose Vernachläßigung unsers innern Lebens aus Leichtsinn und geistiger Flachheit. Desto zahlreicher aber sind die Mißgriffe und Nachtheile, zu welchen dieses die Veranlassung biethet.

29.

Wie die Präponderanz des äußeren Lebens dem inneren Leben Eintrag thut: so die Präponderanz des inneren dem äußern.

Es ist im vorhergehenden Abschnitt bemerkt worden, daß das innere Leben die Breite suche, wie jedes Streben nach einer allgemeinen umfassenden Ansicht sie nothwendig suchen muß; immer und so mehr, je zahlreicher und mannigfaltiger die einzelnen Erscheinungen sind, die es unter einem Gesichtspunkte vereinigen will. Dieser Umstand würde für sich allein hinreichend seyn, zu erklären, wie es die schwerste aller Aufgaben sey, eine feste, sichere Ansicht für das Leben zu gewinnen. Wenn aber die Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungen an sich selbst uns dabey fast nothwendig verwirren muß; so sehen wir uns noch mehr beirrt durch die Eindrücke, welche sie auf unseren Geist und unser Gemüth dadurch hervorbringen, daß sie mit unsern Vorstellungen, Wünschen, Neigungen und Leidenschaften übereinstimmen, oder in Widerspruch treten. Wie groß das Maß unsrer geistigen Kraft auch sey; wie viel Unbefangenheit wir durch glückliche Anlagen und Erziehung auch besitzen, oder selbstständig uns ange-

eignet haben mögen: gänzlich werden wir — selbst dann, wenn wir eine feste, und was noch mehr ist, wenn wir eine richtige Ansicht des Lebens gewonnen haben — den inneren Widerstreit hier nie vermeiden können. Selbst dann noch nicht, sage ich, wenn jene Ansicht den höchsten Grad der Wahrheit erreicht, welchen sie zu erreichen vermag, und in unser innerstes Wesen übergeht: so daß Erkennen und Handeln in Eines zusammenfallen. Die Brust des Menschen ist nicht dazu gemacht, die Wohnung einer ungestörten Ruhe zu seyn. Vermöchte er es auch, jeden Mißklang seines Wünschens und Wollens mit den sittlichen Gesetzen des Lebens und der Beschränkung, die ihm keine andere, als eine unvollkommne Glückseligkeit gestattet, daraus wegzubannen: so würde wenigstens der Wunsch zurückbleiben, daß überhaupt kein solcher Mißklang im Leben vorhanden seyn möchte.

Jeden Mißklang aber strebt das innere Leben sorgsam zu entfernen, da eben dieses seine nächste Aufgabe ist. Je häufiger es sich in der Lösung derselben gestört findet; je weniger diese Lösung ihm jemahls vollkommen gelingen mag: um desto eifriger verfolgt es sie. Daher tritt es, wenn es einmahl rege geworden ist, so leicht zu dem äußern Leben, in welchem es jeden Augenblick auf eine Dissonanz stößt, in ein Mißverhältniß, das ihm nothwendig nachtheilig werden muß.

30.

Zwey Nachtheile sind es vorzüglich, die aus einem unverhältnißmäßigen Übergewichte des innern Lebens

hervorgehen: ein allzu schroffes Auffassen der Erscheinungen des Lebens; und Befangenheit.

Das Hinneigen zu demjenigen, was hier äußeres Leben genannt wurde, gewährt uns keinen größeren Vortheil, als diesen, daß es uns gewöhnt, die Erscheinungen desselben so zu beurtheilen, wie sie wirklich sind. Eine solche Beurtheilung aber setzt dreyerley voraus; erstens: daß der allgemeine Satz richtig sey, auf welchen wir die besondere Erscheinung zurückführen; dann daß wir die eigenthümliche Beschaffenheit derselben an sich selbst; und endlich daß wir alle Beziehungen derselben zu andern Gegenständen nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, und ihrem Verhältniß richtig aufgefaßt haben.

Eine erschöpfend richtige Beurtheilung was immer für einer Erscheinung des äußeren Lebens wird auch von dem geübtesten praktischen Verstande nicht erwartet werden dürfen: weil auch dieser nie alle Beziehungen derselben zu erkennen und aufzufassen im Stande ist; aber immer wird sie um desto richtiger und vollkommner seyn, je mehr Beziehungen sie mit Schärfe und Bestimmtheit erkannt und aufgegriffen hat. Das schnelle, sichere Aufgreifen dieser Beziehungen ist eben der wichtigste Vorzug des praktischen Verstandes, und kann noch genauer als Gewandtheit desselben bezeichnet werden.

Dieser Gewandtheit des praktischen Verstandes aber thut die Präponderanz des inneren Lebens nothwendig Eintrag. Das Streben desselben ist überall

mehr auf das Allgemeine, als auf das Besondere gerichtet. Übersieht es auch das Eigenthümliche und die wesentlichsten Beziehungen der äußern Erscheinungen nicht gänzlich: so läßt es doch bey dem unmittelbaren Vorwärtsstreben nach seinem Ziele viele derselben bey Seite liegen, die es beachten sollte; und weicht, ich möchte sagen instinktmäßig, anderen aus, die das Unterordnen unter eine allgemeine Ansicht ihm erschweren würden. Es will jede Vorstellung, jede Ansicht gerne so viel als möglich abschließen; was immer nur um desto schwerer gelingt, je mehrere und vielseitigere Beziehungen bey einer besonderen Erscheinung sich darbiethen.

Überdieß: der Einfluß unsrer Neigungen und Leidenschaften auf die Beurtheilung der Erscheinungen des äußeren Lebens ist bey der Präponderanz des innern Lebens meistens größer, als bey jener des äußeren. Nicht als ob mit den ersteren nothwendig heftigere Neigungen und Leidenschaften verbunden wären, sondern dieser Einfluß ist meistens darum größer, weil das innere Leben seiner Eigenthümlichkeit nach von den Gegenständen und Veranlassungen derselben allgemeinere und unbedingtere Vorstellungen aufgreift, und jede Neigung und Leidenschaft für sich selbst dadurch mehr Unbedingtheit und Abrundung annimmt; und dann, weil diese Unbedingtheit wieder das schroffere Auffassen der äußeren Erscheinungen überhaupt, und insbesondere der auf die Leidenschaft Bezug habenden befördert.

Aus demjenigen, was hier über das mit der Präponderanz des inneren Lebens verbundene schroffere

Auffassen der Erscheinungen desselben gesagt ist, wird man sich manche bey derselben vorkommende Erscheinung erklären, und manche hierher gehörige Frage sich beantworten können; z. B. warum diejenigen, bey welchen ein bedeutendes Mißverhältniß des überwiegenden inneren zum äußeren Leben Statt findet, wenn es ihnen sonst nicht an Scharfsinn fehlt, Menschen und Verhältnisse sehr richtig zu beurtheilen wissen, wenn sie mit beyden nicht selbst verworren sind: in diesem Falle aber weder mit den einen umzugehen, noch die andern zu behandeln verstehen; wo jene Fähigkeit, und diese Unbehülflichkeit ihre Gränze finde; u. a. mehrere.

31.

Man muß es inzwischen mit dem Ausdruck: schroff nicht gar zu genau nehmen. Ich gebrauche ihn, weil mir ein tauglicherer mangelt, und weil ich den Fehler, welchen er andeutet, so bezeichnen wollte, wie er sich bey einem auffallenden Mißverhältniß des innern zu dem äußeren Leben zu erkennen gibt. Hier finden natürlich wieder zahlreiche Abstufungen Statt, welche durch ein größeres oder geringeres Maß von Verstand, Umsicht, Schärfe der Urtheilskraft, so wie Lebhaftigkeit der Phantasie und der Leidenschaftlichkeit bestimmt werden.

Ein schrofferes Auffassen der Erscheinungen des äußeren Lebens und der dadurch veranlaßten Vorstellungen findet übrigens häufiger Statt, und wirkt im Allgemeinen nachtheiliger bey jenen Erscheinungen und Ideen, welche mit unsern Neigungen in Widerspruch stehen,

als bey denjenigen, welche ihnen zusagen. Die ersteren haben immer eine mehr unmittelbare Beziehung zum wirklichen Leben, als die letzteren, welche immer mehr oder minder eine ideale Gestaltung annehmen, und daher auch, wenn nicht ein übermächtiger Einfluß der Phantasie ihr richtiges Verhältniß zur Wirklichkeit uns ganz übersehen läßt, minder gefährlich werden. Weit gefährlicher müssen uns im Gegentheil, als zu schroff aufgefaßt, Vorstellungen seyn, die uns als etwas unsrer Natur Widerstrebendes aufgedrungen werden, die zum Leben eine häufigere und bestimmtere Beziehung, so wie in ihrer Allgemeinheit selbst bestimmtere Umrisse haben; und von denen wir uns daher auch weit schwerer losmachen können. Die Anstrengungen unsrer Natur, um Ansichten und Vorstellungen, welche ihr widerstreben, abzuweisen, die bey einem allzu schroffen Aufgreifen derselben nothwendig fruchtlos seyn müssen, dienen dann nur dazu, ihren Einfluß zu vermehren, und ihnen eine größere Dauer und Haltbarkeit zu geben.

32.

Wie ich die Bezeichnung des Fehlers, von welchem hier die Rede ist, absichtlich von einem höheren Grade desselben hergenommen habe: so muß ich mich noch einige Augenblicke dabey aufhalten, denselben in einer solchen Potenz insbesondere in Betrachtung zu ziehen.

Es sind zunächst Menschen von viel Phantasie, und mehr als gewöhnlicher Kraft oder Beweglichkeit des Geistes — auch mögen beyde Eigenschaften verei-

nigt gedacht werden — die zu einem allzu schroffen Auffassen der Erscheinungen des äußeren Lebens und der dadurch veranlaßten Ideen am meisten geneigt sind. Besitzen sie dabey einen entschiedeneren Hang zum philosophischen Nachdenken, und fehlt es ihnen entweder an Neigung, oder an hinreichender Veranlassung, ihrer Thätigkeit eine entschiedene Richtung auf das äußere Leben zu geben; so wird der letztere Umstand nicht nur ein auffallendes Mißverhältniß zwischen ihrem inneren und äußeren Leben zur Folge haben: sondern der, durch eben dieses Mißverhältniß genährte Hang zur philosophischen Contemplation wird sie das Bedürfniß einer allgemeinen Ansicht des Lebens, als eines sicheren Vereinigungspunktes äußerst mannigfaltiger und widersprechender Ansichten, auf das lebhafteste empfinden lassen. Jede allgemeine Ansicht verspricht scheinbar um so mehr ein solcher sicherer Vereinigungspunkt zu werden, je unbedingter sie sich ausspricht; weil sie eben in ihrer Unbedingtheit Alles ausschließt, was mit ihr im Widerspruch steht.

Bey einem solchen habituell gewordnen und potenzirten Hange zu einem schroffen Aufgreifen der Erscheinungen des Lebens, und der dadurch erzeugten Ideen, ist es zunächst ein höherer oder geringerer Grad von Energie und Beweglichkeit des Geistes, und der Phantasie, wodurch er seine besondere Gestaltung annimmt.

Ein höherer Grad von Energie des Geistes, bey geringer Umsicht und Beweglichkeit desselben, führt hier zu einer sich verknöchernden Einseitigkeit der Ansicht des Lebens, und bey heftigeren Neigungen zum

Starrsinne der Leidenschaftlichkeit: so wie bey dem vorherrschenden Einfluß einer allzu lebhaften Phantasie, in Verbindung mit einem gewissen Grade von Energie des Geistes, auf diesem Wege die Schwärmerey liegt, welcher Art diese sonst auch immer seyn möge.

Allein eine ganz eigene Form nimmt jener auf die angegebene Weise sich ausbildende Hang zu einem schrofferen Aufgreifen der Erscheinungen des Lebens bey jenen Menschen an, bey welchen ein höherer Grad von Regsamkeit und Beweglichkeit des Geistes und der Phantasie mit einem, wenn nicht gleich hohen, doch bedeutenden Grade von Energie des einen, wie der andern, mit heftigeren Leidenschaften, und mit einer entschiedenen Neigung zur philosophischen Speculation zusammentrifft. Für die widersprechendsten Anregungen empfänglich; von jeder Anregung lebhaft ergriffen; und gleich geneigt und gewandt, jeder Vorstellung und jeder Empfindung die Form der Allgemeinheit und Unbedingtheit zu geben: empfinden sie lebhafter als andere Menschen das Bedürfniß, in einer allgemeinen und unbedingten Ansicht des Lebens Ruhe und Eintracht des Geistes zu finden; ein Ziel, das gerade die Menschen am schwersten erreichen; weil sie immer im nächsten Augenblicke wieder zerstören und aufgeben, was sie im vorgehenden aufgebaut und errungen haben. Selbst, wenn sie glücklich genug sind, die einzige Ansicht des Lebens, die, weil sie in den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur selbst gegründet ist allgemeine und unbedingte Geltung haben muß, zu erfassen und festzuhalten: wirkt diese dennoch

weder auf ihr inneres Leben, und noch weniger auf ihr Handeln entscheidend genug ein, um das erstere bestimmt zu gestalten, und für das letztere feste und einzige Norm zu werden. Denn jede mit ihr in Widerspruch stehende Vorstellung und Empfindung thut, in schroffer Allgemeinheit aufgefaßt, ihr Abbruch; und eine entscheidende, von ihr ausgehende Rückwirkung ist erst dann möglich, wenn einerseits diese Ansicht selbst durch die Zeit an Tiefe und Klarheit gewonnen; anderseits aber die Empfänglichkeit für alle Vorstellungen und Empfindungen, die ihr widerstreben, sich vermindert und herabgespannt hat.

33.

Als natürliches Heil- und Verwahrungsmittel gegen alles schroffere Aufgreifen des Lebens muß zuerst der selbstständig gewählten Richtung unserer Thätigkeit auf das äußere Leben erwähnt werden. Denn wie jener Hang, von welchem hier die Rede ist, jeder Empfindung und jeder Vorstellung die unbedingteste Allgemeinheit zu geben sucht: so zwingt uns im Gegentheil jene Richtung, unsere Aufmerksamkeit überall dem Einzelnen und Besonderen zuzuwenden. Fehlt es uns aber durchaus an entsprechenden Veranlassungen zu solcher äußeren Thätigkeit: so kommt es im Umgange mit uns selbst, wenn dieser unter den angegebenen Umständen uns nicht weit mehr nachtheilig, als nützlich werden soll, vorzüglich darauf an, daß wir uns gewöhnen, die besonderen Beziehungen jeder Vorstellung und jeder Empfindung zum wirklichen Leben sorgfältig

aufzusuchen, und schärfer ins Auge zu fassen. Wie ein solches absichtlich ergriffenes Streben mit dem bezeichneten Hange auch für sich selbst im Widerspruch stehe: so dürfen wir dennoch nicht besorgen, daß es seines Erfolges gänzlich ermangeln werde, wenn wir es anders mit der erforderlichen Entschiedenheit ergriffen haben.

34.

Befangenheit habe ich als den zweyten vorzüglichsten Nachtheil angegeben, welcher aus der Präponderanz des innern Lebens hervorgehe. Unter befangen seyn verstehe ich aber, wie ich bereits im ersten Buch erklärt habe, dieses, daß gewisse besondere Formen unsrer Denk- oder Empfindungsweise, oder gewisse besondere Vorstellungen, Neigungen, oder Empfindungen ein solches Übergewicht in uns gewonnen haben, daß sie ihnen widersprechende, und selbst entgegengesetzte Denk- und Empfindungsweisen, Ansichten, Neigungen und Empfindungen zwar nicht ausschließen; jederzeit aber ihnen entschiedenen Abbruch thun. Ein gänzliches Ausschließen desjenigen, was mit unsrer Befangenheit im Widerspruche steht, ist nur bey dem höchsten Grade derselben denkbar.

Wenn aber Befangenheit hier als einer der wesentlichsten Nachtheile der Präponderanz des innern Lebens angegeben wird: so darf man darum nicht glauben, daß sie bey dieser allein vorkomme. Eben so gut findet sie sich bey der Präponderanz des äußern Lebens. Auch bey diesem geht sie aus einer in uns vorherrschend

gewordenen Denk- und Empfindungsweise, Vorstellung, Neigung oder Empfindung hervor; nur mit dem Unterschiede, daß sie in ihren Äußerungen immer zunächst anf das thätige Leben gerichtet ist.

Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß die Befangenheit der Präponderanz des innern Lebens näher liege, und bey dieser sich mannigfaltiger gestalte.

Nach einem bekannten psychologischen Gesetze gewinnt jede einzelne Vorstellung um desto mehr an Kraft, je länger die Aufmerksamkeit darauf festgestellt bleibt. Da nun das innere Leben immer ein contemplatives ist — obwohl es mit demjenigen, was man gewöhnlich so nennt, nicht verwechselt werden darf — so begünstigt es das Verweilen bey jeder lebhaft ergriffenen Vorstellung in vorzüglichem Grade, die dann natürlich über unsern Geist eine größere Gewalt erhält, und nach allen Seiten hin ihren Einfluß verbreitet: während der Einfluß von Vorstellungen, die einer unmittelbar auf's äußere Leben gerichteten Thätigkeit zum Grunde liegen, zwar nicht nothwendig auf diese beschränkt, immer jedoch ein bedingterer ist. Überdieß trägt die Allgemeinheit und Unbedingtheit, welche das innere Leben der ergriffenen Vorstellung oder Empfindung zu geben sucht, nicht wenig dazu bey, den Geist zu befangen: indem durch diese Unbedingtheit dasjenige, was in andern Vorstellungen und Empfindungen derselben widerspricht, durch eine dem Geist leichte, und eben dadurch angenehme Operation aufgehoben und vernichtet wird. Nichts aber befördert bey der Präponderanz des innern Lebens die Befangenheit des

Geistes mehr, als daß dieses mit ganz freyer Wahl ergreift oder zurückweist, was seiner Neigung zusagt, oder zuwider ist. Dem zu Folge ist nichts natürlicher, als daß Alles, was das innere Leben wirkt und schafft, sich mit tausend Fibern und Fasern in unser ganzes Wesen verschlingt: weil Alles den eigenthümlichsten Neigungen und Bedürfnissen desselben entsprechend ist.

35.

Nachdem ich nun ein allzu schroffes Auffassen der Lebenserscheinungen, und Befangenheit im Allgemeinen als die wesentlichsten Nachtheile einer unverhältnißmäßigen Präponderanz des innern Lebens aufgeführt habe, ist es Zeit, diese nach ihren wichtigsten besonderen Beziehungen zu betrachten; nämlich: nach ihrer Beziehung zur Auffindung und Ergreifung einer allgemeinen Lebensansicht; zur Auffassung und Behandlung der äußern Lebensverhältnisse; zur Beurtheilung unser selbst; und endlich, nach ihrer Beziehung zum Verkehr mit Anderen. In jeder dieser Beziehungen erzeugt ein auffallendes Mißverhältniß des überwiegenden innern Lebens besondere Nachtheile, deren Vermeidung im Umgange mit uns selbst die sorgfältigste Aufmerksamkeit fordert. Zuerst nun soll die Präponderanz des innern Lebens in Beziehung zur Auffindung einer allgemeinen Lebensansicht in Erwägung gezogen werden.

36.

Es ist bereits bemerkt worden, daß das Bedürfniß, die mannigfaltigen und widersprechenden Erscheinungen des Lebens durch irgend eine allgemeine Ansicht zur Einheit zu bringen, von jedem Einzelnen gefühlt werde: wie wenig er auch des Bedürfnisses, oder der ihm eigenthümlichen Lebensanschauung klar sich bewußt sey. Eine zur vollen Klarheit gediehene Lebensanschauung kann nur die Frucht eines vielseitigen und sorgfältigen selbstständigen Nachdenkens seyn. Aber oft habe ich mit tiefer Rührung Menschen gesehen, die in der Einfalt ihres Herzens, in der Beschränktheit ihrer Wünsche, und in der frommen Ergebung ihres Sinnes in den Willen der Vorsehung, einen sichern Mittelpunkt ihres Daseyns gefunden hatten, ohne ihn durch künstliche Schlüsse gesucht zu haben. Nur allzu oft wird sich dem unbefangenen Beobachter die Wahrheit von Schillers schönem Ausspruch bewähren:

— Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein frommes Gemüth.

Übrigens ist es nicht die letzte unter den Gefahren der Bildung, daß sie uns bey der geringsten Abweichung vom rechten Pfade nur auf weiten Umwegen, und nach mühevollen Verirrungen, zum Ziele gelangen läßt: wenn wir überhaupt noch glücklich genug sind, dieses zu erreichen.

37.

Es gibt nur eine einzige wahre und richtige Lebensanschauung. Sie muß eine den ewigen, unverän-





derlichen Gesetzen der menschlichen Natur entsprechende seyn; nur dadurch bewährt sie sich; nur dadurch kann sie sich als die wahre bewähren. Nach welchem andern Maßstabe könnten wir sie auch messen? über diese Gränze hinaus zerfließt, wenigstens für den nicht durch das Licht der Offenbarung geleiteten Blick, Alles in Nacht und Nebel. Was das Nachdenken hier erringen will, muß es durchaus innerhalb dieser Gränzen suchen.

Zwey Tendenzen sind es, die in der menschlichen Natur auf das entschiedenste und unverkennbarste sich aussprechen: die Tendenz zur Sittlichkeit und zur Glückseligkeit. So lange es Menschen gibt, strebt ihre Natur nach Wohlseyn, und widerstrebt dem Schmerze: so lange die Gesetze der menschlichen Natur unwandelbar fortbestehen, wird jeder Irrthum, jede Schuld die nothwendigen Keime ihrer Zerstörung in sich selbst tragen; und in der nothwendigen Entwicklung dieser Keime die Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit mit voller Sicherheit sich nachweisen lassen.

Wie beyde Tendenzen im Leben des Menschen sich wechselseitig berühren und widerstreben: so ist es zunächst ihr richtiges Verhältniß zu einander, welches in Betrachtung gezogen werden muß. Bey Erwägung dieses Verhältnisses erscheint die Tendenz zur Sittlichkeit in voller Unabhängigkeit; die Tendenz zur Glückseligkeit nach nothwendigen Gesetzen unsrer Natur jener andern untergeordnet. Dieß bedarf einer näheren Erläuterung.

Die Tendenz zur Glückseligkeit kann durchaus nicht

als unbedingt gedacht werden. Denn sie würde nicht nur die Tendenz zur Sittlichkeit, wo diese mit ihr in Widerspruch geriethe: sondern sich selbst zerstören; da sie nicht wie jene eine nothwendige Beschränkung in sich selbst findet.

Anders aber ist es mit der Tendenz zur Sittlichkeit. Diese will die Tendenz zur Glückseligkeit sich unterordnen: nicht aber sie zerstören. Eben in ihrer Unbedingtheit findet sie das Gesetz ihrer Beschränkung; eben durch diese Unbedingtheit entgeht sie jedem Widerspruch mit sich selbst. Jeder Überspannung einer sittlichen Anforderung tritt die Anforderung einer andern sittlichen Verpflichtung entgegen; und selbst die Ansprüche des Glückseligkeitstriebes zieht sie in bestimmter Unterordnung in den Kreis dieser Verpflichtungen.

38.

Alle Verirrungen, zu welchen das philosophirende Nachdenken über die Bestimmung des Lebens sich hinreißen ließ, entsprangen aus der Unkenntniß der menschlichen Natur, oder aus der Nichtbeachtung des richtigen Verhältnisses dieser beyden Tendenzen desselben. Eine beyden entsprechende Ansicht des Lebens kann daher nur das Ergebniß eines gleich scharfen und unbefangenen Auffassens derselben seyn. Daraus aber ist klar, wie nachtheilig im Umgange mit uns selbst jedes aus einer Präponderanz des innern Lebens hervorgehende, allzu schroffe oder befangene Auffassen der einen oder der andern Tendenz uns nothwendig werden müsse: indem jenes unverhältnißmäßige Übergewicht jeder sol-

chen Ansicht mehr Allgemeinheit, als billig, zu geben pflegt; die Rückwirkung auf das Handeln aber hier eine so unmittelbare und bedeutende ist. Gilt dieses aber gleich im Allgemeinen von einem verkehrten Auffassen beyder Tendenzen: so gilt es doch in besonderem Grade von einem unrichtigen Aufgreifen der Rechte des Glückseligkeitstriebes.

Es ist an sich selbst klar, daß die Gefahr, hier befangen zu seyn, am größten ist, da die Ansprüche dieses Triebes von unsern sinnlichen Neigungen begünstigt werden. Hier inzwischen soll weder von dieser Befangenheit, noch von jener die Rede seyn, welche aus dem Einfluß einer Lebensphilosophie hervorgeht, die zuerst von unsern westlichen Nachbarn gepflegt, und dann von einigen ausgezeichneten Schriftstellern auf deutschen Grund und Boden verpflanzt, der verderblichen Früchte nur allzu viele getragen hat. Was ich hier andeuten will, ist etwas anderes. Beyde Arten von Befangenheit vermögen, selbst in ihrer höchsten Potenz, das Anerkennen einer sittlichen Bestimmung des Lebens nicht abzulehnen. Allein wie dieses Anerkennen sich auf ein Minimum beschränken kann: so kann es auch den Umfang und die Bestimmtheit unsrer Ansichten über die Ansprüche des Glückseligkeitstriebes nicht nur erreichen: sondern wir können auf jene Ansicht und ihre Haltbarkeit sogar einen weit größeren Werth legen, als auf die letzteren, ohne in diesen darum weniger befangen zu seyn. Wenn nun hier allerdings offenbar der Einfluß unsrer Neigungen und Leidenschaften ins Spiel tritt: so wird dennoch dabey auch in Rechnung

gebracht werden müssen, daß wir in dem bezeichneten Falle unserm sittlichen Erkennen nicht absichtlich und mit selbständigem Streben jenen Grad von Kraft und Klarheit geben, durch welchen es die ihm widersprechenden Ansichten entscheidend zu überbiethen vermöchte. Die Befangenheit, von welcher hier die Rede ist, hat demnach zum Theil ihren Grund in dem Mangel einer sichern Berechnung der Kraft und Klarheit zweyer sich widersprechender Ansichten, und in der Gleichgültigkeit, wit welcher wir es versäumen, das Gewicht der einen durch eine bestimmte und beharrlich verfolgte Richtung unsers Nachdenkens zu vermehren.

39.

Ein einseitiges Auffassen der menschlichen Natur erzeugt nicht nur nothwendig Einseitigkeit der Lebensansicht: sondern leicht geht bey einem auffallenden Übergewicht des innern gegen das äußere Leben diese Einseitigkejt in wahre Erstarrung und Verknöcherung über. Ein solches Erstarren findet zwar auch bey der Präponderanz des äußern Lebens Statt; hier aber mehr in Beziehung auf einzelne praktische Maximen und Grundsätze, als auf eine allgemeine Lebensanschauung. Auch wirkt das äußere Leben demselben immer entgegen, indem es häufig zur Prüfung, Beschränkung und Berichtigung eines falschen Grundsatzes auffordert; während die Präponderanz des innern Lebens es vielfach begünstigt, theils weil wir in der Ausbildung einer verkehrten Idee hier seltner gestört werden: theils weil wir alles Widersprechende

ihr leichter unterordnen und anpassen. Darum hat vorzüglich die Präponderanz des innern Lebens die Gefahr des Erstarrens in der Befangenheit zu vermeiden; vermeiden kann sie dieselbe aber nur durch das Streben nach Umsicht, und durch Berücksichtigung alles desjenigen, woraus ihre individuelle Befangenheit hervorgeht.

40.

So wie der Mangel an Umsicht in dem Streben nach einer allgemeinen Lebensansicht nothwendig Einseitigkeit erzeugt; so erzeugt der Mangel an Kraft des Geistes eben so nothwendig Verworrenheit. Diesen Mangel kann eben so gut Trägheit und versäumte Übung, als die Natur verschuldet haben. Die Wirkung ist in beyden Fällen die nämliche. Denn es bedarf eines nicht geringen Maßes geistiger Energie; es bedarf beharrlicher Anstrengung, und eines fest auf das eine Ziel gerichteten Blickes, um sich zu einer klaren sicheren Lebensanschauung empor zu arbeiten. Wo diese Kraft und diese beharrliche Anstrengung fehlen: da ist ein ewiges Schwanken und Wanken zwischen unvereinbaren Widersprüchen, ein ewiges Wechseln zwischen Ergreifen und Wiederaufgeben des Ergriffenen: also wahre Verworrenheit, unvermeidlich. Entgehen können wir dieser Verworrenheit nur dadurch, daß wir die einzelnen Widersprüche so lange prüfen, bis wir zu einem genügenden Resultate gelangt sind; daß wir dabey den besten und bewährtesten Führern folgen; und daß wir unsre eignen Kräfte durch Übung zu stärken

suchen. Entsteht aber der Mangel an Energie des Geistes zur Feststellung einer festen Lebensansicht, und mit diesem die Verworrenheit unsrer Ansichten aus einem ungemessenen Einflusse der Phantasie, oder einer rastlos wechselnden Leidenschaftlichkeit: so ist für sich selbst klar, daß die Beschränkung derselben die erste und wesentlichste Bedingung ist, wenn wir Kraft genug gewinnen sollen, das vorgesteckte Ziel wirklich zu erreichen.

41.

Die Nachtheile eines auffallenden Übergewichtes des innern Lebens sollten zweytens in Beziehung auf die äußeren Lebensverhältnisse betrachtet werden.

Nächst dem Glück, einer dauerhaften Gesundheit zu genießen, gibt es kaum ein größeres, als in solchen Verhältnissen zu leben, die unsern Anlagen und Neigungen zusagen. Daß hier nicht von jener Begehrlichkeit die Rede seyn könne, welche die Befriedigung eigensinniger, oder mit aller Sittlichkeit im Widerspruch stehender Wünsche fordert, sollte nicht erst insbesondere bemerkt werden dürfen. Aber jede unsrer Anlagen, jede unsrer Kräfte fordert eine freye Entwicklung, und einen ihr angemeßnen Spielraum; eben so jede unsrer Neigungen; bey jedem von uns bildet sich von den ersten Jahren seines Daseyns an eine Eigenthümlichkeit aus, die nur unter ihr zusagenden Verhältnissen sich frey entwickelt, und selbst nur unter solchen Verhältnissen sich veredeln kann. Wie hoch man die Kraft

des Menschen, seine Zufriedenheit sich selbst zu schaffen, und im Conflicte mit widrigen Umständen über diese sich zu erheben, auch immer anschlagen mag: eine volle und ebenmäßige Entwicklung seiner Kräfte, ein heitrer Genuß seines Daseyns, ist nur unter jenen Bedingungen möglich.

Es gibt Menschen, die ein freundlicher Genius auf durchaus ebnen Bahnen durchs Leben führt. Leicht wird es ihnen, in freyer Übung ihre Kräfte zu entfalten, und kein anderes Ziel ist ihnen für den Gebrauch derselben gegeben, als ein solches, dem ihre Neigung aus eignem Antriebe zustrebt. Keine feindselige Regung kann in ihrer Brust Platz greifen: denn sie erfahren keine feindselige Berührung; keine Versuchung wird ihnen verderblich; denn ein reicheres und reizenderes Glück, als diese täuschend ihnen vorhalten könnte, winkt ihnen in der Wirklichkeit. Die Anstrengung dient überall nur dazu, ihnen den Lohn der Mühe; die Entbehrung nur dazu, ihnen den sicheren Genuß zu würzen.

Dagegen gibt es andere Menschen, bestimmt von der Wiege an, des Lebens Last und Beschwerde zu fühlen. Nur im ewigen Streite, nur im ewigen Widerstreben, nicht in leichtem, fröhlichen Gedeihen, sollen ihre Kräfte sich entwickeln. Darum berührt sie alles feindselig von der Geburt an; darum erwächst ihnen der Streit aus dem Streite; darum sehen sie sich gehemmt und verstrickt, und verfangen bey jedem Schritte. Was sie mühevoll sich selbst und widerstrebenden äussern Verhältnissen abgerungen; es wuchert ihnen nicht

zum Gedeihen: sondern als Keim neuer Qual, neuer Plage: und zum scheinbaren Fluche wird ihnen, was Tausende einen Segen nennen. Doch nur scheinbar zum Fluche: denn sie gehen die Bahn, welche eine Hand ihnen vorgezeichnet, die nur Segen verbreitet; wie rauh die Strecke derselben, die sie zunächst vor und hinter sich sehen, auch seyn mag. Glücklich sind sie jedoch nur dann zu preisen, wenn sie sich mit festem Muthe diesen Glauben bewahren, und von diesem Glauben anfrecht gehalten, unverdrossen dem Ziele ihrer Wanderung entgegenschreiten.

Menschen dieser Art bezeichnen den schroffsten Gegensatz gegen äußere Lebensverhältnisse, der immer ein um so schrofferer ist: je freyer, lebendiger und selbstständiger die Kraft des innern Lebens sich in ihnen entwickelt hat, und je fester diese durch nur ihnen recht fühlbare, und oft nur von ihnen allein gekannte Fesseln des äußern Lebens gebunden ist. Zerreißt ein freundlicher Genius diese Fesseln — ein seltener Fall! — so tritt für sie die Periode einer frohen Wiedergeburt ein, und frey und muthig schwingt die entfesselte Psyche ihren Fittich; wo nicht, oder zu spät: so gelangen sie nie, oder meistens nur durch eine freudenlose; selten und immer nur spät durch eine heitere Resignation zur lang und oft vergeblich ersehnten Ruhe. —

Die angegebenen Gegensätze bezeichnen ein Minimum und Maximum des Widerspruches mit den äußeren Lebensverhältnissen. Unzählbare Grade und Modificationen dieses Widerspruches liegen zwischen beyden äußersten Endpunkten; immer aber wird derselbe um

so nachtheiliger einwirken; je auffallender das Mißverhältniß zwischen dem inneren gegen das äußere Leben überhaupt ist.

42.

Diese Nachtheile lassen sich unter dreyerley Gesichtspunkte bringen.

Jede Lebenslage fordert uns auf, nach außen hin thätig zu seyn, und diese Thätigkeit an eine bestimmte Verpflichtung zu knüpfen. Eben so hat jede Lebenslage, wie gut oder schlimm sie sonst an sich selbst auch sey, ihre eigenthümlichen Vorzüge und Vortheile, so wie ihre eigenthümlichen Nachtheile und Beschwerden. Betrachtet man nun die Präponderanz des innern Lebens aus diesen drey Gesichtspunkten, so ergibt sich Folgendes:

Sie setzt uns zuerst in den Fall, unsere Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft gar nicht, oder nur unvollkommen, oder nur mit innerem Widerstreben zu erfüllen. In den ersten beyden Fällen gerathen wir in einen unvermeidlichen Zwiespalt mit uns selbst, und mit denjenigen, welchen es zusteht, eine strenge Pflichterfüllung von uns zu fordern; im letzteren Falle kann die Pflichterfüllung uns nur peinlich seyn: nur um so peinlicher, da die Anforderungen des Pflichtgefühls fortwährend sich erneuern, und weniger große Anstrengungen, die uns durch das lebhafte Gefühl unserer Kraft schadlos halten könnten, als eine stätige, auf ein, unserer Neigung fremdes Ziel gerichtete Thätigkeit von uns heischen. Tausend Kleinigkeiten nehmen dabey unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und wollen jeden

Augenblick beachtet seyn; die, an sich selbst unbedeutend, zum Ganzen unsrer Pflichterfüllung eine sehr wesentliche Beziehung haben. Wo unsre Berufspflicht mit unsrer Neigung zusammentrifft: da findet sich die Fertigkeit, diese Kleinigkeiten zu behandeln, von selbst; wo das nicht der Fall ist, machen eben sie uns die meiste Mühe. Beachten wir sie nicht, wie wir sollten, so machen sie unser ganzes Streben haltungslos, oder lassen es wenigstens so erscheinen, und geben billigen Beurtheilern gegründete, unbilligen scheinbare Veranlassung zum Tadel; glauben wir aber über ihre Beachtung uns nicht hinaussetzen zu dürfen: so finden wir uns jeden Augenblick durch sie beschränkt, gehemmt, und auf eine lästige Weise eingeengt. Es wird uns sehr natürlich peinlich, unsre Aufmerksamkeit mit einem unverhältnißmäßigen Grade von Anstrengung bey Dingen festzuhalten, die für uns widerlich oder wenig ansprechend sind, und in deren Behandlung wir keine natürliche oder angeeignete Gewandtheit haben.

43.

Wie unerfreulich und wie wenig wünschenswerth irgend eine besondere Lebenslage auch seyn mag: es gibt nicht leicht eine solche, welche nicht wenigstens einige Vortheile und Vorzüge aufzuweisen hätte. Haben diese nun nur einen schwachen, oder gar keinen Reiz für uns: so fehlt unserm Leben überall die beste Würze. Denn diese Vortheile, im Allgemeinen wenigstens, in feststehenden bürgerlichen Verhältnissen gegründet, sind es, worauf wir in der Regel am zuverläßigsten rechnen

dürfen. Es kann uns in einzelnen Fällen auch hier mißlingen; aber seltner und nie gänzlich wird es uns hier fehlen, eines vielleicht beschränkten, aber fast sicheren Glückes theilhaft zu werden, wenn wir uns ernstlich darum bewerben wollen. Widerstrebt nun unsre Neigung unsern Lebensverhältnissen gänzlich, sey es aus was immer für einem Grunde, so sind die Vortheile derselben für uns ohne Reiz; sie sind für uns keine Vortheile. Allein an diesen Nachtheil knüpft sich noch ein anderer. Indem sich uns für sorgfältige Pflichterfüllung kein uns reizender Lohn zeigt, wird diese uns nothwendig äußerst schwer fallen müssen. Wir werden sie daher entweder ablehnen; oder, wenn wir sittliche Kraft genug besitzen, ihrem Geboth dennoch nachzukommen: so wird dieser Gehorsam uns doppelte Anstrengung kosten. Überdieß werden wir auf andern Wegen ein Glück suchen, daß wir in unsern Lebensverhältnissen nicht finden zu können glauben, oder störrisch von uns stoßen; oder wir werden thöricht uns selbst zu einem reiz- und freudenlosen Leben verdammen.

44.

Wenn wir uns auf diese Weise der uns am nächsten liegenden Mittel berauben, uns ein heiteres und frohes Leben zu schaffen: so ist der Schaden, welcher uns aus einem nicht unterdrückten Widerwillen gegen unsre äußeren Lebensverhältnisse von einer andern Seite her erwächst, noch weit bedeutender. Mit allen Lebensverhältnissen sind besondere Nachtheile und Beschwerden verbunden. Wie wir nun in dem bezeichneten Falle

die Vortheile unsrer Lebenslage nur schwach, oder gar nicht empfinden: so empfinden wir die Nachtheile derselben mit doppelter Schwere; nur um so schwerer: je weniger wir uns durch die ersteren für die Ertragung der letzteren entschädigt sehen, und je weniger wir unter den angenommenen Umständen geschickt und geneigt sind, durch eine regsame und wohlberechnete Thätigkeit das Unangenehme und Beschwerliche derselben abzuwenden. Unvermeidlich wird sich unser eine Verdrossenheit bemächtigen, die, wenn nicht nothwendig, doch in hundert Fallen gegen einen, nachtheilig auf unsre Pflichterfüllung zurückwirken wird. Wenigstens werden wir, wenn eine solche Verdrossenheit in uns Platz gegriffen hat, nie so viel zu leisten vermögen, als wir mit frischem, frohen Muthe, und mit Neigung zu unsrer Berufspflicht geleistet haben würden.

Noch eines andern Nachtheiles muß ich erwähnen, den die Abneigung gegen unsre Lebensverhältnisse zu erzeugen pflegt; besonders, wenn sie sich entschieden, vielleicht auffallend, ausspricht. Sie entfremdet uns denjenigen, welche sich mit uns in gleichen oder ähnlichen Lebensverhältnissen befinden. Nicht nur sind wir wenig geschickt, uns unbefangen mit ihnen der Vortheile derselben zu freuen; wir stören auch ihre Freude daran, indem wir dasjenige im Allgemeinen verwerfen, oder zu verwerfen scheinen, was ihnen Vergnügen macht: so wie wir auf eine unwillkommne Weise ihren Blick auf dasjenige wenden, was ihnen selbst beschwerlich ist, oder es werden kann. Der Widerspruch zwischen unsrer innern Natur und unsern äußeren Verhältnissen ist

vielleicht ein weit schwerer zu schlichtender, als sie es auch nur entfernt sich vorstellen können. Es sey so: aber dürfen wir fordern, daß sie unser Inneres genau genug kennen sollen, um uns, ich will nicht sagen billig, sondern auch nur einigermaßen richtig zu beurtheilen? Wir müssen uns meistens glücklich genug schätzen, wenn nicht Beschränktheit des Verstandes oder böser Wille uns als Fehler des Charakters anrechnet, was Befangenheit der Erkenntniß, oder Unzulänglichkeit der Kraft ist. Für jeden Fall befiehlt uns Klugheit, und die billige Rücksicht auf Andere, wie auf unsre eigne Zufriedenheit, die Abneigung gegen unsre äußern Lebensverhältnisse, wie lebhaft sie auch seyn mag, gegen jene so wenig als möglich offenbar werden zu lassen.

45.

Ich habe hier den Widerspruch zwischen Neigung und äußeren Lebensverhältnissen, so wie er sich bey einem unmäßigen Übergewicht des inneren über das äußere Leben gestaltet, in seiner nächsten Rückwirkung auf die Erfüllung unsrer Berufspflichten, und auf diejenige Art von Wohlseyn und Zufriedenheit betrachtet, die uns eben aus der Übereinstimmung mit unsern Lebensverhältnissen erwachsen soll. Dabey aber stehen bleiben, hieße die Sache aus einem allzu beschränkten Gesichtspunkte betrachten. Keinen andern Fehler begehen wir bey Beurtheilung moralischer Wirkungen so oft, und keinen schädlicheren als diesen, daß wir immer nur die nächste, vereinzelte und besondere Wirkung ins

Auge fassen; nicht ihren Einfluß auf die Bildung unsrer Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise im Allgemeinen; auf unser ganzes geistiges und sittliches Seyn und Streben. Die wichtigste aller psychologischen Lehren: Im Menschen ist nichts Vereinzeltes, kann nicht oft genug wiederhohlt werden. Immer wird unsre Berechnung nicht nur mangelhaft bleiben, sondern gerade das Wichtigste und Wesentlichste außer Acht lassen, wenn wir diese Lehre nicht tief und scharf genug aufgegriffen haben.

So auch in diesem Falle. Die Rückwirkung, welche das Widerstreben gegen unsre äußern Verhältnisse bey einer ungemessenen Präponderanz des innern Lebens auf unsre Zufriedenheit und auf unser Wohlseyn ausübt, in so fern beyde zunächst eben aus diesen Verhältnissen hervorgehen sollen, ist weder die einzige noch die am meisten nachtheilige. Am nachtheiligsten wirkt es dadurch, daß es die Entwicklung des praktischen Sinnes überhaupt ins uns hemmt, und in höchster Potenz ihn bis auf einen gewissen Grad annullirt. Dieß bedarf einer näheren Erklärung. Praktischen Sinn nenne ich hier die Fähigkeit, die Verhältnisse des äußeren Lebens richtig aufzufassen, und sie in Hinsicht auf einen bestimmten Zweck mit einer, ihrer Eigenthümlichkeit, und diesem Zweck entsprechenden Angemessenheit zu behandeln.

Zwey Stücke machen also den praktischen Sinn aus: das richtige Auffassen der äußeren Verhältnisse; und eine in Hinsicht auf einen bestimmten Zweck angemessene Behandlung derselben.

Was das richtige Auffassen der äußern Lebensverhältnisse betrifft: so muß, wie zum Theil bereits bemerkt wurde, die Präponderanz des innern Lebens, selbst in ihrer höchsten Potenz, derselben nicht nothwendig Eintrag thun. Es gibt Menschen, die sich in den einfachsten Lebensverhältnissen nicht mit Unbefangenheit und Sicherheit zu benehmen wissen, dabey aber nicht nur diese, sondern alle äußeren Verhältnisse richtig und scharf zu beurtheilen verstehen; denn auch bey der entschiedensten Abneigung gegen ihre wirklichen Lebensverhältnisse tritt wohl der Fall ein, daß ein großer, oder der größte Theil der Thätigkeit des innern Lebens sich dem äußern Leben zugewendet, und an der Prüfung und Beurtheilung seiner Verhältnisse mannigfaltig sich geübt hat. Einigen Abbruch wird inzwischen eine unverhältnißmäßige Präponderanz des innern Lebens der Beurtheilung äußerer Lebensverhältnisse, und insbesondere unsrer wirklichen, jederzeit thun: indem den bloß imaginären die Kraft einer wirklichen Beziehung abgeht; hinsichtlich unserer wirklichen Verhältnisse aber, unsrer Ansicht jener Grad von Lebhaftigkeit fehlen wird, den jede Ansicht nur dann gewinnt, wenn der Gegenstand derselben ein lebendiges Interesse für uns hat.

46.

Dem Mangel an diesem Interesse muß nun zum Theil auch der Mangel an Gewandtheit, die Verhältnisse des äußeren Lebens zu behandeln, zugeschrieben werden.



Wie jede andere Fertigkeit, will auch diese geübt seyn. Die nächste und natürlichste Veranlassung, sie zu üben, finden wir aber in unsern wirklichen Lebensverhältnissen. Haben nun diese durchaus kein Interesse für uns; so müssen wir nothwendig auch des Vortheils, jene Fertigkeit durch Übung überhaupt uns anzueignen und auszubilden, verlustig gehen. Auch diese Fertigkeit kann zum Theil auf die oben beschriebene Weise sich ausbilden: und oft sehen wir Menschen, die in bestimmten Lebensverhältnissen sich äußerst befangen, und selbst unbehüflich zeigten, in andere, ihren Neigungen und Anlagen entsprechendere Verhältnisse versetzt, sich gewandt und thätig benehmen. Inzwischen wird diese Ausbildung praktischer Gewandtheit den Mangel an Übung in keinem Falle gänzlich verläugnen können.

47.

Am nachtheiligsten wirkt aber bey der Präponderanz des innern Lebens die Abneigung gegen nnsre äußeren Lebensverhältnisse dadurch, daß sie uns zu keiner Entschiedenheit im Handeln gelangen läßt.

Hier nämlich treffen alle Nachtheile, die mit jener Präponderanz im Allgemeinen verbunden sind, mit den besonderen einer solchen Abneigung zusammen. Überall hängt die Entschiedenheit im Handeln von der Lebendigkeit und Klarheit der Bestimmungsgründe desselben ab. Einem solchen lebendigen Auffassen derselben thut aber nicht nur der Mangel an Interesse an den Verhältnissen Eintrag, die uns zunächst zum Handeln auf-

fordern; sondern auch, und noch weit mehr, die Tendenz alles innern Lebens im Allgemeinen. Seiner Natur nach strebt es allen Vorstellungen eine gewisse Allgemeinheit und Unbedingtheit zu geben; das Auffassen jedes äußeren Lebensverhältnisses aber kann nur dann ein klares und lebendiges genannt werden: wenn wir das Einzelne, Besondere und Zufällige desselben scharf und richtig aufgegriffen haben. Ohne ein solches scharfes Aufgreifen ist keine Entschiedenheit im Handeln denkbar. Denn im Moment des Entschlusses, oder der Ausführung desselben, wird uns der Widerspruch des ersteren mit den unbeachteten oder flach aufgegriffenen besonderen Beziehungen jener äußeren Verhältnisse auffallen, und eben darum dann keine Entschiedenheit im Handeln Statt finden können. Zu dieser gehört durchaus eine in sich selbst abgeschlossene Beschränktheit, oder der weiteste Umfang in der Ansicht des betreffenden Gegenstandes. Die letztere aber wird immer mangelhaft seyn, wie weit sie sonst sich auch ausbreiten mag, wenn sie die besondern und eigenthümlichen Beziehungen desselben außer Acht läßt. Ja, Umsicht schadet, wenn sie die Beachtung dieser Beziehungen versäumt, meistens nur weit mehr, als sie nützt; indem sie die Unentschlossenheit und Unentschiedenheit vermehrt, die sie aufheben sollte.

48.

Noch von einem andern Nachtheile muß ich hier Erwähnung machen, der bey der Präponderanz des innern Lebens in Beziehung auf unsere äußeren Lebens-

verhältnisse vorkommt. Was ich darüber zu sagen habe, kann zwar bereits in demjenigen enthalten zu seyn scheinen, was über die Tendenz des innern Lebens im Allgemeinen bemerkt worden ist: allein hier handelt es sich um besondere Anwendung auf die äußeren Lebensverhältnisse, und um die Formen, unter welchen die hier gemeinte Eigenthümlichkeit vorkommt. Leser, welchen die psychologischen Details langweilig oder ermüdend scheinen — und ich habe die tröstliche Aussicht, das werde bey weiten bey dem größten Theile derjenigen der Fall seyn, welche mein Buch zur Hand nehmen — haben es gewiß schon viel früher weggelegt, als sie bis hierher gelangt sind.

Das innere Leben sucht, indem es allen Ansichten und Empfindungen eine gewisse Allgemeinheit und Unbedingtheit gibt, dadurch, wie gesagt wurde, zunächst die Widersprüche auszugleichen, die ihm bey den Erscheinungen des äußeren Lebens selbst, oder bey den dadurch erregten Vorstellungen und Empfindungen aufstoßen. Jeder solche Widerspruch nämlich ist peinlich; darum sucht es ihn auf die angegebene Weise zu entfernen: wie denn auch das äußere Leben die Widersprüche, auf welche es trifft, dadurch zu lösen sucht, daß es sie irgend einem allgemeinen Grundsatze seiner Thätigkeit unterordnet. Nur daß es, indem es mit etwas der Willkür entschiedener Widerstrebendes, als Ideen und Empfindungen sind, zu thun hat, sich dabey weit mehr beschränkt sieht, als das innere Leben; und die Sache meistens auch bey weitem nicht so genau nimmt, wie dieses.

Indem aber das innere Leben auf diese Weise ein Mißfälliges zu entfernen strebt, strebt es andrerseits — obgleich nicht immer, noch überall in gleichem Grade — ein Wohlgefälliges zu erreichen. Dieses Wohlgefällige nun ist die ästhetische Harmonie jener Vorstellungen und Empfindungen, die unmittelbar ein Bild des äußern Lebens zum Gegenstande haben. Denn auch der Einklang zwischen abstrakten Begriffen ist angenehm; der ästhetische Sinn aber sucht und findet den ihm wohlgefälligen Einklang überall nur in einem entsprechenden Bilde.

Der Einfluß des ästhetischen Sinnes auf menschliche Denk- und Empfindungsweise, so wie auf das Handeln selbst, gehört ebenfalls zu den noch ganz unerforschten Regionen der Psychologie. Nur die eine Seite dieses Einflusses, in so fern er nämlich bey sittlichen Vorstellungen und Gefühlen sich wirksam erweist, hat man; und auch das meistens nur im Allgemeinen, in Betrachtung gezogen. Eben so mächtig aber wirkt er; und in besonderen Fällen noch mächtiger nach der entgegengesetzten Seite hin, auf unsre fehlerhaften Neigungen und auf unsre Laster, bis zur höchsten Entwicklung derselben. Wer hierbey blos an den Einfluß der Phantasie denken kann: hat zuverläßig noch nicht einmahl eine Ahnung von dem, was hier zu erforschen ist. Denn nicht in der unmittelbaren Thätigkeit der Phantasie: sondern in dunklen und allgemeinen Vorstellungen wirkt dieser Einfluß am mächtigsten. Doch auch für die allgemeinsten Andeutungen ist hier nicht Raum; und selbst bey diesen treten die Schwierigkeiten

und Rücksichten ein, die eine, nur einigermaßen genügende Behandlung dieses Gegenstandes wahrscheinlich noch lange werden vermissen lassen. —

Rücksichtlich der Präponderanz des innern Lebens in Beziehung zu den äußeren Lebensverhältnissen zeigt sich der Einfluß des ästhetischen Sinnes vorzüglich unter zwey Formen.

Wenn nämlich mit letzterem eine regere Dichtungsgabe verbunden ist — fälschlich aber würde man diesen Begriff auf diejenigen beschränken, welche Gedichte schreiben — so führt er uns jederzeit in die Region des Idealen hinüber. Dieses Idealisiren hat nun entweder das Leben im Allgemeinen, oder unsre besonderen Lebensverhältnisse zum Gegenstande. Es wirkt in beyden Fällen gleich nachtheilig: denn in beyden Fällen verrückt es uns den Gesichtspunkt für die richtige Beurtheilung der Wirklichkeit, und wird die Grundlage einer Unzufriedenheit, die alle Abstufungen durch bis zum feindseligsten Mißmuthe steigen kann, der unser Leben nothwendig vergiften muß.

Verschieden von dieser ist eine andre Wirkung des ästhetischen Sinnes, die mit der angeführten öfters, obgleich nicht immer, und noch weniger nothwendig zusammentrifft: wenn in demselben nämlich der Grund liegt, daß wir jedes bedeutendere und unbedeutendere Lebensverhältniß, ja jede Modification desselben, *ohne sie gerade in die Region des Idealen hinüber zu ziehen*, in einem, ihrer wesentlichen, oder uns wesentlich scheinenden Eigenthümlichkeit entsprechenden, harmonisch abgeschlossenen Bilde zu fassen

streben. Bey einem solchen Bestreben, dem immer ein in höherem Grade gefühltes Bedürfniß intellectueller und ästhetischer Eintracht zum Grunde liegt, treffen immer eine lebhafte Phantasie, eine regsame Dichtungs- und eine geübte Abstractionsgabe mit einer mehr als gewöhnlichen Gewandtheit des Geistes zusammen. Fehlt nun dem letzteren die Kraft, sich zu höheren Ansichten zu erheben, oder fehlen ihm solche Ansichten selbst: so muß er nothwendig bey jedem Schritte in kleinliche Befangenheit verfallen. Allein auch wo das nicht der Fall ist, sind die Wirkungen eines solchen Strebens nachtheilig. In höherer Potenz zwingt es uns gleichsam, unser Leben jeden Augenblick umzuformen. Das dadurch nothwendig entstehende Schwanken, und die unvermeidlichen zahllosen Widersprüche können dabey nur durch feste, vorherrschende Ansichten und entschiedene Neigungen mehr oder minder, nie gänzlich, und immer nur im Ganzen, nie im Einzelnen ausgeglichen werden.

Was hier von dem Einfluß des ästhetischen Sinnes in Beziehung auf einzelne Lebensverhältnisse gesagt worden ist, gilt auch in Beziehung auf das Bestreben, unser Leben überhaupt als ein Ganzes aufzufassen und auszubilden. Grund, Art und Wirkung dieses Einflusses bleiben dieselben: nur wird die letztere nach einem größeren Maßstabe berechnet werden müssen.

49.

Ich gedachte Anfangs aus dem, was ich hier über die Präponderanz des innern Lebens in Beziehung zu

den äußeren Lebensverhältnissen gesagt habe, einige Folgerungen für den Umgang mit uns selbst zu ziehen: allein Leser, die das Gesagte einiger Aufmerksamkeit gewürdigt haben, und allenfalls dabey betheiligt sind, ziehen diese Folgerungen wohl für sich selbst; und warum zum Verdrusse der übrigen ohne Noth eine langweilige Seite mehr schreiben? Ich wende mich also zu den Nachtheilen, die aus der Präponderanz des innern Lebens in Beziehung auf die Beurtheilung unser selbst entstehen.

»Wohl,« sagt Leonore in Göthes Torquato Tasso, »ist es angenehm, sich mit sich selbst zu beschäftigen; wenn es nur eben so nützlich wäre, als es angenehm ist.« — Ich kann unter: sich mit sich selbst beschäftigen hier nichts anderes verstehen; als: von der Ausbildung und der Eigenthümlichkeit seiner Denk- und Empfindungsweise, und von den Gründen derselben sich selbst Rechenschaft ablegen. Man sieht dem zu Folge, dieses: sich mit sich selbst beschäftigen, fällt mit dem Begriff von Seelenforschung überhaupt zusammen, in nächster Beziehung derselben auf uns selbst.

Ob es angenehm, oder vielmehr anziehend sey, sich mit sich selbst zu beschäftigen, kann im Allgemeinen kaum in Frage gestellt werden. Das Interesse jeder Forschung hängt von der näheren oder entfernteren, mittelbaren oder unmittelbaren Beziehung derselben zu uns selbst ab; und eine nähere Beziehung, als eine unmittelbare auf uns selbst, mag nicht gedacht werden.

Auch ob es nützlich sey, sich mit sich selbst zu beschäftigen, kann im Allgemeinen nicht die Frage seyn. Die Beschäftigung mit uns selbst ist der nächste und zuverläßigste Weg zur Selbstkenntniß. Wir können auf diesem Wege uns vielfältig verirren; aber ist es nicht fast überall der Weg des Irrthums, der uns zu dem besseren Erkennen leitet?

Moritz, dessen Verdienste um die Psychologie auch jetzt noch dankbarer Anerkennung werth sind, und der in seinem Magazin der Erfahrungsseelenkunde die treffliche Idee eines Vereinigungspunktes für psychologische Forschung mit Umsicht, wenn gleich unvollkommen, realisirte — Moritz schrieb in einem seiner Romane einen Abschnitt über die Leiden des Dichters. Ich hätte nicht übel Lust, einen über die Leiden des Seelenforschers zu schreiben. Allein nicht im Stande, meine Aufgabe so glücklich und erschöpfend zu behandeln, als der Verfasser des Anton Reiser die seinige, begnüge ich mich mit einzelnen Andeutungen und Bemerkungen, die jeder, wie er kann und will, verfolgen und vervollständigen mag.

50.

Zuvörderst darf diejenige Aufgabe wohl eine schlimme genannt werden, mit der sich nie vollständig ins Reine kommen läßt, wenn wir eine solche Lösung dringend wünschen und bedürfen. Das aber ist bey der Erforschung unsers Innern immer der Fall, daß wir die Aufgabe nie vollkommen befriedigend zu lösen vermögen. Nur der unermüdete und geübte Seelenforscher

weiß, wie langsam und wie schwer hier Resultate sich feststellen; und wie auch das dem Anschein nach Genügende oft wieder aufgegeben, und die Prüfung von vorne begonnen werden muß. Eine solche Unsicherheit und Unzulänglichkeit des Gefundenen muß nothwendig um so peinlicher seyn: je näher die uns wichtigen Fragen über unsern Werth und Unwerth; über Zuverläßigkeit und Unzuverläßigkeit unsrer Meinungen; und über die Wahrscheinlichkeit des Erfolges oder des Mißlingens unsrer Bestrebungen mit jenen Resultaten zusammenhängen.

Ferner: jene Befangenheit, die mit einer Präponderanz des innern Lebens fast immer verbunden ist — und immer wird das intensivere Streben nach Ergründung unsers Inneren nach dieser Seite sich hinneigen — tritt hier um so mehr ein: je näher und enger die Beziehung zu uns selbst ist; und je lebhafter, bey den tausendfachen Widersprüchen und Mißklängen, die in unserm Innern angeregt werden, das Bedürfniß der Harmonie und Übereinstimmung in unsern Vorstellungen und Empfindungen uns fühlbar wird.

Durch jene Befangenheit leidet, wie bereits bemerkt wurde, immer im gleichem Verhältnisse, die Entschiedenheit im Handeln. Diese Unentschiedenheit wächst — einzelne Combinationen ausgenommen — sogar immer in dem Verhältnisse, in welchem die Umsicht des psychologischen Blickes sich erweitert. Der Psycholog hängt immer an zehn Fäden, wo andere ehrliche Leute nnr an einem hängen. Doch zu dieser Erörterung wird

sich in einem der folgenden Abschnitte schicklichere Veranlassung darbiethen.

Endlich muß noch eines Nachtheiles erwähnt werden, der mit dem intensiveren Bestreben, unser Inneres zu ergründen, zwar nicht nothwendig verbunden ist: aber häufig dabey sich findet, und der zu den gefährlichsten gehört. Durch die beständige Beschäftigung mit psychologischer Forschung steigert sich das Interesse an dieser, besonders bey einem lebhafteren Geiste, oft auf einen solchen Grad, daß es uns über alle Gesetze und Regeln der Klugheit hinausführt. Wie jedes andere lebhafte Interesse, nimmt auch dieses leicht einen leidenschaftlichen Charakter an. Der leidenschaftliche Seelenforscher hat immer das Messer zur Hand, um Andere und sich selbst zu zergliedern. Nicht nur verletzt er hierdurch, und oft ohne etwas Arges im Sinne zu haben, häufig die schonende Behandlung, die wir jeder fremden Individualität schuldig sind: sondern er gibt auch auf unbesonnene Weise seine eigene zum Besten. Nicht leicht ermangelt er, nimmt er aus Veranlassung einmahl das Messer zur Hand, um es an sich selbst zu brauchen, den exponirenden Prosector zu machen, und Gutes und Schlimmes mit gleicher Unbefangenheit von sich selbst zu sagen. Nicht aus Unbekanntschaft mit den Regeln nothwendiger Klugheit; sondern weil das allzu lebhafte Interesse an seiner Section ihn hinreißt. Dabey aber geräth er nur zu oft in den Fall, mißverstanden oder falsch beurtheilt, und bald für anmaßend, bald für gleichgültig, wenigstens gegen die feinern Rücksichten der Sittlichkeit, gehalten

zu werden. Setzt er sich einer solchen falschen Beurtheilung nicht selbst bey dem Wohlwollenden aus: da er doch immer nur Bruchstücke seiner Individualität geben kann, die jenen leicht zu willkürlichen Schlüssen verleiten? und fordert er nicht den Mißgünstigen recht eigentlich auf, sein Richter zu werden? Darum sollen wir eine unbesonnene Darlegung unsrer eignen Individualität nicht minder sorgfältig vermeiden, als das unbescheidene Eingreifen in eine fremde; und für uns selbst wenigstens eben so viel Schonung haben, als wir Andern zu beweisen schuldig sind. —

51.

Auf zweyerley Weise fehlen wir in der Beurtheilung unser selbst. Wir halten uns nämlich im Ganzen, wie im Einzelnen, entweder für zu gut, oder für zu schlimm. Ein vollkommen angemessenes Bild von sich selbst zu haben, darf niemand behaupten: wäre es auch nur darum, weil es hier keinen mathematischen Maßstab gibt, durch welchen er seine Behauptung rechtfertigen könnte.

Ein entschiedenes Übergewicht des innern Lebens setzt uns überall der Gefahr aus, uns selbst unrichtig zu benrtheilen. Zuerst in wie fern wir uns leicht für besser halten, als wir es wirklich sind.

Wenn die Präponderanz des innern Lebens schon im Allgemeinen nichts schwerer vermeidet, als Befangenheit: so liegt diese uns gewiß da am nächsten, wo unsre Eigenliebe ins Spiel tritt. Daß diese Feder bey dem Verständigsten, wie bey dem Unverständigsten thä-

tig sey, weiß jeder; nicht aber eben so, wie weit die Täuschung und Verblendung der Eigenliebe gehen können. Es gibt einen Grad von Befangenheit, selbstgefälliger Eitelkeit und verknöcherten Hochmuthes, der es beyden durchaus unmöglich macht, sich selbst zu erkennen. Ein Mensch dieser Art ist im Stande, falsch, arglistig und tückisch zu seyn, und irgend eine kleinliche Bosheit mit guter Überlegung Jahre lang fortzuspinnen: und sich dennoch alles Ernstes zu überreden, daß er ein edler Mensch sey. Er nennt seine Falschheit Klugheit; seine Arglist Schlauheit; seine Tücke Vertheidigung bey höchst ungerechter Kränkung, und — die Sache ist gemacht. Findet er gleich selten Menschen, die ihn nicht ohne viele Mühe durchschauen: so stört ihn das dennoch in dem süßen Glauben an sich selbst nicht im geringsten. Er kann Alles verlieren, nur nicht den Glauben an seinen Edelmuth und an seine Trefflichkeit.

Eine solche Befangenheit der Selbstgefälligkeit und dünkelhaften Hochmuthes ist jederzeit die Frucht eines kleinlichen, beschränkten Geistes. Auch eine mäßige Umsicht des Geistes läßt uns unsre Fehler und Schwächen nicht gänzlich übersehen, wie die Eigenliebe auch immer geschäftig sey, sie uns zu verdecken. Umsicht ist bey jener Befangenheit durchaus nicht denkbar: denn der Hochmüthige heftet den Blick starr und unverwandt ewig nur auf die Vorzüge, die er besitzt, oder zu besitzen glaubt. Daher diese untrügliche Regel: der beschränkte Kopf schätzt nur jene Vorzüge, die er selbst besitzt oder zu besitzen glaubt; der umsichtigere am höchsten diejenigen, welche ihm abgehen.

52.

Noch habe ich ein Paar besondere Bemerkungen über die Täuschungen der Eigenliebe zu machen.

Es gibt keinen so albernen Menschen, dem es nicht zufällig irgend einmahl begegnete, etwas Vernünftiges zu sagen; und keinen so schlechten, der nicht gelegenheitlich einmahl eine Aufwallung des besseren Gefühls hätte, oder einer guten Handlung fähig wäre. Leicht hält dann der eine sich für verständig; der andere für edel. Dieß ist in der That eine der gröbsten Täuschungen der Eigenliebe. Schwerer sind folgende zu vermeiden.

Alle geistigen und sittlichen Vorzüge verfließen in vielfachen, oft fast unmerklichen Schattirungen in einander. Nur das sorgfältig geübte Auge vermag sie schärfer zu unterscheiden. Äußere Rechtlichkeit aus selbstsüchtigen Absichten hält sich für Tugend, und der bloß Schlaue oder Hinterlistige hält sich für klug; ohne auch nur zu ahnen, daß die wahre Klugheit weder der Schlauheit, noch der Arglist bedarf: weil sie mit der lautersten Rechtlichkeit immer Hand in Hand geht.

Nicht minder zahlreich und schwer zu bestimmen sind die Abstufungen, als die Schattirungen geistiger und sittlicher Vorzüge. Was vielleicht nur im unvollkommnen Keime in uns vorhanden ist, scheint uns leicht zu seiner vollsten Entwicklung gediehen zu seyn. Aber wie viele Keime verkümmern nicht! wie viele gedeihen nicht zu einer nur dürftigen, nur höchst unvollkommnen Entwicklung!

Nur läppische Eitelkeit, nur geckenhafter Dünkel

werden es nie müde, sich selbst zu bespiegeln, und mit süßem Wohlgefallen sich selbst zu beschauen. Aber immer ist die Phantasie geschäftig, den Täuschungen der Eigenliebe die Hand zu biethen. Ist es uns nicht erlaubt, mit Vergnügen bey Vorzügen zu verweilen, die wir wirklich besitzen, und uns einer guten Handlung, einer gelungenen Leistung zu freuen? Gewiß! nur daß wir nicht vergessen auf den Weg, den wir noch zu machen haben.

Eine andere Klippe bey Beurtheilung unser selbst ist endlich die Neigung, sich mit Andern zu vergleichen. Und hier ist das zweyte untrügliche Kennzeichen leerer Anmaßung und selbstgefälligen Hochmuthes. Der letztere vergleicht sich immer nur mit Schlechteren; jeder aber, dem es mit seiner geistigen und sittlichen Bildung Ernst ist, immer nur mit Besseren, als er selbst ist. —

Nicht im Einzelnen brauchte es hier bemerkt zu werden, wie die Präponderanz des innern Lebens durch ihre Neigung, allen Vorstellungen und Empfindungen Allgemeinheit und Unbedingtheit zu geben, jede dieser besondern Täuschungen begünstige.

53.

Nichts sollte uns mehr abhalten, uns für schlimmer zu nehmen, als wir sind, als Eigenliebe; und dennoch tritt sie nicht selten auch bey dieser Verirrung ins Spiel. Es gibt nämlich gewisse Fehler, die wir so oft bey ausgezeichneten Geistesgaben antreffen, daß sie einer schwächeren Beurtheilungskraft leicht nothwendig mit diesen verbunden zu seyn scheinen. Von der er-

bärmlichsten Nachäffung bis zu jenem traurigen Irrthume, der große Fehler für ein Vorrecht großer Talente hält, finden Eitelkeit und Eigenliebe überall Gelegenheit, ihre Fäden anzuknüpfen: und bey einem gewissen Grade von Flachheit gefallen wir uns leicht darin, uns für schlechter zu halten, als wir sind, weil wir unsre sittlichen Verirrungen für die Bürgschaft eines ausgezeichneten Talentes halten.

Doch, wie gesagt, einem solchen Irrthume liegt immer eine gewisse Schwäche von Beurtheilungskraft im Allgemeinen, oder wenigstens eine partielle der sittlichen Begriffe zum Grunde. Eben aber die Schärfe und Bestimmtheit der letzteren kann bey einem unverhältnißmäßigen Übergewicht des innern Lebens Ursache seyn, daß wir uns für schlimmer halten, als wir es wirklich sind.

Auch hier müssen die beyden vorzüglichsten Nachtheile eines solchen Übergewichtes zunächst ins Auge gefaßt werden: allzu schroffes Auffassen bestimmter Vorstellungen und Empfindungen, und Befangenheit. Das erstere wird trotz unserer Eigenliebe Statt finden, wenn es uns einmahl zur Natur geworden ist, und die Phantasie eine unbeschränktere Macht über uns ausübt; die letztere findet nicht bloß in der Präponderanz des inneren Lebens ihre Nahrung, sondern in unsrer Eigenliebe selbst. Der lebhafte Wunsch, gewisse Vorzüge uns anzueignen, oder zu besitzen, kann uns über die Hoffnung, mit unserem Bestreben ans Ziel zu kommen, oder über den wirklichen Besitz, ängstlich und zweifelhaft machen; eine Stimmung, welche der Befangen-

heit in Beurtheilung der, jenen Vorzügen entgegenstehenden Mängel und Fehler mehr, als jede andere, zusagt.

54.

Einer besondern Form von Befangenheit in Beurtheilung unsrer selbst muß hier noch insbesondere Erwähnung geschehen.

Bey denjenigen Menschen, bey welchen wir sie finden, trifft alles vereinigt zusammen, was sie auf einen gewöhnlichen Grad steigern kann: ein auffallendes Übergewicht des inneren Lebens; ein ungemeßner Einfluß der Phantasie; scharfe Bestimmtheit der sittlichen Begriffe; ein lebhafter Drang, sich im unbestreitbaren Besitz geistiger und sittlicher Vorzüge zu sehen; und ein nie ruhendrr Drang, sich dieselben anzueignen, wie schnell oder langsam ihr Fortschreiten zu diesem Ziele auch seyn möge. Kommt nun dazu noch die vorherrschende Neigung, das eigene Innere nach allen Seiten hin zu prüfen und zu erforschen: so erzeugt sich eine leise Sensibilität der Seele, von der ich nicht weiß, ob ihre Nachtheile durch ihre Vortheile überwogen werden. Menschen dieser Art halten den Blick unverwandt auf ihr Ideal des Lebens geheftet: selbst dann noch, wo sie mit Vorbedacht sich davon entfernen. Was und wie sie jeden Augenblick seyn sollen, ist immer die Vorstellung, die sie zuerst und am meisten beschäftigt; selbst dann noch, wenn sie mit derselben handelnd in Widerspruch treten. Auf eine solche Voistellung beziehn sie mit gleich strenger Consequenz das Wichtigste und Be-

deutendste, wie das minder Wichtige und minder Bedeutende. Auch der geringste Widerspruch mit derselben entgeht ihnen nicht; auch über die geringste Abweichung fordern sie sich Rechenschaft ab. Das aber führt unvermeidlich zur Selbstqual oder zu dem traurigen Zwiespalt zwischen Erkennen und Handeln; oder endlich zu beyden zugleich.

Am schlimmsten sind Menschen von solcher Sensibilität rücksichtlich der Unabhängigkeit von fremder Beurtheilung daran. Wie groß die Selbstständigkeit ihres Urtheils über sich selbst auch sey; sie scheinen wenigstens immer von fremdem Urtheil abhängig zu seyn. Jeder Vorwurf trifft, jeder verletzt sie; auch der ungerechteste; auch von einem Gegner, den sie aufrichtig und mit gutem Grunde verachten. Nur für einen Augenblick; da eben ihre genauere Kenntniß ihrer selbst, und die Entschiedenheit ihrer Ansichten jenes augenblickliche peinliche Gefühl leicht ausgleicht. Ausgleichen wird es sich aber um so leichter, wenn sie bey Fehlern, die sie selbst am wenigsten mißkennen, sich eines wesentlichen Werthes bewußt sind.

55.

Doch die Frage über Abhängigkeit und Unabhängigkeit von fremdem Urtheile verdient es, daß wir einige Augenblicke insbesondere dabey verweilen.

Ich habe mich schon im ersten Buche dahin erklärt, daß wir kein Urtheil Anderer über uns geradezu von der Hand weisen: sondern jedes eines prüfenden Blickes würdigen, und zur Vervollkommnung unsrer Selbst-

kenntniß benützen sollen. Solche Berücksichtigung fremder Urtheile ist aber sehr verschieden von der Abhängigkeit von denselben. Jene prüft dieselben: diese legt ihnen ohne Prüfung eine mehr oder minder unbedingte Geltung bey; jene verträgt sich sehr wohl mit der dem Manne geziemenden Selbstständigkeit des Geistes und Charakters: nicht eben so diese; jene hängt so zu sagen nur von dem übereinstimmenden Urtheil der Besten und Verständigsten: diese von der beschränkten Einsicht des Einzelnen ab. Beschränkt aber, und dem Irrthum ausgesetzt bleibt das Auffassen und Erkennen einer fremden Individualität immer; darum kann selbst eine überwiegende Einsicht — von fremdem Urtheil sich imponiren zu lassen, wo eine solche überwiegende Einsicht in der That gar nicht, und nur in der Einbildung des Andern vorhanden, ist gewiß die schwächste aller Schwächen — nicht als Maßstab ihrer unbedingten Geltung angesehen werden. Einen solchen Maßstab vermag allein die sittliche Idee herzugeben; weil sie allein in voller Unbedingtheit dasteht.

Es ist leicht begreiflich, daß, wenn wir das Urtheil Anderer über uns auf diese Weise prüfen wollen, Alles darauf ankomme, bis zu welchem Grade wir unser sittliches Erkennen ausgebildet, und wie wir diesen Maßstab gebrauchen. Jede unvollkommne Ausbildung eines sittlichen Begriffes muß unsre Schätzung eines fremden Urtheils über uns nothwendig irre leiten; eben so jede Befangenheit der Eigenliebe in der Anwendung desselben. Die möglichst vollkommne Ausbildung unsers sittlichen Erkennens, und das aufrichtigste Stre-

ben nach Unbefangenheit in der Beurtheilung unser selbst, sind also zwey unerläßliche Grundbedingungen, wenn wir von fremdem Urtheil wahrhaft unabhängig seyn wollen.

56.

Zwey ganz besondere Seelenzustände, oder Seelenstimmungen — wie man es nennen will — sind es, die ich rücksichtlich der Beurtheilung unser selbst noch zu beschreiben habe. Da ich meine ganze Arbeit von vorne herein für eine fragmentarische erklärt habe — und in gewissem Sinne würde sie das immer bleiben, wenn sie auch ein Geübterer über sich genommen hätte: — so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn ich immer noch mit einer nachträglichen Zergliederung angezogen komme.

Ich habe in den vorhergehenden Abschnitten von jener Befangenheit gesprochen, die uns veranlaßt, uns für besser zu halten, als wir wirklich sind. Die Täuschung, welche aus einer solchen Befangenheit hervorgeht, ist eine unwillkürliche. Es gibt aber noch eine andere Art von Täuschung in dieser Hinsicht, nämlich eine willkürliche. Nicht ganz rein willkürliche: denn diese setzt immer ein ihr widersprechendes Erkennen ihrer selbst voraus, das sie nothwendig aufhebt. Mit ganz klarem Selbstbewußtseyn können wir wohl Andere, aber nicht uns selbst täuschen wollen.

Jener willkürlichen Täuschung, von welcher hier die Rede ist, geht also immer ein mehr oder minder klares, meist aber dunkles Gefühls ihres Widerspruches

H 2

zur Seite. Weit entfernt aber, daß die Betrachtung diesen Widerspruch ins Auge fassen sollte: wendet sie sich davon ab; und schon dadurch wird der Ausdruck: willkürliche Täuschung sich rechtfertigen lassen. Allein mehr; sie hält die Vorstellung, welche dieser Widerspruch trifft, mit mehr oder minder klarer Absicht um so fester: je mehr sie dieselbe durch jenen Widerspruch bedroht sieht, und je wichtiger sie ihr an sich selbst ist. Es gibt in der Art, die unsern Werth und Unwerth betreffenden Vorstellungen zu mischen und auszugleichen, ein Halbdunkel, und eine von uns bald mehr bald minder bewußtlos geübte Kunst, dieses Halbdunkel zu unterhalten, die sich schwer beschreiben läßt, und die bald klägliche Selbsttäuschung, bald fast vollendete Heucheley gegen uns selbst ist.

57.

Die zweite Verirrung, welche ich hier im Sinne habe, betrifft die Unbefangenheit, mit welcher wir bey Beurtheilung unsrer selbst uns unsre Fehler gestehen.

Bey dem reinsten, lautersten Streben nach sittlicher Vervollkommnung kann diese Unbefangenheit nur unsre höchste Achtung verdienen. Der lebendige Wunsch, jenes Ziel zu erreichen, schärft dann den Blick für jede, auch die kleinste Unvollkommenheit, die damit im Widerspruche steht. Mit ängstlicher Scheu verfolgen solche Gemüther die Spuren ihrer geringsten Schwächen, und beben vor jeder Ahnung einer solchen zurück: weil auch die geringste menschliche Schwäche den reinen sittlichen Einklang ihres Innern auf das schmerzlichste zu zerrei-

ßen droht; weil sie des lautern Willens sich bewußt sind, jede Schwäche zu besiegen; und weil sie mit starker Zuversicht dabey auf einen höheren Beystand rechnen, der ihrer unzulänglichen Kraft zu Hülfe komme.

Eine andere Quelle jener Unbefangenheit ist der Abscheu vor Selbsttäuschung. Sie ist jederzeit, wenn nicht ein Beweis von Geistesschwäche; doch eine Schwäche des Geistes. Auch das vermehrt den Abscheu dagegen, daß kein starkes Lebensinteresse damit bestehen kann, wenn nicht eben die Stärke des letzteren die Befangenheit der Täuschung auf einen solchen Grad gesteigert hat, daß nur der grellste Widerspruch der Wirklichkeit sie zerstören kann.

Inzwischen ist die Unbefangenheit, mit welcher wir uns unsre Fehler aus Abscheu gegen jede Selbsttäuschung gestehen, eine sehr zweydeutige Quelle solcher Aufrichtigkeit. Sie kann eben so gut aus dem Wunsche, besser zu werden, als daraus entstehen, daß wir mit gewissen verkehrten Neigungen unsrer Natur, und mit gewissen Lieblingsfehlern unsern Vertrag und Frieden gemacht haben. Davon aber wird späterhin die Rede seyn.

58.

Noch ist es übrig, die Nachtheile eines unverhältnißmäßigen Übergewichts des innern Lebens in Beziehung auf den Verkehr mit Andern zu betrachten. Im Allgemeinen kann diese Beziehung unter der Beziehung auf die äußern Lebensverhältnisse mit be-

griffen zu seyn scheinen; will aber dennoch für sich insbesondere wohl erwogen seyn.

Es bedarf kaum der Frage, ob wir bey einer entschiedenen Präponderanz des innern Lebens uns mit Andern schwer leben müssen, oder nicht. Die Leichtigkeit und das Angenehme des gesellschaftlichen Verkehrs hängen überall davon ab, daß in demselben so wenig scharfe Ecken, als möglich, zum Vorschein kommen. Wie wäre das aber bey einer Präponderanz des innern Lebens möglich: da dieses, wie gezeigt worden ist, allen Vorstellungen und Empfindungen Allgemeinheit und Unbedingtheit zu geben sucht. Ein solches Streben kann der Leichtigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs zuzusagen scheinen. Denn die Allgemeinheit vermeidet, eben als eine solche, jede besondere Beziehung; und das eben ist Bedingung, um das gesellschaftliche Leben leicht zu nehmen. Darum ist die Flachheit hier einiger Maßen in ihrem eigentlichen Elemente. Allein diese faßt und beachtet die Beziehungen einer allgemeinen Vorstellung oder Empfindung zu den besondern Verhältnissen und Interessen entweder gar nicht; oder geht, sey es aus gänzlicher Geistlosigkeit, oder aus angelerntem Instincte, leicht darüber hinaus: während die Präponderanz des innern Lebens die Allgemeinheit und Unbedingtheit seiner Vorstellungen und Empfindungen gegen jene besonderen Beziehungen hartnäckig zu behaupten sucht. Eine solche Tendenz aber steht mit der ersten Bedingung eines leichten, anmuthigen Verkehres mit Andern im Widerspruche; mit dieser nämlich: daß wir die Vorstellungen, Empfindungen und Interessen Anderer weder

selbst auf eine schroffe Weise berühren, noch daß die unsrigen von Andern auf solche Weise berührt werden.

59.

Wenn es an sich selbst leicht begreiflich ist, wie das der Präponderanz des innern Lebens eigene allzu schroffe Auffassen der Erscheinungen des äußern Lebens und zunächst der Vorstellungen, Empfindungen und Interessen Anderer, dem leichten und heiteren Verkehr mit Letzteren nothwendig nachtheilig seyn muß: so tritt dabey meinst noch eine andere Rücksicht ein, welche insbesondere in Berechnung gezogen seyn will.

Es ist bereits bemerkt worden, wie eine auffallende Präponderanz des innern Lebens dem Interesse für unsre äußeren Lebensverhältnisse überall Abbruch thue. Wenn nun aber dieses Interesse durchaus die wirksamsten Motive zu einem, jenen Verhältnissen entsprechenden Benehmen enthält: so muß der Mangel desselben eben im Verkehr mit Andern am meisten fühlbar werden. Denn mit dem Mangel jenes Interesse fallen die wirksamsten Motive weg, in unserm Benehmen gegen Andere jene Achtsamkeit, Klugheit und Schonung zu entwickeln, welche der gesellschaftliche Verkehr überall von uns fordert. Wir lassen uns überall um so leichter gehen, je weniger wir zunächst einen Vortheil gewinnen zu können, oder einen Nachtheil befahren zu müssen glauben. Solche Unachtsamkeit und Lässigkeit aber, zunächst entstanden aus einer gewissen Gleichgültigkeit gegen unsre äußeren Lebensverhältnisse, bringt

uns im Verkehr mit Andern weit mehr Nachtheil, als andere, weit wesentlichere Fehler es thun könnten.

60.

Insbesondere muß der Nachtheil eines unverhältnißmäßigen Übergewichts des innern Lebens rücksichtlich unsrer Beurtheilung Anderer, so wie der Beurtheilung, welche wir von Andern erfahren, in Berechnung genommen werden.

Was unsre Beurtheilung Anderer betrifft: so ist an sich selbst klar, daß auch hier die beyden Erbfehler des innern Lebens, allzu schroffes Auffassen der Gegenstände und Befangenheit, vor allen andern in Berechnung kommen. Auch das ist aus dem Vorhergehenden klar, daß ein solches Auffassen allen seinen wesentlichen Zügen des Charakters nach ein vollkommen richtiges und consequentes: hinsichtlich der äußern Lebensverhältnisse aber, darum nicht minder ein verkehrtes seyn könne. Denn wenn es schon an sich selbst äußerst schwer ist, das Verhältniß bestimmter Vorstellungen und Empfindungen, so wie der besondern Denk- und Empfindungsweise einer fremden Eigenthümlichkeit zu besondern Lebensverhältnissen zu berechnen: so muß diese Schwierigkeit nothwendig um so größer seyn, wo wir für diese Verhältnisse einen von dem Gesichtspunkte Anderer verschiedenen Gesichtspunkt haben. Ein quantitatives Fehlgreifen in Beurtheilung des Einflusses der Ansichten und Empfindungen Anderer, das durch keine Umsicht und Unbefangenheit psychologischer Reflexion sich ausgleichen läßt, ist hier fast unvermeidlich; denn nie

werden wir den Accent in gleichem Grade auf das legen, worauf, und in welchem Grade, der Andere von seinem Standpunkte aus ihn nothwendig legen muß.

61.

Wie uns aber die Präponderanz des innern Lebens Andere unrichtig beurtheilen läßt: so bringt sie uns auch leicht den Nachtheil, von Andern so beurtheilt zu werden.

Je reicher, mannigfaltiger und eigenthümlicher nämlich im Mißverhältniß zu dem äußeren Leben das innere Leben sich ausbildet: desto schroffer muß auch der Widerspruch des letzteren mit dem ersteren hervortreten. Nun aber ist es die erste Forderung, welche das gesellschaftliche Leben an uns macht, daß wir den äußern Verhältnissen uns anpassen. Das Gegentheil gilt noch weit öfter für Arroganz, als für Unbeholfenheit, wie wenig die erstere auch daran Antheil haben mag: weil es die Eigenliebe Anderer bekränkt, uns über Rücksichten sich hinaussetzen zu sehen, denen sie selbst gerne oder ungerne sich unterwerfen. Wenn wir es nun bey einem solchen Widerspruch gegen unsre äußeren Verhältnisse billig in Anspruch nehmen dürfen, einen schwer, vielleicht fast unmöglich auszugleichenden Gegensatz unsrer Natur mit unsern Verhältnissen berücksichtigt zu sehen: so ist dennoch auf eine solche Billigkeit nur bey wenig Menschen, und nur unter sehr bedingten Umständen zu rechnen. Immer wird zu einer solchen Beurtheilung von Seite Anderer ein Grad von Einsicht und Wohlwollen erfordert, den wir selbst weder jeder-

zeit bey ihnen voraussetzen, noch fordern dürfen. Fehlt aber eine dieser Bedingungen, oder fehlen beyde: so werden sie es uns nie vergeben, daß wir nicht gerade so, wie sie selbst sind; eine Anmaßung der Eigenliebe, von der auch bessere und verständigere Menschen selten ganz frey bleiben.

Allein nicht bloß fremde, sondern auch zweydeutige Wesen sind wir für Andere, wenn ein auffallendes Mißverhältniß des innern zu dem äußeren Leben eintritt. Je reicher, mannigfaltiger und vielseitiger nämlich unser inneres Leben sich ausbildet: desto schwerer ist für Andere die Aufgabe, uns richtig zu beurtheilen. Wenn es schon für den geübten Seelenforscher schwer ist, die Gründe auch nur der einfachsten Handlung eines Andern erschöpfend anzugeben: wie können wir verlangen, daß Jeder Neigung, Übung und Geschick genug habe, den tausend verborgenen Federn und Rädern in unserm Innern nachzuspüren, deren Anzahl sich immer vermehrt, je vielseitiger unser inneres Leben sich gestaltet. Ohne nur eine von den hundert Vorstellungen und Empfindungen zu ahnen, deren Federn im Spiele sind: nimmt er jede Handlung, jede Äußerung in ihrer Unbedingtheit so, wie sie sich ihm eben zu geben scheint. Und noch immer gut, wenn er sich hier mit nur einiger Maßen sicherem Blick an das Handeln selbst hält. Allein die der Präponderanz des innern Lebens jederzeit eigne Aufgeregtheit und Beweglichkeit; die Inconsequenz, mit der es hier scheu sich verschließt und in sich selbst sich zurückzieht, dort sorglos, schroff und mit, wenigstens scheinbar, immer ernstlich gemein-

ter Beziehung auf das Handeln sich ausspricht: so wie die, bey einem selbst nur einiger Maßen lebhafteren Geiste sich ausbildende Vielgestaltigkeit desselben, geben ihm einen Anschein von Zweydeutigkeit, der es jedem leicht macht, uns zu nehmen und darzustellen, wie er eben Lust hat, und wie eine wohl- oder übelwollende Gesinnung es ihm eingibt. Daher sehen Menschen dieser Art sich mehr als andere den widersprechendsten Urtheilen ausgesetzt, und abwechselnd bald sich geliebt und bald verabscheut; nicht selten ohne zureichenden Grund; und noch seltner ohne Übertreibung.

Daß mit jenen Eigenthümlichkeiten einer auffallenden Präponderanz des innern Lebens fest bestimmte Grundsätze verträglich sind, braucht nicht erst insbesondere bemerkt zu werden. Allein bey der dem innern Leben so natürlichen Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben, werden sie als That und Gesinnung nur bey bedeutenderen Veranlassungen mit unbezweifelbarer Entschiedenheit sich aussprechen; und somit sind auch Grundsätze, und selbst die strengste Consequenz in Grundsätzen, wenigstens nicht immer hinreichend, den Nachtheil jener scheinbaren Zweydeutigkeit auszugleichen.

62.

Es ist mit hinreichender Bestimmtheit gezeigt worden, wie bey einer Präponderanz des innern Lebens das Auffassen eines fremden Charakters ein vollkommen richtiges dem Wesen desselben nach, ein fehlerhaftes in Berechnung der Beziehungen desselben zu den äußeren Lebensverhältnissen seyn könne. Eine richtige

Berechnung ist hier unmöglich, wenn wir in Betreff jener Verhältnisse mit dem Andern nicht einerley Gesichtspunkt haben, oder uns nicht in den seinigen zu stellen wissen; eine Forderung, die eben mit dem Begriff eines unbedingten Übergewichtes des innern Lebens im Widerspruch steht.

Ein unrichtiges, oder auch nur unsicheres Auffassen eines fremden Charakters in Beziehung zu den äußeren Lebensverhältnissen veranlaßt aber unvermeidliche Fehlgriffe in der Behandlung desselben. Die richtigste und schärfste Kenntniß seines Wesens dient hier oft nur dazu, diese Fehlgriffe zu vermehren, welche sie, wie man glauben sollte, gänzlich verhindern und entfernen müßte. Sie bringt, so zu sagen, den Charakter auf allgemeine Formeln zurück; die, seyen sie auch an sich selbst noch so richtig, bey der Beurtheilung desselben, in Beziehung auf besondere Verhältnisse, sich nothwendig bald unzulänglich, bald falsch erweisen müssen. Denn erschöpfend werden sie nie seyn; und so wird sich in dieser Mangelhaftigkeit selbst, alles Übrige abgerechnet, ein hinreichender Grund ihrer Unzulänglichkeit nachweisen lassen.

Solcher Mißgriffe in der Beurtheilung und Behandlung Anderer ist inzwischen die vorherrschende Tendenz zum äußeren Leben keineswegs enthoben. Wenn diese, bey geschärftem Blicke für das Auffassen der äußeren Lebensverhältnisse, allerdings einen gewissen Takt für die Beurtheilung und Behandlung Anderer in Betreff dieser Verhältnisse sich aneignet: so fehlt ihr meistens das tiefere Eindringen in das Wesen eines

fremden Charakters, sobald die Berechnung über diese Verhältnisse hinausgeht; und selbst innerhalb dieser Begränzung, sobald es um mehr, als die wahrscheinliche Berechnung des schlichten Handelns zu thun ist. Eine solche Berechnung kann daher zutreffen, und rücksichtlich der vorausgesetzten Angaben dennoch durchaus falsch seyn; überall aber gründet sie sich mehr auf einzelne Wahrnehmungen und einen unsicheren Takt, als auf ein tieferes Erforschen der innern und wesentlichen Bestimmungsgründe des Charakters. Daher sind Einseitigkeit und Irrthum im Wesentlichen auf dieser Seite nicht nur häufiger: sondern auch aus Mangel theils an Kraft, theils an Interesse tieferer Forschung, weit unheilbarer, als auf jener.

63.

Sind gleich Befangenheit und hartnäckiges Festhalten an bestimmten allgemeinen Ansichten schon früher als eigenthümliche Fehler der Präponderanz des innern Lebens bezeichnet worden: so muß ihrer dennoch hier in Beziehung auf den Verkehr mit Anderen noch einmahl insbesondere gedacht werden. Überflüssig kann dieses in sofern scheinen, als es an sich selbst klar ist, wie nachtheilig jene Fehler in dieser Hinsicht wirken müssen. Allein die Sache hat noch eine andere Seite. Es soll nämlich hier gegen jede unbillige Beurtheilung dieser Fehler gewarnt werden. Zuerst geschieht es nur zu häufig, daß wir einem Fehler des Charakters zuschreiben, was eigenthümliche Form der Denk- und Empfindungsweise ist. So ist das schroffere Aus-

sprechen einer Ansicht nicht überall Anmaßung; das schärfere Aufgreifen eines fremden Charakters nicht überall die Folge einer feindseligen, gehäßigen Gemüthsart.

Ferner: Unser Urtheil über eine wirklich oder scheinbar mit allzu großer Entschiedenheit ausgesprochene Ansicht oder Empfindung sind wir verpflichtet so lange zurückzuhalten, bis wir dieselbe nicht nur an sich selbst allseitig geprüft: sondern auch, bis wir ihren Zusammenhang mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Andern begriffen haben.

Endlich ist es die unbilligste aller Forderungen, und ein sicheres Kennzeichen psychologischer Beschränktheit, wenn wir verlangen, daß ein Anderer eine Denk- und Empfindungsweise, oder bestimmte Ansichten und Empfindungen, die das Produkt seines ganzen Lebens, und durch tausend Wurzeln mit seinem innersten Wesen verwachsen sind, uns zu Gefallen ablege; oft nur darum, weil sie mit den unsrigen im Widerspruch stehen, und wir sie weder geprüft, noch begriffen haben. Alles, was wir von dem Andern fordern dürfen, ist, daß er mit aufrichtiger Liebe zur Wahrheit jeden Irrthum zu erkennen strebe, und den erkannten aufzugeben bereit sey.

Dabey aber darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wie das Übergewicht des innern Lebens rücksichtlich seiner Eigenthümlichkeit häufig eine unbillige Beurtheilung erfährt, dieses nicht minder selten einer gleichen Unbilligkeit gegen Andere sich schuldig macht. Jede streng abgeschlossene Eigenthümlichkeit kann durch eine ihr

widersprechende Denk- und Empfindungweise nur unangenehm berührt werden; allein wenn dieses unangenehme Gefühl in der That ein unvermeidliches ist: so ist es sowohl strenge Pflicht der Humanität, als nothwendige Regel der Klugheit, bey Beurtheilung einer fremden Individualität die nämliche Schonung zu beweisen, welche wir für die unsrige in Anspruch nehmen.

64.

Den wichtigsten Nachtheil aber bringt uns ein unverhältnißmäßiges Übergewicht des innern Lebens im Verkehr mit Andern dadurch, daß es unsre Empfindlichkeit für Kränkungen auf eine unnatürliche Weise vermehrt und aufreizt. Wie unsre Sensibilität im Allgemeinen dadurch gesteigert werde, ist bereits bemerkt worden. In der engeren Beziehung aber, in welcher die Präponderanz des innern Lebens hier betrachtet wird, gibt sie nicht nur dem Hasse, wie der Liebe, eine größere Unbedingtheit, als billig: sondern auch allen, auf beyde Bezug habenden Vorstellungen eine zu allgemeine Ausdehnung. Kommt dazu noch eine allzu lebhafte, allzu regsame Phantasie, und sind die erfahrnen Kränkungen nicht eingebildete, sondern wirkliche; nicht vorübergehende, sondern anhaltende: so begreift es sich leicht, wie jene Empfindlichkeit fortwährend sich steigern muß, und Menschen, bey welchen sie sich findet, sich endlos in ein Gewirre feindseliger Empfindungen verstrickt sehen. Und doch sind es nicht selten Menschen, die lebendiger, als Viele, das Bedürfniß, Andere zu lieben, empfinden, und in

denen dieses Bedürfniß so stark ist, daß es selbst durch die fortwährenden Kränkungen eines ganzen Lebens nicht unbedingt erstickt werden kann. Selbst dieses Bedürfniß aber, und die Allgemeinheit, die sie ihren Begriffen von Liebe und Wohlwollen geben, trägt dazu bey, ihre Empfindlichkeit zu vermehren: indem jede feindselige Berührung für sie doppelt schmerzhaft wird. Glücklich genug sind daher solche Menschen, wenn sie hinreichende Kraft des Geistes und des Charakters haben, um nicht im Allgemeinen in eine feindselige Verstimmung zu verfallen: um jedes aufrichtige Wohlwollen mit eben so aufrichtigem Wohlwollen zu erwiedern; und einen gerechten Unwillen nur auf diejenigen Kränkungen zu beschränken, denen eine überdachte und rastlose Bosheit zum Grunde liegt.

65.

Noch bleiben mir zwey besondere Nachtheile des präponderirenden innern Lebens zu betrachten übrig: die Neigung zum Phantasie- und Gefühlsleben nämlich; und die Neigung zum Aberglauben.

Gewiß ist es ein äußerst seltner Fall, daß mit einer größeren Thätigkeit des innern Lebens nicht zugleich eine große Thätigkeit der Phantasie vereinigt ist. Möglich ist der Fall, daß die Reflexion das innere Leben ohne bedeutenden Einfluß der Phantasie beschäftige; aber, wie gesagt, nur selten wird dieses Statt finden; und fast immer nur in späteren Jahren. Sonst eignet sich das dem innern Leben ganz eigenthümliche Bestreben, seinen Ansichten und Empfindungen die größte

Allgemeinheit zu geben, von selbst dazu, die schaffende Thätigkeit der Phantasie anzuregen. Denn theils sind die Erscheinungen des äußeren Lebens, wie sie dem präponderirenden innern Leben sich darbiethen, zu dürftig oder zu uninteressant, um seinem Thätigkeitstriebe zu genügen: theils sieht es sich gezwungen, um seine Ansichten und Empfindungen in ihrer Allgemeinheit auszubilden und abzuschließen, die schaffende Kraft der Phantasie in Anspruch zu nehmen.

Wie aber das Phantasieleben sich immer gestalte, hier muß es von dem Gefühlsleben so scharf als möglich geschieden werden. Eine solche Scheidung kann der Natur der Sache selbst zu widersprechen scheinen. Denn jenen Fall abgerechnet, wo die Phantasie mit Absicht zur Unterstützung der Reflexion thätig ist, wird ihre Thätigkeit fast immer mit unserm Gefühl in Beziehung stehen. Dann freylich fallen Gefühls- und Phantasieleben zusammen, und die Formen, welche sie so annehmen, sind eben die, welche wir bey der Untersuchung über den Einfluß der Phantasie betrachtet haben. Was aber hier Gefühlsleben im engeren Sinne genannt wird, ist etwas Anderes; und darum zu jener Scheidung auch hinreichender Grund vorhanden.

Unter Gefühlsleben im engeren Sinne verstehe ich nämlich eine vorherrschende Neigung, uns gewissen, uns zusagenden Gefühlen mit Bewußtseyn zu überlassen, und sie auszubilden. Die Thätigkeit der schaffenden Phantasie, wie regsam sie auch sey, ist dabey immer eine untergeordnete; immer nur Vehikel: während die eigentliche Kraft der Seele mit der Ausbil-

dung und dem Genuß des Gefühles beschäftigt ist, welches sie ergriffen hat. Das Gefühlsleben in diesem Sinne genommen, neigt die Präponderanz des innern Lebens sich überall eben so entschieden dazu hin, als zum Phantasieleben; und mit eben so entschiedenem Nachtheile, wenn es, was ihm sehr nahe liegt, die Gränze übersieht, durch die es beschränkt werden soll.

66.

Diese Gränze wird dem Gefühlsleben durch die Reflexion vorgezeichnet. Das Gefühl strebt seiner Natur nach überall nach Breite; und in reizbaren, leidenschaftlichen Gemüthern nach der höchsten Unbedingtheit. Wo es daher nicht durch eine richtige Reflexion beschränkt wird, muß es sich nothwendig verirren, oder wenigstens einen ungemeßnen Umfang gewinnen.

Dieß wird am deutlichsten werden, wenn man die verschiedenen Formen des Gefühlslebens näher betrachten will.

Die erste dieser Formen möchte ich, wäre es nicht ein Widerspruch in terminis, am liebsten die formlose nennen; und da dieß nicht angeht: so mag sie die kopflose heißen. Sie verdient beyde Benennungen gleich gut. Das Gefühlsleben besteht hier in einer überschwenglichen Sehnsucht nach einem unnennbaren Etwas, von dem man keinen Begriff hat; am wenigsten einen deutlichen. Ideen überhaupt, und am meisten deut-

liche sind es, woran das Gefühlsleben in dieser Form großen, obgleich wenig empfundenen Mangel leidet. Am häufigsten findet man diese Form bey liebesiechen Knaben und Mädchen. Trifft man sie aber irgend einmahl über diesen Zeitpunkt hinaus! so muß man dergleichen animulas blandulas vagulas, wie Theophrast von einer andern Menschenklasse sagt, mit Händen und Füßen von sich stoßen, wenn man nicht vor Ekel und Überdruß umkommen will.

Eine zweyte Form des Gefühlslebens hat mit jener ersten zwar ebenfalls eine gewisse Beschränktheit der Begriffe und der Reflexion gemein: aber dennoch ist dabey eine größere Deutlichkeit der den Gefühlen zum Grunde liegenden Vorstellungen vorhanden. Ein gewisses mattherziges Weben und Schweben in jenen Gefühlen; ein ewiges Saugen daran, und darin sich verlieren, ist auch dieser Form des Gefühlslebens eigen. Auch ihr liegt ein überwiegender Hang zu einem, jenen Gefühlen entsprechenden Seyn zum Grunde; und die Hinneigung zu denselben mag daher immerhin zum Theil eine unwillkürliche genannt werden.

Es gibt aber noch eine dritte Art von Gefühlsleben: wenn wir uns nämlich bestimmten Gefühlen mit Bewußtseyn überlassen. Wie nämlich manche Menschen einem übermächtigen Zuge der Phantasie folgen, und gleichsam unwillkürlich in einer erträumten Welt leben; andere im Gegentheile die schöpferische Kraft der Phantasie mit Absicht brauchen, oder mißbrauchen: so ist es auch mit dem Gefühlsleben. Auch hier gibt es ein selbstbewußtes Hingeben mit billigenswerther

Absicht, um gewisse bessere Gefühle in uns rege zu erhalten; und auch hier gibt es einen schändlichen, höchst verderblichen Mißbrauch. Allein auch selbst dann, wenn das Gefühlsleben die Absicht hat, die Empfänglichkeit für edlere Gefühle zu nähren, und rege zu erhalten, muß es, um nicht verweichlichend und entnervend zu wirken, ein gewisses Maß halten; und jene Gefühle werden in dem Bestreben, die sie begründenden Vorstellungen zur möglichsten Klarheit und Deutlichkeit zu erheben, eine weit festere Unterlage finden.

67.

Am nächsten liegt uns hier der Irrthum, uns für gut zu halten, weil wir uns mit einer gewissen Behaglichkeit besseren Gefühlen überlassen, ohne die Kraft zu einem denselben entsprechenden Handeln zu haben. Nichts ist gewöhnlicher als dieser Irrthum; insbesondere in Rücksicht dessen, was man mit einem beliebten Ausdruck: Gemüth und Gemüthlichkeit nennt. Darum lohnt es sich der Mühe, einige Augenblicke bey diesem Gegenstande zu verweilen.

Gewöhnlich versteht man unter Gemüthlichkeit — auf die sonstigen Bedeutungen des Ausdruckes Gemüth wird hier keine Rücksicht genommen — eine gewisse Empfänglichkeit, oder besser, ein gewisses Hinneigen zu wohlwollenden Gefühlen. Auch hier wird sich eine richtige Schätzung der Sache selbst am leichtesten aus der Betrachtung der gewöhnlichsten Formen ergeben, unter welchen sie vorkommt.

Zuerst die mattherzige Gemüthlichkeit; die zwar

keines kräftigen Hasses, aber auch keiner kräftigen Liebe fähig ist. Das letztere übersieht man Menschen dieser Art gewöhnlich; das erstere macht, daß sie allgemein für gute Menschen gelten. Am häufigsten liegt dieser Art von Gemüthlichkeit eine gewisse Schwäche des Verstandes zum Grunde; jedoch nicht immer. Geist und selbst ein gewisser Grad von Klarheit der das menschliche Wohlwollen begründenden Vorstellungen sind allerdings damit vereinbar; eine schärfere Bestimmtheit, ein weiterer Umfang dieser Vorstellungen aber unvereinbar.

Dann die selbstsüchtige Gemüthlichkeit. Wie sehr auch Gemüthlichkeit und Selbstsucht sich zu widersprechen scheinen: so ist dennoch nichts gewöhnlicher, als diese Mischung. Die Nüancen sind hier zahllos: von der simplen Behaglichkeit und dem trägsten Phlegma, alle Stufen der Eigensucht durch, bis zur raffinirtesten Selbstsucht, ja selbst bis zu einer, nur nicht vollkommen ausgebildeten und erstarrten Entzweyung mit allen wohlwollenden Empfindungen. Eigenes Wohlbefinden ist Bedingung dieser Art von Gemüthlichkeit; wo dieses aufhört, findet auch sie ihre Gränze. Daher verträgt sie sich ganz wohl mit den feindseligsten und gehäßigsten Empfindungen. Wenn selbst ein schärferes Aufgreifen der Vorstellungen, welche uns zum Wohlwollen gegen Andere verpflichten, in gewissen Fällen damit vereinbar ist: so können diese Vorstellungen zwar Umfang und Bestimmtheit; aber keine wahre Kraft und Stärke haben.

Wo sie aber die Kraft haben: da entsteht die

reine Gemüthlichkeit, die allein diesen Namen verdient, und die eine der schönsten Blüthen der Menschlichkeit, oder besser, die vollendet ausgebildete Anlage zur Menschlichkeit selbst ist. Jede feindselige Empfindung ist ihr fremd; sie kennt nur Liebe und Wohlwollen: und selbst wenn die Gerechtigkeit ihr die Strenge zur unvermeidlichen Pflicht macht, übt sie auch diese noch mit theilnehmender Milde und sanfter Schonung.

68.

Die Neigung zum Aberglauben erklärt sich bey einem unverhältnißmäßigen Übergewicht des innern Lebens leicht durch die demselben eigne Befangenheit. Allein man muß das nicht in Beziehung auf diejenigen Vorstellungen allein verstehen, welche der Aberglaube betrifft. Ein tieferer Grund liegt in der aus jener Intension hervorgehenden Befangenheit, mit welcher das präponderirende innere Leben alle seine Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen festhält. Es sind nicht sowohl heftige Wünsche und Leidenschaften, welche den Aberglauben begünstigen, oder wenigstens ist es nicht eben die Heftigkeit derselben, was ihn habituell macht: sondern vielmehr die fortwährende Beschäftigung mit denselben, das sorgfältige Ausbilden derselben. Daher sind auch oft die verständigsten, besonnensten Menschen dem Aberglauben ergeben, wenn sie viel inneres Leben besitzen. Man denke an Lichtenberg. Überdieß liegt dem Aberglauben immer die Vorstellung des unbegreiflichen Zusammenhanges der Dinge zum Grunde; eine Vorstellung, auf welche das innere Leben so oft

zurückgeführt wird. Bey dem Unverstande findet der Aberglaube in dieser Vorstellung eine breite sichere Basis; bey dem Verständigen verschwindet ihr Einfluß, sobald er es versucht, von dem Zusammenhange zwischen seinem Hoffen und Fürchten, und der abergläubischen Vorstellung, die beydes anregt, sich Rechenschaft zu geben. Darum ist es jenem immer ganzer, diesem immer nur halber Ernst mit seinem Aberglauben.

69.

Als eine dritte Quelle von Fehlern im Umgange mit uns selbst habe ich ein Mißverhältniß zwischen Erkennen und Handeln angegeben. Nur im uneigentlichen Sinne kann ein solches Mißverhältniß Quelle von Fehlern und Irrthümern im Umgange mit uns selbst genannt werden. Denn vielmehr als daß jenes Quelle der letzteren wäre: sind es die Fehler und Irrthümer, die wir sonst im Umgange mit uns selbst aus andern Ursachen begehen, welche ein solches Mißverhältniß veranlassen. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß ein Mißverhältniß zwischen Erkennen und Handeln auf jene Fehler bedeutend zurückwirke; daß es sie verstärke, und daß es viel dazu beytrage, ihre eigenthümliche Form zu bestimmen. In diesem Sinne durfte es nun allerdings auch als Quelle der Fehler und Irrthümer im Umgange mit uns selbst bezeichnet werden. Was hierüber zu bemerken, wird sich übrigens am leichtesten an eine Untersuchung über die Ursachen jedes Mißverhältnisses zwischen Erkennen und Handeln anknüpfen lassen.

70.

Bey jedem Mißverhältniß zwischen Erkennen und Handeln müssen zwey Stücke, wenn sie gleich in innigster Vereinigung den Grad sittlichen Werthes oder Unwerthes bestimmen, in der Betrachtung gesondert werden: das Erkennen an sich selbst; und die Kraft des Willens, diesem Erkennen gemäß sich zum Handeln zu bestimmen. Bestimmtheit, Umfang, Klarheit, Deutlichkeit, Lebhaftigkeit, Stärke und Tiefe sind die Eigenschaften, die wir von dem Erkennen fordern müssen, wenn es Kraft genug haben soll, uns zu einem, demselben entsprechenden Handeln zu bewegen. Um aber die verschiedenen Grade der Vollendung des sittlichen Erkennens zu bezeichnen, werde ich mich in Folgendem am häufigsten der Ausdrücke: Klarheit oder Lebendigkeit bedienen; die einzelnen Mängel dieses Erkennens aber durch den Ausdruck: Mangelhaftigkeit, oder Schwäche des sittlichen Erkennens bezeichnen.

71.

Auf einer gewissen Kulturstufe der Zeit und des Volkes, dem wir angehören, läßt sich Schwäche der Denkkraft nur in wenigen einzelnen Fällen als Grund eines mangelhaften sittlichen Erkennens annehmen. Den Fall einer natürlichen Schwäche des Denkvermögens abgerechnet, ist die Denkkraft fast immer stark genug, um uns unsere wichtigsten sittlichen Verpflichtungen und die Gründe derselben erkennen zu lassen. Von allen Wahrheiten sind die sittlichen die einfachsten und unzweydeutigsten. Wo daher Schwäche

der Denkkraft Grund der Mangelhaftigkeit des sittlichen Erkennens ist: da darf zunächst der Mangel an Übung derselben als die wahre Ursache jener Schwäche angesehen werden.

Allein rücksichtlich des Mangels dieser Übung selbst muß man noch einige besondere Unterschiede bemerken:

Es gibt nämlich Menschen, die ihre Denkkraft auf das sorgfältigste üben, und sie mit dem glücklichsten Erfolge ausbilden; deren sittliches Erkennen aber darum nicht minder in einem hohen Grade mangelhaft und beschränkt bleibt. Unter allen Gegenständen, welchen ihr Nachdenken sich zuwendet, nimmt derjenige, welchem hier die erste Stelle gebührte, gerade die letzte ein. Andere wenden ihr Nachdenken zwar öfter auf die Gegenstände des sittlichen Erkennens; allein nicht mit jenem Ernst und jener Anstrengung, welche die Erforschung derselben erfordert. Sie glauben viel zu thun, weil sie etwas thun; und weil sie Andere noch weniger thun sehen. Diese Selbsttäuschung ist hier in der That die schädlichste; weil sie uns hindert, selbst nur das Bedürfniß eines regeren Strebens nach Vervollkommnung unserer sittlichen Erkenntniß zu fühlen.

72.

Das Gesagte wird klarer werden, wenn wir einen genaueren Blick auf die Ursachen der Gleichgültigkeit gegen das sittliche Erkennen werfen.

Die Erforschung sittlicher Wahrheiten gewinnt, wie fast jede philosophische Forschung, erst dann ein lebendigeres Interesse, wenn wir schon eine bedeuten-

dere Strecke auf dem Wege zu unserm Ziele zurückgelegt haben. Je mehr der Kreis unserer Ideen sich erweitert, je mehr sich neue, und zum Theil überraschende Verbindungen derselben ergeben: um so leichter, und darum auch um so angenehmer wird unserm Geiste seine Thätigkeit. Um aber mit nicht geringer Anstrengung so weit zu gelangen, bedarf es wichtiger Aufforderungen, die entweder in äußeren Verhältnissen, oder in dem Gegenstande unserer Forschung selbst liegen können. Äußere Aufforderungen zur Vervollkommnung des sittlichen Erkennens finden sich nur dort, wo dieses unmittelbar Gegenstand einer besonderen Berufsthätigkeit ist: der innere Werth dieser Erkenntniß wird uns aber erst dann ganz klar, wenn wir in derselben schon bedeutende Fortschritte gemacht haben. Was unser Streben nach Vervollkommnung unserer sittlichen Erkenntniß am meisten begeistern, und uns ermuthigen soll, unverdrossen jede steile Stufe zu diesem Ziele zu erklimmen, ist eben die letzte Stufe der ganzen Reihe. Nichts vermag das Interesse für die Erweiterung unsers sittlichen Erkennens kräftiger anzuregen, als die lebendige Vorstellung eines sittlichen Zusammenhanges im Leben, und die Kenntniß der Rückwirkung dieser Vorstellung auf unsern sittlichen Werth, wie auf unsere Glückseligkeit; allein eben diese Vorstellung kann in ihrer lebenskräftigen Ausbildung nur das Produkt einer bereits zur höheren Reife gediehenen Vervollkommnung des sittlichen Erkennens seyn. Der Werth desjenigen, was wir zu erstreben haben, der unser Streben befeuern soll, wird uns erst

dann ganz klar, wenn wir unser Ziel schon erreicht haben, oder ihm wenigstens schon nahe gekommen sind.

Überdieß; wie jedes andere philosophische Erkennen, hat auch das sittliche seine dunklen, schwer zu erforschenden Regionen. Viele scheuen sich, diese zu betreten, weil sie in sich entweder nicht Muth, oder nicht Kräfte genug fühlen, dieselben mit Erfolg zu durchwandeln. In letzterem Falle sind sie nicht zu tadeln; am wenigsten, wenn sie es nicht versäumen, jenem Theil des sittlichen Erkennens eine beharrliche Anstrengung zu widmen, bey welchem auch der minder geübten Kraft ein glücklicher Erfolg nicht fehlen wird, ich meine dem Erkennen ihrer unmittelbaren Pflichten.

73.

Allein eben hier entdeckt sich eine neue Quelle der Gleichgültigkeit gegen die Erweiterung und Vervollkommnung unserer sittlichen Erkenntniß.

Nur wenig Menschen erkennen, und noch weniger empfinden lebhaft genug das Bedürfniß einer solchen Vervollkommnung. Über seine Pflichten glaubt jeder mit sich selbst im Reinen zu seyn; weil die Vorschriften derselben in den meisten Fällen klar und einfach, und durch vielfach wiederhohlten Unterricht ihm geläufig sind. Allein wie weit ist nicht von einem solchen Anerkennen einer Pflicht bis zu demjenigen, das durch selbstständiges Nachdenken die Gründe derselben allseitig geprüft und durchdrungen, und den Zusammenhang ihrer Erfüllung mit unserm sittlichen Werth und unserer Glückseligkeit erforscht hat? Was von der Schwierig-

keit, mit welcher unsere Ansichten überhaupt Kraft und Leben gewinnen, gesagt wurde, gilt von den sittlichen Vorstellungen in einem vorzüglichen Grade, da wir bey Betrachtung und Aneignung derselben von außen und innen auf tausendfache Weise beirrt werden. Es bedarf also kräftiger Anstrengung und fester Beharrlichkeit, wenn wir ihnen durch selbstständiges Nachdenken jenen Grad von Klarheit und Stärke verschaffen wollen, dessen sie bedürfen, um auf unser Handeln selbst eine entschiedene Rückwirkung auszuüben.

Übersehen läßt dieser Einfluß einer absichtlichen Vervollkommnung unsers sittlichen Erkennens sich nicht; aber gewiß ist es, daß wir die Macht desselben im Allgemeinen nicht nach ihrem vollen Gewichte würdigen. Wenn sich unser Nachdenken schon überhaupt nur selten mit klar gedachter Absicht dem sittlichen Erkennen zuwendet: so geschieht dieses noch weit seltner mit jener Kraft, Anstrengung und Beharrlichkeit, die allein den günstigen Erfolg uns sichern können. Wo jene nicht fehlen, wird uns auch dieser nicht entstehen. Nur im Allgemeinen darf hier an jenes schon öfter angezogene psychologische Gesetz erinnert werden, nach welchem jede einzelne Vorstellung, deren Potenz erhöht wird, den ihr widerstrebenden Vorstellungen, wenn sie dieselben auch nicht ausschließt, doch im nämlichen Verhältnisse Abbruch thun.

Wie viel ein solches absichtliches Potenziren unserer sittlichen Vorstellungen zu leisten vermöge, muß man, um es richtig zu schätzen, vielleicht durchaus selbst aus Erfahrung gelernt haben. Am

leichtesten aber werden wir diese Erfahrung machen, wenn wir den vollen Ernst unsers Nachdenkens zu nächst einzelnen unsrer Pflichten, Fehler und Mängel zuwenden. Denn leichter wird es uns bey dem Einzelnen werden, als bey dem Allgemeinen, mit unserem Nachdenken zu vorhaltenden Resultaten zu gelangen, und durch die Rückwirkung derselben auf unser Handeln den wohlthätigen Einfluß des Strebens nach Erweiterung unserer sittlichen Ansichten an uns selbst zu erproben.

74.

Noch ist ein anderer Grund der Gleichgültigkeit gegen die Erweiterung unserer sittlichen Erkenntniß zu berühren übrig: wenn der Ausdruck Gleichgültigkeit hier anders gebraucht werden darf.

Wir können unser sittliches Erkennen durch Nachdenken nicht erweitern, ohne nicht dadurch selbst uns lebhaft auf den Zusammenhang zwischen Erkennen und Handeln zurückgewiesen zu sehen. Je mehr unser sittliches Erkennen sich vervollkommnet, um desto weniger werden wir im Stande seyn, die Forderung an uns selbst, diesem Erkennen entsprechend zu handeln, abzulehnen. Jenen einzigen und schlimmsten Fall also abgerechnet, wo wir mit Besonnenheit das Schisma zwischen Erkennen und Handeln feststellen — ein Fall, wovon späterhin die Rede seyn soll: wird die Anforderung, streng sittlich zu handeln, immer eine um so dringendere seyn, je mehr unser sittliches Erkennen sich erweitert und vervollkommnet.

Der angegebene Grund der Gleichgültigkeit gegen Erweiterung unsers sittlichen Erkennens, oder vielmehr eines scheuen derselben aus dem Wege Gehens, bleibt derselbe, wie dieses aus dem Wege Gehen sonst auch immer mit einem größeren oder geringeren Grade von Besonnenheit Statt finden mag. Mit vollem Bewußtseyn seines wahren Grundes kann es nicht Statt finden: weil sonst eben der Grund desselben, ein Zwiespalt zwischen Erkennen und dem Bestreben, diesem Erkennen gemäß sittlich zu handeln, aufhört: oder der oben berührte Fall einer mit Besonnenheit festgestellten Scheidung zwischen Erkennen und Handeln eintritt.

75.

Nächst dieser, aus Mangel an Übung im Denken, und aus Gleichgültigkeit gegen die Vervollkommnung unsers sittlichen Erkennens entstehenden Schwäche des letzteren, gibt es noch mehr als einen andern Grund der Mangelhaftigkeit desselben.

Wie bereits früher bemerkt wurde, daß alle Fehler und Mißgriffe, die wir im Umgange mit uns selbst begehen, nur in wenig Fällen aus einer einzigen Quelle allein hergeleitet werden dürfen: so muß auch hier insbesondere an diese Bemerkung erinnert werden. So muß ein ungemessener Einfluß der Phantasie auf die Vervollkommnung unserer sittlichen Erkenntniß nothwendig bald entschieden hemmend, bald verwirrend einwirken. Denn der Fälle nicht zu gedenken, wo ein übermächtiger Einfluß der Phantasie jedes besonnene Reflektiren ausschließt: so wird auch ein nicht über-

mächtiger, aber ungemessener Einfluß derselben uns überall den richtigen Gesichtspunkt, nicht blos für die Beurtheilung unserer Handlungen, und der Anforderungen, die wir in dieser Hinsicht an uns zu machen haben: sondern für die Würdigung jeder sittlichen Ansicht verschieben, welche mit demselben in einen Conflict geräth. Auf diesem Abwege aber liegt nicht blos ein Übersehen; eine minder sichere Würdigung richtiger sittlicher Ansichten; sondern selbst das Ergreifen falscher und irriger. Daher werden wir im Umgange mit uns selbst mit der Ausbildung unsers sittlichen Erkennens auch nie zum Ziele gelangen: wenn wir nicht vorher jeden ungemessenen Einfluß der Phantasie gehörig zu beschränken gelernt haben.

76.

Das nämliche gilt von einem unverhältnißmäßigen Übergewicht des innern Lebens. Der nachtheilige Einfluß der beyden Erbsünden desselben, eines allzu schroffen Auffassens der ergriffenen Ansichten, und der Befangenheit, erklärt sich von selbst. Dazu aber kommt noch, daß das präponderirende innere Leben, wenn es irgend eine falsche sittliche Ansicht ergriffen hat, diese beharrlich verfolgen, und — wenigstens eine Zeitlang — einseitig und mit entschiedener Vorliebe ausbilden wird. Überdieß, wie regsame Kraft und entschiedener Wille zum Handeln einem auffallenden Übergewicht des innern Lebens überhaupt ferner liegen: so muß dabey nothwendig die Vollendung des sittlichen Erkennens selbst Nachtheil leiden, weil jene Präponderanz des innern

Lebens die ganze Kraft des Geistes selten auf dasjenige, was diesem Erkennen selbst erst seine volle Lebendigkeit und Klarheit gibt, nämlich auf den innigen Zusammenhang zwischen Erkenuen und Handeln heftet.

77.

Wenn das präponderirende innere Leben auf dem Wege zur Vervollkommnung des sittlichen Erkennens sich häufig verirrt: so ist im Gegentheil eine unverhältnißmäßige Präponderanz des äußeren Lebens fast immer in dem Falle, diesen Weg gar nicht zu finden. Denn um einen Weg zu finden, muß man ihn suchen; bey einer unverhältnißmäßig präponderirenden Tendenz zum äußern Leben bleibt uns aber zu diesem Suchen selten Zeit genug übrig. Wenn es übrigens einmahl eine nützliche, lobenswerthe Thätigkeit ist, die uns wenig Muße übrig läßt, an der Erweiterung unserer sittlichen Erkenutniß zu arbeiten: so sind es im Gegentheil immer hundertmahl nichtswerthe Beschäftigungen und Vergnügungen, welche uns davon abhalten. Auch wird gewiß der überhäufteste Geschäftsmann, wenn es ihm ernstlich darum zu thun ist, für jenes wichtigste aller Geschäfte noch immer einige Zeit finden; und er wird, wie fest und gediegen er sonst in seinen Lebensgrundsätzen auch sey, den Nachtheil seiner Versäumniß wenigstens nicht gänzlich vermeiden können.

78.

Eines der wichtigsten Hindernisse aber, welche der Vervollkommnung unserer sittlichen Erkenntniß im Wege stehen, sind unsere Leidenschaften.

Daß mit heftigen und ungebändigten Leidenschaften ein hoher Grad von Umfang und Bestimmtheit des sittlichen Erkennens bestehen könne, wird der Psycholog nicht zu läugnen begehren. Was diesen scheinbaren Widerspruch erklärt, ist eben jene mit mehr oder minder Besonnenheit getroffene Scheidung zwischen Erkennen und Handeln, die bey einer höheren Potenz dieser Besonnenheit das sittliche Erkennen zum bloßen Rechenexempel macht. Nun kann man zwar ein sehr schlechter Wirth, und dennoch ein guter Rechenmeister seyn. Übrigens treten in Bezug auf das sittliche Erkennen bey einer ungezähmten Leidenschaftlichkeit folgende Rücksichten ein.

Für's erste: Wie groß der Umfang und die Bestimmtheit des sittlichen Erkennens auch sey: jenen höchsten Grad von Klarheit und Lebendigkeit, wo es mit dem Handeln zusammenfällt, vermag es bey einer ungezähmten Leidenschaftlichkeit nie zu erreichen. In dieser Potenz nämlich hebt es die Leidenschaftlichkeit selbst auf; darum kann es sich, so lange diese besteht, auch nie zu derselben erheben.

Ferner: Zugegeben, daß ein hoher Grad von Umfang und Bestimmtheit des sittlichen Erkennens mit ungezähmter Leidenschaftlichkeit zusammen bestehen könne: so wird doch jederzeit, im Allgemeinen, wie im Besonderen, die Potenz der sittlichen Vorstellung eben so viel verlieren, als die Vorstellung von dem Gegenstande des leidenschaftlichen Begehrens, als einem Begehrenswerthen, über das rechte Maß hinausreicht.

Überdieß: ungebändigte Leidenschaften sind wohl

ohne eine reizbare und sehr bewegliche Phantasie: nie aber ohne einen höheren Grad von Intension der Phantasie; also auch nie ohne ungemessenen Einfluß der letzteren denkbar. Geregelter Einfluß der Phantasie aber ist eine unerläßliche Bedingung einer höheren Vollendung des sittlichen Erkennens.

Einseitig und mangelhaft also wird bey ungezähmten Leidenschaften das sittliche Erkennen immer bleiben, und seine höchste Vollendung wird es in diesem Falle nie erreichen: wenn gleich nicht zu läugnen, daß eine bedeutende, obschon unfruchtbare Erweiterung und Vervollkommnung desselben auch unter den angenommenen Bedingungen psychologisch denkbar sey.

79.

Nachdem ich die Ursachen der Mangelhaftigkeit des sittlichen Erkennens entwickelt habe, ist es nothwendig, das Verhältniß desselben zum Handeln selbst genauer in's Auge zu fassen. Dieses Verhältniß aber beruht auf nichts anderem, als auf dem schon so oft angezogenen psychologischen Gesetze, vermöge welchem von zwey sich widersprechenden oder widerstreitenden Vorstellungen, die Kraft der einen immer in eben dem Verhältniß sich vermindert, in welchem die Potenz der andern wächst. In Beziehung auf das Handeln wird nun immer diejenige Vorstellung entscheiden, deren Potenz die höhere ist. Auch sind beym Handeln immer nur zwey Vorstellungen vorhanden, die in unmittelbarer Beziehung auf dieses in Berechnung fallen, und die sich in solcher Beziehung jederzeit wider-

sprechen: während überall, wo nicht von einer bestimmten Aufforderung zum Handeln die Rede ist, mehrere widerstreitende und selbst widersprechende Vorstellungen neben einander gedacht werden können. Alle Vorstellungen nämlich, die bey einer bestimmten Aufforderung zum Handeln im Spiele sind, vermehren oder vermindern zwar das Gewicht der einen jener beyden Vorstellungen, die in nächster Beziehung auf das Handeln in Widerspruch treten: sind aber immer der einen oder der andern untergeordnet. In höherer, oder in höchster Potenz der Kraft, Klarheit und Lebendigkeit vernichtet eine Vorstellung die ihr widersprechende zwar nicht: wohl aber den Einfluß derselben auf entschiedenes Wollen oder Nichtwollen, in so fern nämlich beydes sich geradezu entgegengesetzt ist.

80.

Wenn nun aber der Zusammenhang zwischen Erkennen und Handeln ein so strenger ist, wie kann zwischen beyden ein Mißverhältniß Statt finden?

Dieser Widerspruch löset sich, wenn man auf die verschiedene Weise Rücksicht nimmt, auf welche sittliche Vorstellungen die Kraft gewinnen, auf den Willen einzuwirken, und ihn zum Handeln zu bestimmen.

Zuerst durch Autorität; wobey ihre Kraft mit dem Glauben an eine bestimmte Autorität jederzeit im geraden Verhältnisse steht. Die höchste Kraft erhalten sittliche Vorstellungen durch den unbedingten festgegründeten Glauben an die höchste Autorität, welche

wir kennen, an die einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung.

Sittliche Vorstellungen erhalten ihre Kraft ferner durch ihren erkannten Zusammenhang mit der Vernunft, als Quelle des Sittengesetzes. Je klarer und sicherer wir diesen Zusammenhang erkennen, desto größer wird auch ihre Kraft seyn. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, bey welchen die Vorstellung von der Vernunftmäßigkeit einer Handlung hinreichte, ihren Willen, selbst den heftigsten Leidenschaften zum Trotz, für dieselbe zu bestimmen. Aber eben so gut wird es jederzeit Menschen geben, bey welchen die sittlichen Vorstellungen, in sofern sie zunächst durch Reflexion ihr Eigenthum geworden, nur geringen Einfluß haben werden.

Endlich erhalten sittliche Vorstellungen ihre Kraft durch ihren Zusammenhang mit unserer Phantasie und unseren Neigungen. Nicht zu läugnen ist, daß ihr Einfluß dadurch mächtig vermehrt wird. Dieser Zusammenhang ist es, der ihnen vorzüglich ihre Lebhaftigkeit gibt; so wie sie Klarheit und Bestimmtheit zunächst durch die Reflexion erhalten. Dieser Lebhaftigkeit aber bedürfen sie vorzüglich im Moment des Entschlusses und des Handelns, um nicht durch die größere Lebhaftigkeit einer unsittlichen Vorstellung überwogen zu werden.

Auf allen diesen drey Wegen kann das sittliche Erkennen einen weiten Umfang, und selbst einen hohen Grad von Lebendigkeit erreichen, und dennoch in seinem Einfluß auf das Handeln unwirksam seyn. Dieses wird mit der Kraft desselben überall im strengsten Verhältniß

stehen; und eben die Übereinstimmung des Handelns und Erkennens wird den einzig richtigen Maßstab für die Kraft des letzteren hergeben können. Allein ein zweyter Maßstab für das sittliche Erkennen findet sich in der Vollendung, deren es an sich selbst fähig ist. In Beziehung auf diesen Maßstab nun kann allerdings von einem Mißverhältniß die Rede seyn, wenn dieses gleich in der That immer nur ein scheinbares ist.

81.

Die zuletzt gemachten Bemerkungen sind für die Erforschung der Ursachen eines Mißverhältnisses zwischen Erkennen und Handeln nichts weniger als unfruchtbar.

Wenn es wahr ist, daß die sittlichen Vorstellungen ihre höchste Kraft durch den festen Glauben an die höchste Autorität einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung erhalten: so werden wir bey einem solchen Mißverhältniß immer zuerst nach diesem Glauben fragen müssen. Kann gleich nicht geläugnet werden, daß es auch ohne einen solchen Glauben ein sittliches Handeln gebe: so wird andrerseits der unbefangene und umsichtige Seelenforscher eingestehen müssen, daß es Anforderungen der Pflicht; daß es Lagen und Seelenstimmungen gebe: bey welchen wir mit bloßen Vernunftgründen für ein sittliches Handeln nicht ausreichen. Wenn man diese Wahrheit so oft zu läugnen versucht hat: so ist das wohl nur darum geschehen, weil diese-

nigen, welche sie läugneten, eben als Seelenforscher zu wenig Umsicht, und noch weniger Tiefe besaßen.

82.

Der Zusammenhang sittlicher Vorstellungen mit unsrer Phantasie und unsern Neigungen ist als eine andere Quelle der Kraft und Lebendigkeit der ersteren bezeichnet worden. Wo das Bestreben, diese Quelle zu benützen, fehlt: da muß nothwendig auch die Lebhaftigkeit unsres sittlichen Erkennens darunter leiden, und dadurch selbst ein Mißverhältniß zwischen diesem und unserm Handeln erzeugt werden. Die bloße Reflexion wird überall auf das letztere die schwächste Wirkung ausüben.

Daher muß das sittliche Erkennen nicht nur den Zusammenhang sittlicher Vorstellungen mit dem Vernunftgesetze, sondern eben so gut ihren Zusammenhang mit unserm Glückseligkeitstriebe aufsuchen. Sind die aus der Betrachtung dieses Zusammenhanges hervorgehenden Motive gleich minder edler Natur, als jene, welche aus der unbedingten Achtung für das Sittengesetz hervorgehen: so sind sie darum doch nicht minder wirksam. Auch kann nur wahre philosophische Einseitigkeit sie anfechten oder bey Seite setzen: da der Einfluß des sittlichen Handelns auf unsre Glückseligkeit ein so unbestreitbarer und entschiedener ist. Das Mißverhältniß zwischen Erkennen und Handeln entsteht nämlich oft gerade zum Theil daraus, daß wir, in Betreff der sittlichen Vorstellungen uns größtentheils auf die Reflexion über ihren Zusammenhang mit dem sittlichen

Gesetze beschränkend, den Einfluß des sittlichen Handelns auf unsre Glückseligkeit, auch in der Vorstellung selbst, nicht scharf; noch minder aber lebendig und klar genug aufgefaßt haben.

83.

Am meisten kommt aber bey der Zurückwirkung des sittlichen Erkennens auf das Handeln darauf an, welchen Grad von Bestimmtheit und Lebendigkeit die Vorstellung von der Nothwendigkeit der Übereinstimmung des Erkennens und Handelns überhaupt in uns gewonnen hat. Bey einer höheren Potenz von Bestimmtheit und Lebendigkeit dieser Vorstellung wird auch das Bestreben, eine ihr gemäße Übereinstimmung unsers Handelns mit unserm Erkennen hervor zu bringen, ein jener Potenz entsprechendes seyn. Allein in einer solchen Potenz finden wir sie nur selten. Meistens gehört sie in die Reihe derjenigen sittlichen Vorstellungen, welche die wenigste Kraft und Bestimmtheit haben, und deren Einfluß daher auch durchaus schwach und unwirksam bleibt.

84.

Unwirksam aber bleibt die Vorstellung eines nothwendigen Zusammenhanges zwischen Erkennen und Handeln aus mehreren Gründen; wobey, dem Vorausgeschickten zu Folge, nicht erst insbesondere bemerkt werden darf, daß dasjenige, was ihren Einfluß auf das Handeln hemmt, eben dasselbe sey, was ihre Vollendung als Idee selbst hindert.

Es gibt nämlich eine Schwäche der Willenskraft, die durch sich selbst jener Vorstellung immerfort Abbruch thut, und so zu sagen, beständig darauf hinarbeitet, sie zu zerstören. Denn wie durch die vergeblichen Versuche, jene Übereinstimmung des Handelns mit dem Erkennen zu erzwecken, die Kraft zum Handeln immerfort herabgespannt wird: so wird bey einer längeren Dauer dieses Prozesses die Vorstellung eines nothwendigen Zusammenhanges zwischen Erkennen und Handeln, als solche nicht weniger geschwächt. Sie wird immer kraftloser und ohnmächtiger: wenn sie auch nicht eigentlich zerstört wird; bis zuletzt ihr Einfluß, selbst auf das bloße Wollen, völlig unwirksam wird, und in unbedingter Hingebung an die Schwäche wohl auch gänzlich untergeht.

85.

Am häufigsten findet dieser Fall bey so genannten Gewohnheitsfehlern Statt. Jedem solchen Fehler liegt ohnehin ein höherer Grad von Befangenheit zum Grunde, der die demselben widersprechende sittliche Vorstellung keine wahre Kraft und Lebendigkeit gewinnen läßt: wenn er gleich ihrer sonstigen Ausbildung durch die bloße Reflexion nicht nothwendig in den Weg tritt. Bey nun oft wiederkehrender Begehung eines Gewohnheitsfehlers wird nicht nur die Kraft zum Widerstande gegen diesen Fehler: sondern in Betreff desselben selbst die Vorstellung von einem nothwendigen Zusammenhange zwischen Erkennen und Handeln geschwächt; ein

Nachtheil, der sich in den meisten Fällen auf ihren Einfluß auf das Handeln im Allgemeinen erstrecken wird.

Der Umgang mit uns selbst soll, indem er uns an eine strenge Aufmerksamkeit auf uns selbst gewöhnt, und uns zu einer sorgfältigen Prüfung unsrer Handlungen und ihrer Folgen veranlaßt, eben dadurch verhindern, daß keiner unsrer Fehler in einen Gewohnheitsfehler übergehe. Ist das aber einmahl geschehen: so bedarf es einer starken Kraft, uns davon los zu machen. Immer wird es dabey das sicherste Mittel seyn, die Gelegenheiten zur Begehung desselben zu meiden; sie uns zu erschweren; oder, wenn es angeht, uns den Fehler selbst unmöglich zu machen; z. B. durch gewaltsames Losreißen von Verhältnissen, die ihn begünstigen. Daß die bloße Kraft des Willens hinreiche, um uns von einem Gewohnheitsfehler los zu machen, bestätigen zahlreiche Beyspiele. Allein wo nicht in dieser Hinsicht eine gediegene Charakterstärke vorhanden ist, und wo diese nicht durch die dringendsten und wirksamsten Motive erhöht wird, gerathen wir leicht an eine andere Klippe, welche zu den gefährlichsten gehört, an welchen wir scheitern können. Über nichts täuschen wir uns öfter, als über die Kraft unsrer sittlichen Entschlüsse. Wir halten diese Kraft für eine gediegene, und glauben ihr unbedingt vertrauen zu dürfen: weil die Vorstellungen, von welchen sie abhängt, uns für den gegenwärtigen Augenblick in einem höheren Grade von Klarheit und Lebhaftigkeit vorschweben. Tausend Mahl versöhnen wir auf solche Weise mit bequemer Leichtigkeit tausend Mahl aufs neue begangene Fehler: bis

zuletzt durch dieses verderbliche Spiel Ernst und Kraft unsers Wollens bis zur gänzlichen Nullität herabsinken. —

86.

Es ist allein die höchste Flachheit und Verkehrtheit der sittlichen Begriffe, welche die Nothwendigkeit eines innigen Zusammenhanges zwischen Erkennen und Handeln in Anspruch nehmen kann; ein Fall, der im Ganzen wohl nur selten vorkommt. Was wir aber als allgemeinen Satz hier gelten lassen, nehmen wir häufig, wenn ich so sagen darf oft faktisch, in nächster Beziehung auf unser allgemeines oder partielles Handeln, mit größerer oder geringerer Klarheit der Begriffe, als Grundsatz selbst in Anspruch. Jedermann sieht: daß hier von einer, mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn entschiedenen Scheidung zwischen Erkennen und Handeln die Rede ist. Die vorzüglichsten Gründe einer solchen Scheidung sind es, die zunächst angegeben werden müssen.

87.

Als erster Grund darf ein meistens mehr dunkel gefühltes, als klar erkanntes Mißverhältniß zwischen unserm Erkennen und unsrer Kraft zum Handeln bezeichnet werden. Das Übergewicht ist dabey immer auf der Seite des Erkennens; der Abgang auf der Seite der Kraft zum Handeln. Bei einem solchen Mißverhältnisse aber kann das Schisma zwischen Er-

kennen und Handeln wieder sehr verschiedenartige Gründe haben.

Es kann nämlich erstens das Erkennen der Ausbildung unsrer Kraft zum Handeln so weit vorausgeeilt seyn, daß wir das Unvermögen der letzteren, das erstere einzuhohlen, und mit ihm gleichen Schritt zu halten, als etwas Entschiedenes, und gleichsam als ein natürliches Übel; als eine natürliche Schwäche betrachten. Hier beruht der Irrthum darauf, daß wir nicht scharf genug ins Auge gefaßt haben, was die Kraft des Wollens, und was Übung vermöge; ein Irrthum, der um so natürlicher ist, da wir beyder Einfluß eben nur durch Erfahrung und Übung lebendig erkennen lernen.

Eine mächtige Stütze findet die Läßigkeit des Strebens, im Handeln mit dem Erkennen gleichen Schritt zu halten, in dem leidigen Gemeinplatze: daß ja ein solches Mißverhältniß bey allen Menschen Statt finde. Wenn eine solche Ansicht gleich allzu gehaltlos ist, um uns auch nur bey einer oberflächlichen Prüfung als probehältig täuschen zu können: so ist ihr Einfluß darum nicht minder bedeutend, da wir sie meistens überhaupt gar keiner Prüfung unterwerfen.

88.

Außer einem, mit mehr oder minderem Rechte vorausgesetzten, mehr oder minder klar empfundenen Mißverhältniß zwischen unsrer Kraft zum Handeln und unserm Erkennen, gibt es noch andere Gründe zu einer zwischen beyden mit größerem oder geringerem Grade von Bewußtseyn getroffenen Scheidung.

Es gibt eine eigenthümliche Richtung des Geistes, welcher, so zu sagen, das Wissen Alles; das Handeln wenig oder nichts ist. Menschen, bey welchen diese Richtung sich findet, hassen und fliehen nichts mehr, als den Irrthum, den sie unbedingt für schändlich halten. Sie empfinden nichts schmerzlicher, als geirrt zu haben; und selbst über eine bedeutende Pflichtverletzung werden sie sich leichter beruhigen, als wenn sie sich eingestehen müssen, die Gründe und Beziehungen der Verpflichtung nicht scharf und sicher genug aufgegriffen zu haben. Man muß eingestehen, daß in einer solchen Gestaltung des geistigen Lebens der Keim zur entschiedensten, besonnensten Scheidung zwischen sittlichem Erkennen und Handeln, und, wenn man will, zu allen Verbrechen und Abscheulichkeiten liege: obgleich nicht zu läugnen, daß sie in der Schärfe und im Umfange des sittlichen Erkennens wesentliche Bedingungen einer vollkommneren sittlichen Entwicklung enthalte. Darum wird es, weil eben die wahre Lebenskraft des sittlichen Strebens, die lebendige Vorstellung von der Nothwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Erkennen und Handeln, fehlt, meistens auf äußere Umstände ankommen, ob diese oder jene Keime einen überwiegenden Wachsthum gewinnen sollen. Ohne die glückliche Darzwischenkunft zum sittlichen Handeln mächtig auffordernder äußerer Umstände, wird wenigstens immer eine entschiedene Läßigkeit des praktischen sittlichen Strebens nothwendige Folge einer solchen Richtung des Geistes seyn.

Es lohnt sich der Mühe, den Gründen nachzufor-

schen, welche dieselbe in dem bezeichneten Falle theils erzeugen, theils begünstigen.

Der unbedingte Werth, welchen solche Menschen dem Erkennen an sich selbst beylegen, darf hier zuerst angeführt werden. Eine solche unbedingte Schätzung kann theils in der lebendigeren Einsicht seines hohen Werthes; theils in der Einseitigkeit, mit welcher unsre geistige Thätigkeit, und die Bewunderung ausgezeichneter Menschen von früher Jugend an, nur diesen Strich verfolgten, ihren Grund haben. Übrigens werden an einer solchen einseitigen Schätzung des Erkennens eigne Ansprüche an ausgezeichneter Geisteskraft immer wesentlichen Antheil haben.

Auch ein gewisser idealer Schwung des sittlichen Erkennens mag hierher gerechnet werden. Sey es auch, daß ein scharfes und bestimmtes sittliches Erkennen ihm nachtrete, und daß er diesem selbst zur Stufe seiner Vollendung diene; wenn die Ausbildung der Kraft zum Handeln nicht sonst rüstig neben dem Erkennen fortschreitet: so wird jene in der ersten Jugend genommene Richtung immer unvortheilhaft nachwirken; und indem sie für ein vorhandenes Maß von Kraft zum Handeln gleich Anfangs das Ziel zu hoch stellt, uns hindern, durch Übung und beharrliche Ausdauer fortschreitend diesem Ziele näher zn rücken.

Der dritte, und bey weitem der wesentlichste Grund jener Eigenthümlichkeit des Geistes liegt aber darin, daß Menschen solcher Art meistens überhaupt die Richtung auf das praktische Leben vernachläßigen. Man würde sehr oberflächlich urtheilen, wenn man diesen

Umstand unbedingt einem Mangel an Talent oder Neigung zum praktischen Leben zuschreiben wollte. Selten wird ein überwiegender Hang zu unfruchtbarer Spekulation hier erste Ursache seyn; obwohl er das in besonderen Fällen seyn kann. Ein sittliches Erkennen, wie es hier angenommen wird, schließt die nahe Beziehung auf das Leben von selbst in sich; so wie ein gewisses Maß von geistiger Kraft; die, wenn sie die Richtung auf das praktische Leben ergreift, und für dieses, und in diesem sich übt, sich keineswegs unzulänglich erweisen wird. Üben aber wird sie sich: wenn die Neigung dazu vorhanden ist. Diese Neigung fehlt aber jenen Menschen meistens darum, weil gegen ihre äußeren Verhältnisse eine entschiedene Abneigung vorhanden ist; denn nur selten wird man sie mit diesen im Einklange finden. Damit aber fehlt ihnen eben der beste Reiz zum Handeln selbst; und nothwendig muß diese Gleichgültigkeit gegen die ihnen zunächst zugewiesene Art von Thätigkeit nachtheilig auf einen innigeren Zusammenhang des sittlicheren Erkennens mit dem Handeln überhaupt zurückwirken. Wenn daher solche Menschen auch sehr wesentliche sittliche Vorzüge besitzen oder erstreben mögen: so werden diese doch meistens größtentheils von andern Beweggründen, als dem lebendigsten Anerkennen sittlicher Verpflichtung abhängen; und gleichgültig werden sie gegen andere seyn, die mit ihren Neigungen im lebhafteren Widerspruche stehen. Selbst dann, wenn ihr sittliches Erkennen jene Stufe der Ausbildung erreicht, wo es durch sich selbst nicht ohne bedeutendere Rückwirkung auf ihr Handeln

bleiben kann: wird ihrem sittlichen Streben wenigstens Allgemeinheit, und jene heitere Begeisterung fehlen, die sein eigentliches Lebensprincip ist.

89.

Bey der Scheidung zwischen Erkennen und Handeln, welche aus Gründen erfolgt, die jetzt noch ferner aufgezählt werden sollen, findet größtentheils ein höherer Grad von besonnener Willkür Statt. Hierher gehört nun zuerst jener Irrthum, vermöge welchem wir über diese oder jene Verpflichtung hinausgehen; diesen oder jenen Fehler uns nachsehen zu können glaubeu.

Es sind vorzüglich drey Quellen, welche einen solchen Irrthum zu erzeugen pflegen. Als erste Quelle darf die Anmaßung bezeichnet werden, die sich von der einen Seite einen so hohen und so entschiedeneu Werth zuschreibt, daß die Fehler, welche sie sich anderseits erlaubt, wie sie meint, reichlich dadurch aufgewogen werden. Eine solche Ansicht — zugegeben selbst, daß es mit unsern Ansprüchen an wesentliche geistige und sittliche Vorzüge seine volle Richtigkeit habe — beruht auf der an sich selbst falschen Voraussetzung, daß unser sittliches Streben in irgend einer Beziehung ein partielles seyn dürfe. Welche Stufe geistiger oder sittlicher Ausbildung wir im Einzelnen auch erschwungen haben mögen: wir haben den Begriff derselben nur sehr unvollkommen gefaßt, so lange es uns nicht klar geworden, daß sie durchaus eine harmonische seyn müsse.

90.

Am gewöhnlichsten ist eine solche Anmaßung bey einem wirklichen oder eingebildeten höheren Maß geistiger Kräfte. Ohnehin legen wir nach einer verkehrten Ansicht geistigen Vorzügen meistens einen höheren Werth bey, als sittlichen. Die Ursache einer solchen Verkehrtheit liegt wohl meistens darin, daß wir in der geistigen Kraft Bedingung und Bürgschaft der Befriedigung unsrer Wünsche, und des Gelingens unsrer Entwürfe erkennen. Wie die Ausbildung unsrer sittlichen Kräfte auch nach dieser Seite hin fördernd wirke, und wie eben die Vernachläßigung derselben unsre Anstrengungen in jener Hinsicht häufig fruchtlos mache; ja wie diese selbst der vollen Ausbildung unsrer geistigen Kräfte in den Weg trete: ist überhaupt eine von jenen Ansichten, die uns erst bey einem höheren Grade von Reife des sittlichen Erkennens ganz klar werden.

Befördert wird der Irrthum, daß es uns bey einem höheren Maß geistiger Kräfte erlaubt sey, uns über einzelne Fehler hinaus zu setzen, theils durch die Schonung, mit welcher diese häufig von Andern beurtheilt werden; theils durch die Flachheit, mit welcher wir selbst historische oder lebende Personen in dieser Hinsicht zu beurtheilen gewohnt sind. Die gewöhnliche Entschuldigung, daß mit einem höheren Grade geistiger Kraft meistens auch stärkere Leidenschaften und Versuchungen verbunden seyen, wird hier wenig geltend gemacht werden können: weil eben jenes höhere Maß von Kraft auch für den Widerstand vorhanden ist, und

mit selbstständiger Wahl zu diesem verwendet werden kann.

91.

Ein anderer Irrthum ist noch weit öfter Veranlassung einer mit einer höheren Klarheit verknüpften Scheidung zwischen Erkennen und Handeln; dieser nämlich, daß es mit gewissen Fehlern eben so gar viel nicht zu bedeuten habe. Kaum greift irgend ein anderer Irrthum tiefer und verderblicher in das sittliche Leben ein, als dieser. Denn er ist nicht Irrthum Einzelner: er ist Irrthum ganzer Generationen und Zeitalter; er verdirbt nicht Einzelne: er verpestet das sittliche Leben ganzer Völker und Staaten. Dennoch gibt es keinen andern Irrthum, der sich leichter als ein solcher erkennen ließe. Ihn für das, was er ist, zu nehmen, reicht selbst ein eingeschränkteres sittliches Erkennen hin. Aber theils gibt es hier ein Halbdunkel, das, absichtlich gesucht, die Täuschung begünstigt: theils ist es überhaupt nicht jenes eingeschränktere, sondern weit öfter ein umfassenderes und umsichtigeres Erkennen, dem jener Irrthum am gefährlichsten wird. Denn nur bey größerer Umsicht; bey größerer Gewandtheit des Geistes, eine sittliche Vorstellung von den verschiedensten Seiten zu fassen, gewinnt die Sophistik der Leidenschaft, und eine dieser das Wort redenden Afterphilosophie freyeren Spielraum. Mag immerhin unsre Urtheilskraft scharf genug seyn, um diese Sophistik nicht für vollwichtig zu nehmen: so wird sie doch nicht ohne Einfluß auf unsre

sittliche Ansicht bleiben; und, sey diese auch an sich selbst richtig abgeschlossen, wenigstens sie hindern, kräftig auf unser Handeln zurück zu wirken.

92.

Mehr als ein Mahl ist bey Erwägung der Gründe einer Scheidung zwischen Erkennen und Handeln der Leidenschaften Erwähnung geschehen; allein immer nur, in so ferne sie bey besonderen Motiven einer solchen Scheidung im Spiele sind. Allein, weit gefehlt, daß sie immer eine solche untergeordnete Rolle spielten, findet sich eben in ihnen die höchste Potenz der Willkür bey jenem Zwiespalte.

Die leichte, wenn gleich in tausend Fällen unbeachtete Erklärung dieser Erscheinung liegt eben in dem Grundwesen jeder Leidenschaft. Jede Leidenschaft steht nämlich mit dem sittlichen Gesetze in einem unversöhnlichen Widerspruche, den eben das hellste sittliche Erkennen am schärfsten als einen solchen aufgreifen muß. So ist sie denn durch ihr eigenthümliches Wesen zu einer Entschiedenheit gedrängt, bey der sie entweder sich selbst, oder das sittliche Gesetz aufgeben muß. Nur Flachheit und jene Schwäche des Geistes, die eine Virtuosität erzeugt, sich über Alles zu täuschen, und jede Täuschung bequem sich anzupassen, vermögen einer solchen Alternative zu entgehen; weil sie weder das Wesen der eignen Leidenschaft, noch die derselben widersprechende sittliche Vorstellung scharf genug aufgreifen. Auch jene Verkehrtheit des Geistes muß da-

bey erwähnt werden, die, wenn sie gleich nicht unbedingt geistige Schwäche genannt werden kann, diese doch darin zeigt, daß sie das Unversöhnliche mit fruchtlosem Bestreben zu versöhnen, das Unvereinbare zu vereinigen sucht. Diese verkehrte Richtung des Geistes ist die fruchtbare Quelle von tausend sonderbaren Gestaltungen, Verrenkungen und Widersprüchen der Leidenschaft; die denn eben nur in dem Auswege ihre Lösung finden, welchen der Interessent eingeschlagen, um seiner Meinung nach zu gleicher Zeit mit dem Himmel und mit der Hölle einen vortheilhaften Vertrag abzuschließen.

93.

Indem ich die Gründe aufgezählt habe, die theils überhaupt ein Mißverhältniß zwischen unserm Erkennen und Handeln erzeugen; theils uns zu einer mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn gemachten Scheidung zwischen beyden bewegen: habe ich in der That dadurch bereits auch Alles angedeutet, was wir im Umgange mit uns selbst in dieser Hinsicht zu beachten haben. Was ich noch insbesondere hinzu zu setzen habe, beschränkt sich auf Folgendes.

Zuerst ist es nothwendig, daß wir im Umgange mit uns selbst mit klar bewußter Absicht den Blick auf die Frage heften: ob, und in wie fern unser Handeln mit unserm Erkennen im Einklang oder im Widerspruche stehe. Gänzlich übersehen kann den Widerspruch auch nur die höchste Flachheit und Gedankenlosigkeit; aber

zwischen einem flüchtigen Gewahrwerden, und einer genauen Prüfung desselben, bleibt eine weite Kluft, die nur das strengste und sorgfältigste Nachdenken ausfüllen kann.

Dieses Nachdenken nun wird sich überall zunächst damit beschäftigen müssen, die besonderen Gründe eines solchen Widerspruches auszufinden. Diese Forderung aber setzt eine genaue Erforschung der Eigenthümlichkeit unsrer Anlagen und Neigungen voraus. Was insbesondere unsre Leidenschaften, als Hinderniß einer Übereinstimmung zwischen unserm Erkennen und Handeln betrifft: so wird es nicht genug seyn, diese im Allgemeinen kennen gelernt zu haben; sondern wir werden vorzüglich darauf ausgehen müssen, die besondern, in unsrer Individualität liegenden Gründe derselben zu erforschen.

Wenn es endlich wahr ist, daß die Kraft zum sittlichen Handeln von der Kraft jener Vorstellungen abhänge, welche uns dazu bestimmen sollen: so wird sich das relative, und wie bemerkt worden ist, nur scheinbare Mißverhältniß zwischen unserm Erkennen und Handeln nur dadurch aufheben lassen: daß wir jene Vorstellungen zu dem höchst möglichen Grade von Klarheit und Lebhaftigkeit zu erheben suchen. Wenn aber die selbstständig gewählte und beharrlich verfolgte Richtung unsers Nachdenkens auf eine vollkommnere Erkenntniß unsrer sittlichen Verpflichtungen in dieser Hinsicht allerdings Vieles zu leisten vermag: so leistet sie doch weder Alles, noch das meiste. Denn das selbstständige

Potenziren einer Vorstellung hängt nicht von der unmittelbar darauf gewendeten Thätigkeit des Geistes allein ab: sondern mittelbar davon, daß wir den Einfluß vermeiden, welchen mit ihr im Widerspruche stehende Vorstellungen, Empfindungen und Neigungen auf dieselbe ausüben. Ohne sorgfältige Beachtung dieser Rücksicht kann das auf unsre sittlichen Verpflichtungen gerichtete Nachdenken keinen bedeutenden Erfolg haben, und nur eine unfruchtbare Erweiterung unsers Erkennens erzielen: keinesweges aber den entschiedenen Willen, und eine gesunde Kraft zum Handeln erzeugen. So sehen wir uns denn auch hier wieder rücksichtlich unsrer Bildung zunächst an ein negatives Verfahren gewiesen. Die Nichtbeachtung dieser Rücksicht, oder vielmehr der Mangel strenger Consequenz in diesem Verfahren ist, wie bereits bemerkt worden, die nächste Ursache, welche unser sittliches Streben schwankend und in sich selbst haltungslos macht: indem es nirgends die Hindernisse beseitiget, welche seinem Fortschreiten am meisten im Wege stehen.

94.

Ich überlese noch ein Mahl, was ich in diesem Buche geschrieben habe. Wie viele sind nicht der Klippen, an denen wir scheitern; wie viele nicht der Abwege, auf die wir gerathen können! Und dennoch habe ich nur die gewöhnlichsten, nur die gefährlichsten bezeichnen können! — Die gefährlichsten? — Gibt es in unserm innersten Leben — denn das ist der Umgang

mit uns selbst — gibt es bey den tausendfachen, selbst dem schärfesten Auge unerkennbaren Verflechtungen desselben, einen so unbedeutenden Abweg, der uns nicht zuletzt an den Rand des Verderbens führen, oder wenigstens uns den besten Theil unsrer Ruhe und unsers Werthes kosten könnte? Hier, in diesem innersten Leben, mehr als in jeder Beziehung unsers Strebens nach außen, lernen wir, wie schwer es ist, den Pfad des Irrthums zu erkennen; wie um noch viel schwerer ihn zu meiden; und wie es am schwersten ist, ihn zu verlassen. Sorglos wandeln wir darauf fort, ohne auch nur zu ahnen, daß wir eine falsche Straße betreten haben. Wir verlassen sie, und verlieren uns auf neuen Abwegen. Allzu lange sind wir auf diesen fortgewandelt, um uns auf den rechten Weg zurück zu finden; unsre besten Kräfte sind erschöpft; wir haben kaum mehr Stärke genug, den Entschluß zur Rückkehr zu fassen, noch weniger Stärke genug, ihn auszuführen: aus Gewohnheit schleppen wir uns auf dem einmahl betretenen Pfade weiter — und sehen uns plötzlich vor einem jähen Absturz.

Die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf uns selbst kann uns allein vor diesen Verirrungen bewahren. Aber wie schwer gewinnen wir nicht jenen Ernst, der uns in uns selbst zurückführt! Wie Viele, welche diese Blätter gelesen, mögen dabey nicht hundert Mahl an die Fehler, Irrthümer und Mißgriffe Anderer, und kaum ein Mahl an ihre eigenen gedacht haben! Von allen Arten von Befangenheit ist die einer solchen Selbst-

genügsamkeit gewiß die hassenswertheste; und sie allein ist es, die, unfähig sich selbst zu erkennen, aus dem Umgange mit sich keinen andern Gewinn ziehen kann, als das Vergnügen, unaufhörlich sich selbst zu belächeln.

Drittes Buch.

1.

Alter, Geschlecht; die wichtigsten Leidenschaften und Gemüthszustände, so wie einige einzelne Lebensansichten, sind die Beziehungen, nach welchen der Umgang mit uns selbst hier insbesondere geprüft werden soll. Mehr als ein Aggregat einzelner Bemerkungen wird man inzwischen auch hier weder fordern, noch erwarten dürfen. Eine ins genauere Detail gehende Untersuchung über diese Gegenstände wäre nur dann möglich, wenn diese einen einzelnen derselben sich zum Vorwurfe wählte. Auch wird die Psychologie als praktische Wissenschaft nie sich vollenden, bis sie nicht ernstlicher, als bisher, diesen Weg verfolgt: noch die Moral, als Wissenschaft des Lebens, auf das Leben jenen Einfluß gewinnen, nach welchem sie streben muß: so lange sie nicht auf diesem Wege mit der Psychologie Hand in Hand geht.

2.

Vier Lebensalter unterscheidet man: die Kindheit; das Jünglingsalter; das Mannesalter und das Greisenalter.

Wie Kinder den Umgang mit sich selbst benützen

sollen, um dadurch vernünftiger und besser zu werden: dieser Stoff bleibt einem der zahllosen Schriftsteller überlassen, die jeden Stoff für die lieben Unmündigen verarbeiten; so gänzlich ihre Arbeit für diese berechnend: daß es lediglich die Schuld der Natur, und nicht die ihrige ist, wenn die lesenden Unmündigen nicht Kinder bleiben ihr ganzes Leben durch.

Übrigens hat die Sache noch eine andere Seite, von der sie sich fassen läßt.

Bey dem Umgange mit uns selbst kommt es, wie aus dem bisher Gesagten klar ist, oder doch seyn kann, zunächst auf zwey Stücke an: ein Mahl auf die Entwickelung einer richtigen, das ist, sittlichen Ansicht des Lebens, sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen; und dann auf das Zusammenhalten unserer Neigungen und Bestrebungen mit eben dieser Ansicht. Durch Beydes zusammen soll im Umgange mit uns selbst die sittliche Ansicht des Lebens so viel Kraft und Leben gewinnen, daß sie auf unser Handeln selbst zurückwirke. Dieß ist, und muß letzter Zweck alles Umganges mit uns selbst seyn.

Es ist klar, daß die Kindheit diesen Zweck sich nicht vorsetzen kann. Aber etwas Anderes kann sie; sie kann gelehrt und gewöhnt werden, späterhin den Umgang mit sich selbst zu diesem Zwecke zu benützen.

Es kommt dabey, wie ich eben erst gesagt, auf zwey Stücke an: auf die sittliche Idee; und auf das Zusammenhalten der eigenen Neigungen und Bestrebungen mit dieser. Die erste muß dem Kinde gegeben werden: das letztere ist es, wozu ihr es gewöhnen

sollt; und wodurch ihr es gewöhnen werdet, aus dem Umgange mit sich selbst in späteren Jahren Nutzen zu schöpfen.

3.

Wir wollen bey beyden Stücken noch ein wenig verweilen.

Die sittliche Idee, sagte ich, müsse den Kindern gegeben werden. Nun aber gibt niemand, was er nicht hat. Sie muß also zuerst in euch selbst vorhanden seyn, Eltern, als den von der Natur berufenen Verwesern der Erziehung; in euch, Hofmeister, Hofmeisterinnen, Lehrer und Lehrerinnen, als Afterverwesern der Erziehung; und in euch, ihr Jugendschriftsteller, als Supernumerär-Afterverwesern derselben. Und nicht nur vorhanden muß sie seyn in euch; auch Kraft, Lebendigkeit und Tiefe muß sie haben. Mit einem Worte: der sittliche Ernst des Lebens muß euch nicht fremd seyn. Da er nun das in der That nicht ist: so begreift es sich schwer, wie Flachheit und Gehaltlosigkeit jeder Art täglich weiter um sich greifen können.

4.

Die sittliche Idee ist einfach und strenge; und so einfach und strenge, wie sie ist, müßt ihr sie in die Brust eurer Kinder senken, wenn sie da bekleiben soll, und Früchte bringen.

Gegen Beydes aber fehlt ihr auf die unverzeihlichste Weise. Zuerst gegen die Einfachheit. Unab-

läßig seyd ihr bemüht, neue Ideen in ihnen zu entwickeln; von jeder Idee ihnen die Gründe anzugeben, und diese ihnen, wie ihr meint, auf eine für ihr Alter passende Weise begreiflich zu machen. In jedes Gespräch zieht ihr sie; bei jeder Gelegenheit veranlaßt ihr sie, zu sprechen. Gelingt ihnen nun unter tausend Ideenverbindungen zufällig eine glückliche, und von ihnen selbst nicht begriffene: dann feyert ihr die Triumphe eurer Erziehung. Daher so viel geistreiche Kinder; und wenn sie nur um zehn Jahre älter sind, so viel Flachköpfe; wenn nichts Schlimmeres. Auf unnatürliche Weise reizt ihr die Kräfte des Geistes; ohne alle sichere Berechnung. Die letztere aber beruht allein darauf, daß im Fortschreiten des Lebens und der Bildung etwas Gegebenes in der Seele vorhanden sey, woran alle Eindrücke, die sie empfängt; alle Ideen, die sie schafft, sich anreihen und dem sie sich unterordnen mögen. Die sittlichen Ideen aber sind es, die der Knabe, das Mädchen aus dem kindlichen ins Jünglings- und ins jungfräuliche Alter mit hinüber nehmen soll. Sie sind klar und leicht faßlich nach ihren einfachsten Gründen und Beziehungen. Eure Autorität ersetzt alles Übrige: wenn ihr sie anders zu brauchen wißt, oder sie nicht schon verloren habt.

Die Strenge zweytens. Die Strenge der sittlichen Ideen leidet nirgends ein Markten und Mäkeln. Die Strenge der Form, meine ich: denn überhaupt nur von dieser kann die Rede seyn. Aber eben hier liegt der wesentlichste Schaden der neueren Erziehung. Ich meine euer beliebtes Absüßen. Gerade als ob der

Ernst ein Präcipitat wäre, das abgesüßt werden müßte. In der älteren Erziehung spielte er mitunter eine allzu unfreundliche Rolle. Zugegeben; aber in der neueren gilt er gar nichts: und überall wird er zrückgedrängt und vernichtet. Darum ist es billig, daß ihr zuletzt die herben Früchte eurer Thorheit erntet; die, wie herbe sie auch seyn mögen, fur eure Thorheit das immer noch zu wenig sind.

5.

Das Zusammenhalten unserer Neigungen und Bestrebungen mit der sittlichen Idee, als einem Gegebenen ist die zweyte Bedingung; wenn wir durch den Umgang mit uns selbst verständiger und besser werden sollen. Wer mag läugnen, daß der Grund dazu in der ersten Jugend gelegt werden könne, und gelegt werde müsse. Die Kunst scheint schwer zu seyn; aber sie scheint das mehr, als sie es wirklich ist: wenn nur ihr selbst nicht gar zu flach seyd; oder euch nicht allzu künstlich, und somit ungeschickt dabey benehmen wollt. Eine sorgsame Mutter von gesundem Verstande und einfachem Gemüthe beschämt hier alle eure Künsteleyen, und alle eure subtilen Theorien. Eben weil die Gründe und Beziehungen jeder sittlichen Idee so einfach sind: ist es so leicht, sie auch im kindlichen Verstande zum Selbstbewußtseyn zu bringen. Das, woran diese Fäden zunächst sich knüpfen, ist auch im Kinde vorhanden: Gefühl für Schmerz und Lust; das Vermögen, den Widerspruch des Irrthums und der Schuld wenigstens nach seinen wesentlichsten Beziehungen mit dem

Leben, zu begreifen. Versucht es, das Kind bey jedem Fehltritt, bey jeder Vorschrift auf eine ungekünstelte Weise zuerst in sich selbst zurückzuführen, und es sich selbst klar zu machen: alles Übrige ist dann geschehene Arbeit. Wie durchaus in der sittlichen Bildung, ist auch hier das Erkennen die Grundlage, auf der allein in der Folge ein festes Gebäude sich erheben kann. Nirgends taugt das Gefühl zu einer festen, sicheren Grundlage. Auch bey Kindern nicht. Kein Satz dürfte bey Pädagogen mehr Widerspruch finden; und dennoch ist kein Satz richtiger. Überall, wo die Beweggründe zum Handeln auf dem Gefühl ruhen, halten sie nur so lange vor: als dieses selbst vorhält. Das aber ist biegsam und schwankend, und wandelbar seiner Natur nach. Das klare Erkennen allein ist abgerundet, fest und sicher in sich selbst. Darum besteht es auch fest und unwandelbar in sich selbst: und nur gewaltsam kann das Handeln damit in einen Widerspruch treten.

6.

Das Jünglingsalter ist der eigentliche Eintritt ins Leben. Welche Masse von ihm neuer Vorstellungen, Ansichten und Empfindungen strömt auf den Jüngling nicht ein; tausendfältig ihn anregend, täuschend, verwirrend! Wie soll er mit ungeübter Kraft das Wahre vom Falschen, das Ächte vom Unächten; den proberechten Gehalt vom täuschenden Schimmer und nachgeäfften Glanze unterscheiden! Wenn irgend jemand den Fluch unseres Geschlechtes, nur durch Irrthum

zur Wahrheit zu gelangen, schwer fühlt: so ist es der Jüngling!

Drey Wege sind, die ihn aus dem Labyrinthe führen, in welches sein Alter ihn hineinzieht: wenn die Erziehung die Vorstellung eines sittlichen Zusammenhanges im Leben in ihm begründet hat; wenn eine glückliche Naturanlage, oder besser, ein glückliches Zusammentreffen äußerer Eindrücke; wenn endlich seine eigenen Verirrungen ihn frühzeitig, oder wenigstens zeitig genug, auf eine solche Vorstellung zurückführen.

7.

Welcher von diesen drey Fällen auch immer Statt finde: die Vorstellung eines sittlichen Zusammenhanges im Leben ist in diesem Alter noch immer etwas Gegebenes. Festhalten, und besitzt er sie nicht schon ihren wesentlichen Elementen nach, gewinnen im glücklichsten Falle mag der Jüngling eine solche Ansicht des Lebens; sie zu erringen, oder mit selbstständigem Streben sie auszubilden, liegt außer dem Bereiche seines Alters. Aber wenn diesem die Kraft eines sicheren Strebens nach Erkenntniß der Wahrheit versagt ist: so ist eine andere Kraft ihm zum reichlichen Ersatze gegeben; diese nämlich, die mehr geahnte mehr richtig empfundene, als mit sicherer Klarheit gedachte Wahrheit mit lebendiger Begeisterung zu umfassen.

Daß diese Begeisterung irren, und sich mißgreifen könne: wer weiß es nicht? doch nur irren kann sie; nicht leicht sich verirren. Nur selten nimmt in Betreff der wesentlichsten Beziehungen des sittlichen Le-



bens der Irrthum eine so täuschende Farbe der Wahrheit an: daß der unverderbte Sinn des Jünglings nicht den einen von der andern sollte unterscheiden können. Das Festhalten also an der mehr richtig geahnten, als richtig erkannten Wahrheit; das Streben nach Aufhellung dieses dunkleren, unvollkommneren Erkennens, ist für den Jüngling im Umgange mit sich selbst die nächste Aufgabe.

8.

Die gefährlichste Klippe für den Jüngling liegt in der Macht und in dem Einfluß seiner Phantasie. Will man, daß er diesen Einfluß abhalte? deß er ihn kräftig beherrsche? Einzelne glücklich organisirte, kräftige Naturen mögen das im Stande seyn; aber gewiß nur äußerst wenige. Wer das läugnet, kennt die Macht der jugendlichen Phantasie nicht. Um ihren ungemessenen Einfluß zu vermeiden, gibt es kein anderes Mittel, als sie einem sittlichen Gegenstande zuzuwenden. Hier aber kommen wir eben wieder auf das Festhalten an einem gegebenen, oder durch einen glücklichen Wurf gewonnenen; auf das stätige Verfolgen einer gegebenen, oder glücklich gewonnenen Richtung hinaus.

9.

Das männliche Alter ist die Zeit der vollen Entwicklung unserer geistigen Kräfte; darum vermag nur dieses Alter die Aufgabe zu lösen, eine feste Ansicht für das Leben zu erringen. Die Eindrücke des äußeren

Lebens wirken nicht mehr mit der ersten betäubenden Gewalt; die Gährung, welche sie im Verstand und im Gemüthe hervorbringen, ist minder heftig: das Bedürfniß einer festen, gediegenen Lebensanschauung lebendiger geworden. Wie groß der Einfluß der Phantasie auch jetzt noch sey: die Kraft, ihn zu beschränken, ist gewachsen. Überdieß: wir lernen den Schmerz des Lebens kennen; und nicht mehr im Vorüberfliegen berührt er uns; er senkt seine Stacheln tiefer in unsern Busen. Wie schwer wir uns auch von den wesenlosen Idealen unserer Jugend trennen mögen: wir sind gezwungen, sie aufzugeben, und uns um eine richtige Schätzung der Dinge nach ihrem wahren Werthe mit selbstbewußter Absicht zu bemühen; oder unter eben so fruchtlosem, als peinlichen Widerstreben uns nach diesem Punkte hindrängen zu lassen.

Diesen Prozeß nun, den das Leben mit uns allen vornimmt — daß es nämlich durch Schmerz und Freude, durch Täuschung und Enttäuschung, rastlos daran arbeitet, den Irrthum durch diesen selbst zu zerstören, und dadurch der richtigen Ansicht unsers Daseyns, und der Erkenntniß unserer sittlichen Bestimmung uns näher zu bringen — diesen Prozeß soll das männliche Alter im Umgange mit sich selbst dadurch befördern, daß es mit selbstständiger Kraft jener Erkenntniß nachstrebt. Daher ist es der schlimmste Irrthum des männlichen Alters, wenn es diesen Zweck mißkennt, oder über dem Streben nach äußeren Vortheilen, und dem Jagen nach einem täuschenden Glücke, ihn aus den Augen verliert. Daß es auch auf diese Weise den Prozeß

des Lebens fördere, ist freylich wahr: aber zur Vollendung desselben läßt es dann nichts weiter übrig, als das Zusammenbrechen des Irrthums in sich selbst durch seine schmerzlichen Folgen.

10.

Die errungene Lebensansicht zu vollenden ist der Beruf des Greisenalters. Eine reiche Erfahrung steht ihm dazu zu Gebothe. Weiß der Greis sie nicht zu benützen, so ist es seine Schuld. Man lebt nämlich kein halbes Jahrhundert, ohne des Lebens Schmerz und Freude, seine Täuschungen, die Unsicherheit aller Hoffnungen und Erwartungen an sich und Andern aus Erfahrung kennen gelernt zu haben; wenige Schooßkinder des Glückes ausgenommen, die es auf Flaumenhänden trägt, und denen es jedes Steinchen aus dem Wege rückt, von der Wiege an.

Je weniger aber der Greis mit den Sorgen des Lebens noch zu verkehren hat, und je näher er daran ist, jeder Sorge dafür enthoben zu seyn: desto unbefangener mag sein Blick sich darauf zurückwenden, um für den Rest seines Lebens selbst, durch die Vollendung seiner sittlichen Ansicht desselben, den möglichsten Gewinn zu ziehen. Befangenheit hat er aber zunächst zu scheuen von einem allzu lebhaften Gefühl vergangener oder noch fortwährender Leiden, und von der Scheu, seine Irrthümer und Fehler sich zu gestehen. Darum muß sein Blick mit entschlossenem Muthe vorwärts sich kehren und rückwärts; vorwärts, weil ihm noch eine Zeit zum Handeln gegeben ist, wie kurz sie auch seyn

mag; rückwärts, damit er durch die Erfahrung seines früheren Lebens diese Spanne Zeit noch wohl benützen lerne, und die vollendete Klarheit seiner Ansicht die schwindende Kraft zum Festhalten derselben ersetzen möge.

11.

Im engeren oder weiteren Kreise zu wirken im gesellschaftlichen Leben, als ordnendes oder dienendes Glied: das ist der Beruf des Mannes; davon hängt, wenn nicht unbedingt, doch großentheils sein Werth ab; da darf er, wenn nicht zuverläßig, doch noch immer am zuverläßigsten auf Anerkennung seiner Leistungen rechnen. Diese Wahrheit gibt dem Manne für den Umgang mit sich selbst einen eigenthümlichen Gesichtspunkt. Ihm ist darin ein festes Ziel für sein Streben, eine sicher zu erlangende Bürgschaft seines Werthes gegeben. Selbst zum Theil seines sittlichen. Denn ein reines, kräftiges Wirken für Andere ist in der Abrundung und Vollendung seines Wollens und Vollbringens ohne feste Begründung einer sittlichen Lebensansicht nicht denkbar; und gewiß ist es, wir stehen oder kommen diesem Ziele um so näher: je näher wir jenem stehen, oder je kräftiger wir ihm zustreben.

Was unserer Wirksamkeit für Andere, unserer Thätigkeit für gemeinnützige Zwecke am öftesten in den Weg tritt, ist die Rücksicht auf uns selbst. Aber wahr ist es, was Carlos im Clavigo sagt: »Wer nichts für Andere thut, thut nichts für sich selbst.« Viel hat gewonnen, wer in Beziehung auf sein Wirken diese Ansicht nach ihrem innersten Wesen

tief erfaßt hat: so, daß er den scheinbaren und wahren, nächsten und entfernten Vortheil richtig auszugleichen versteht. Nicht zu fürchten ist dann bey einem solchen Ergreifen dieser Maxime, daß sie Anleitung zu raffinirter Selbstsucht werde. Wer sie recht begriffen hat, wird am sichersten einsehen, daß er nur durch ein uneigennütziges sittliches Wirken etwas Dauerndes für sich selbst thun könne. Wo dieser Beweggrund nicht erschwungen ist, wird seinem Wirken der reelle Werth, oder wenigstens der reelle Ernst, oder Beydes fehlen; und in keinem solchen Falle wird er für sich selbst viel gethan haben.

12.

Weil die ungeübtere, schwächere Denkkraft des Weibes für sich selbst weniger eine feste Lebensansicht zu erstreben vermag, und seine höhere Reizbarkeit, seine unkräftigere aber empfänglichere Phantasie einem solchen Streben mannigfaltig in den Weg tritt: sey das Weib um so sorgfältiger bedacht, die empfangenen Keime des Guten treu zu bewahren. Auch hier ist es an die Beschränkung gewiesen. Diese Beschränkung aber liegt im Umgange mit sich selbst für das Weib darin, daß es sein Betragen an dem ihm gegebenen Maßstabe sittlicher Ideen messe, und diesen nicht — für das Weib eine der gefährlichsten Verirrungen — einer selbstständigen Prüfung unterwerfen wolle. Drey Stücke sind es, die ihm dabey das Gewinnen einer sittlichen Lebensansicht erleichtern: die Beschränktheit seiner Pflichten; sein, wenn es nicht bereits verderbt

oder abgestumpft ist, natürliches Gefühl für das Wohlanständige; und die Scheu, die Begleiterin und die Hütherin seiner Schwäche.

Nichts aber hat das andere Geschlecht im Umgange mit sich selbst mehr zu scheuen, als den Einfluß der Phantasie. Schwer vermeidet es ihn; da seine Lebensweise, und der Mangel anderseitiger geistiger Thätigkeit diesen Einfluß so sehr begünstigt. Darum suche das Weib fortwährend Beschäftigung in dem ihm angewiesenen Kreise. Nicht leicht wird es sonst einen schlimmern Umgang, als den mit sich selbst finden; und mag es auch etwas parador scheinen, es ist, wenige Ausnahmen zugegeben, darum nicht weniger wahr, daß dieses abgeschlossene Leben des Weibes in seinem Kreise der sicherste Maßstab für den Werth, wie nicht minder größtentheils für das Glück desselben sey.

13.

Unter Leidenschaft verstehe ich ein stätig vorherrschendes Begehren, das mit dem Sittengesetz in einem auffallenden Widerspruche steht.

Die Leidenschaft hängt ab von unserer Vorstellung von dem Gegenstande derselben, als einem Begehrenswerthen.

Es gibt eine Beschränktheit des Geistes, die den Gegenstand der Leidenschaft unbedingt überschätzt; und eine Unbefangenheit des Verstandes, die denselben ganz richtig schätzt an sich: und ihn nur überschätzt in Beziehung auf das Verlangen nach einer unserm Begehren entsprechenden Befriedigung.

Das Begehren keiner einzigen Leidenschaft ist ein einfaches. Im Menschen gibt es nichts vereinzeltes. Dieser erste und wichtigste aller psychologischen Grundsätze findet nirgends eine weitere Anwendung, als bey den Leidenschaften; und nirgends wird er häufiger übersehen, als bey diesen. Das Begehren jeder Leidenschaft hängt mit tausend und tausend Fäden unsrer Seele zusammen, die wir nicht nur schwer entdecken können: sondern die wir meistens kaum, oder nur dunkel ahnen. Auch wäre es eine allzu beschränkte Ansicht, dabey nur an bestimmte Begehrungen und Verabscheuungen zu denken; oder an bestimmte, in der Seele mit klarem oder minder klarem Bewußseyn vorhandene Vorstellungen. Den wichtigsten Einfluß haben hier oft Vorstellungen und Vorstellungsarten, die durch lange Zeit einen hohen Grad von Intension in der Seele gewonnen, und sich tausendfach mit ihr verschlungen haben, ohne darum zum klaren Selbstbewußtseyn gediehen zu seyn. Daher oft das plötzliche Aufgeben und Umwenden einer Leidenschaft, das oft jeder psychologischen Berechnung spottet. Dennoch darf man nicht annehmen, daß dabey eine solche Vorstellung plötzlich in voller Klarheit aus der Hülse springe. Wenn dieses auch wirklich der Fall seyn kann: so ist es darum nichts weniger als nothwendig, daß eine solche Vorstellung bereits im Momente ihrer auffallendsten Wirksamkeit zur vollen Klarheit gediehen sey.

14.

Die eben gemachten Bemerkungen sind von höch-

ster Wichtigkeit für das Erkennen und die Beurtheilung unsrer eignen, wie fremder Leidenschaften.

Das nächste Begehren der Leidenschaft ist ein entschiedenes; und wo es sich entschieden ausspricht, kein Mißgriff denkbar. Inzwischen spricht sie selbst in dieser nächsten Beziehung sich nicht immer mit unzweydeutiger Entschiedenheit aus. Eine Verwechslung zum Beyspiel der Herrschsucht mit dem Ehrgeize ist in besondern Fällen nicht nur denkbar: sondern es kann selbst sehr schwer seyn, die eine von dem andern richtig zu unterscheiden.

Schwerer ist es, die übrigen, auf ein leidenschaftliches Begehren einwirkenden Begehrungen und Verabscheuungen; am schwersten aber den Einfluß jener dunkleren Vorstellungen und Vorstellungsarten zu entdecken, von welchen ich eben erst gesprochen habe.

Folgendes kann uns die Nachforschung darüber erleichtern.

Um die Natur und Beschaffenheit unsrer Leidenschaften, und die verborgenen Fäden derselben kennen zu lernen, müssen wir nicht mit der Frage beginnen, welche Fäden sind es, die hier einwirken. Vielmehr muß unsre ganze Aufmerksamkeit sich auf eine andere Frage richten; auf diese nämlich: welche ist die eigenthümliche Art, auf welche unser Begehren sich äußert? welche eigenthümliche Art der Befriedigung sagt zunächst ihm zu? welche Art verlangt es nicht? welche weist es ab? Wie wichtig und reich an Ergebnissen dieser Weg psychologischer Forschung sey, läßt sich nur dann schätzen, wenn man ihn mit dem ächten Geiste solcher For-

schung versucht, und beharrlich verfolgt hat. Nur so allein kann eine richtige und tiefere Kenntniß unsrer Leidenschaften sich aufbauen.

Nicht übergangen werden darf dabey die Frage, in wie fern es räthlich sey, auf diesem Wege der Erforschung unsrer Leidenschaften durch die Eigenthümlichkeit ihrer Äußerungen noch von einem andern Mittel Gebrauch zu machen, und die imaginären Äußerungen des leidenschaftlichen Begehrens zu jenem Zwecke ins Spiel zu ziehen.

Das imaginäre Begehren der Leidenschaft geht immer weiter, als das wirkliche. Das letztere erkennt, und muß eine Beschränkung in der Wirklichkeit erkennen; nicht so das imaginäre. Darum wird die Eigenthümlichkeit desselben theilweise in dem letzteren schärfer sich aussprechen, als in dem wirklichen. Theilweise sage ich; denn da die Phantasie hier als eine selbstständige Kraft wirkt: so können Bilder, Vorstellungen und Beziehungen hier einwirken, die eben das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit des leidenschaftlichen Begehrens wieder verwischen, oder unkenntbar machen. Eben so kann bey den wirklichen Äußerungen desselben die augenblickliche Stimmung jenem Gepräge ein täuschendes oder zweydeutiges Aussehen geben. Daraus nun geht hervor, daß wir in keinem Falle auf einzelne Äußerungen unsicherer Schlüsse bauen dürfen: sondern die Eigenthümlichkeit jedes leidenschaftlichen Begehrens durch eine unbefangene Vergleichung möglichst vieler und mannigfaltiger Äußerungen zu erkennen suchen müssen.

Der Versuch, uns oder Andere absichtlich in erdichtete Situationen zu versetzen, um auf diese Weise die eigenthümliche Natur eines leidenschaftlichen Begehrens zu erforschen, bleibt immer ein höchst mißlicher. Es gibt Augenblicke der Unbefangenheit, wo ein solcher Versuch gelingen, und einen überraschenden Lichtstrahl nach dieser oder jener Seite des fraglichen Gegenstandes hinwerfen mag: aber einmahl werden diese Augenblicke selten seyn; und dann wird das Ergebniß selbst, auch bey der größten Biegsamkeit und Gewandtheit der Phantasie, und bey dem geübtesten Blicke für die Beurtheilung von Seelenbewegungen, wenigstens immer ein unzuverläßiges bleiben.

15.

Zunächst kommen bey jeder Leidenschaft der Einfluß der Phantasie, und das Verhältniß des inneren zum äußeren Leben in Berechnung.

Was den ersteren betrifft: so muß selbst bey heftigen Leidenschaften nicht immer nothwendig ein extensiv bedeutender Einfluß der Phantasie im Spiele seyn. Eher möchte das von der Intension der Phantasie gelten. Allein auch ohne diese sind heftige Leidenschaften selbst bey einer großen Beschränktheit nicht nur der Phantasie, sondern selbst der Vorstellung dessen, was die Leidenschaft begehrt; nie aber ohne einen gewissen Grad von Energie des Wollens denkbar.

Im Ganzen ist freylich der Einfluß der Phantasie auf unsre Leidenschaften nicht nur ein sehr bedeutender: sondern meistens ein ungemessener. Das aber ist er

nicht sowohl darum, weil sie den Gegenstand unsers Begehrens mit ihren frischesten Farben auffärbt, als aus einem andern Grunde. Die größte Macht des Einflusses der Phantasie auf unsre Leidenschaften liegt nämlich in der Unbegränztheit der ersteren. Unsre Leidenschaften sind nur darum unersättlich: weil die Phantasie keine andere Schranke kennt, als sich selbst; das heißt ihre eigenthümliche Kraft und Ausdehnung, oder ihre Erschöpfung. Immer eilt sie der Wirklichkeit um tausend Schritte voraus, und reizt in dieser die Leidenschaft unaufhörlich ihr nachzukeichen. Daher sind die Leidenschaften, bey welchen die Phantasie den meisten Spielraum findet, die hartnäckigsten; wie Wollust, Ehrgeiz rc. Sie fordern immer, wenn sie eine Befriedigung finden, einen neuen Reiz, woran die Phantasie es ihnen nie fehlen läßt; und der um desto stärker wirkt: je gewandter sie jedem Reiz den Zauber der Neuheit zu geben weiß, und je inniger sie jeder Eigenthümlichkeit unsrer Neigungen sich anschmiegt.

16.

Nur wenn man die Macht des Einflusses der Phantasie auf unsre Leidenschaften nach ihrem ganzen Umfange richtig zu schätzen versteht, wird man begreifen, warum ich, sonst überall den Grundsatz festhaltend, daß jede Bildung, die wir uns selbst oder Andern geben wollen, zunächst negativ verfahren müsse: nur für die Bildung der Phantasie von vorne herein ein positives Verfahren verlangt habe. Es gibt nämlich kein anderes Mittel, den verderblichen Einfluß der Phantasie auf

unsre Leidenschaften abzuhalten, als dieses: ihn auszuschließen. Der Kampf gegen die Phantasie ist nämlich nicht bloß ein schwerer und peinlicher: er ist auch ein äußerst unsicherer: und wenn er den kräftigsten Naturen manchmahl gelingt: so gelingt er ihnen nur, indem sie, um jenen Einfluß abzuhalten, mit der ganzen Kraft ihrer Seele diesen oder jenen anderen Gegenstand ergreifen; wobey denn der Proceß eben wieder auf ein Ausschließen jenes Einflusses hinausläuft.

Die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gibt es in der That nur zwey Mittel, um den verderblichen Einfluß der Phantasie auf unsre Leidenschaften als einen bereits vorhandenen, abzuhalten: Beschäftigung und Zerstreuung. Über die zweckmäßigste Art der ersteren muß unsre Eigenthümlichkeit entscheiden. Im Allgemeinen darf man sagen, daß Beschäftigungen, die, um einen glücklichen Fortgang zu haben, wenig selbstständiger Thätigkeit des Geistes, und noch weniger einer besonderen Stimmung desselben bedürfen, ohne deßwegen ermüdend, oder für den Geist ganz reizlos zu seyn, für jenen Zweck die tauglichsten sind. Was aber die Zerstreuung betrifft: so ist an sich klar, daß die gesellige hier vor jeder anderen den Vorzug verdiene.

17.

Nach Allem, was im vorhergehenden Buche über inneres und äußeres Leben gesagt worden, ist es nicht sehr schwer einzusehen, daß, und wie jedes Mißverhältniß des einen zum andern auf die Entwicklung unsrer Leidenschaften nothwendig nachtheilig einwirken müsse.

Die Präponderanz des äußeren Lebens, wird es bey leidenschaftlichen Bestrebungen überall versäumen, die Beziehungen derselben zum Leben überhaupt, so wie zum sittlichen Leben insbesondere, scharf ins Auge zu fassen. Daher ist es vorzüglich das extensive Umsichgreifen derselben, welches dadurch begünstiget wird: so wie die dem präponderirenden innern Leben eigenthümlichen Nachtheile, Befangenheit und allzu schroffes Aufgreifen besonderer Vorstellungen und Empfindungen, vorzüglich die Intension der Leidenschaft begünstigen. Alles, was sich daher sonst an jene beyden Erbfünden des innern Lebens häugt, findet in Beziehung auf die Leidenschaften um so mehr Statt, da diese jederzeit in einem unsrer ganzen Natur entsprechenden Begehren, tief greifende Wurzeln haben. Daher hat die Präponderanz des innern Lebens keinen Fehler sorgfältiger zu meiden, als jenes Brüten der Leidenschaft über sich selbst, das, außer regsamer Thätigkeit im äußeren Leben, nicht leicht ein wirksames Gegengewicht findet.

18.

Was ich über die einzelnen Leidenschaften zu sagen habe, muß sich streng auf den Umgang mit uns selbst beschränken. Wo sollte die Untersuchung sonst Anfang und Ziel finden? Dennoch ist es die genaueste Kenntniß jeder Leidenschaft nach allen ihren wesentlichen Bestandtheilen, worum wir uns zunächst bemühen müssen, wenn wir aus dem Umgange mit uns selbst in Betreff derselben Vortheil ziehen wollen. Wenn übrigens die Leidenschaft auf Vorstellungen ruht, die mit einer sitt-

lichen Ansicht des Lebens in entschiedenem Widerspruche stehen: so ist es an sich selbst klar, daß sie nur in richtigeren Vorstellungen über ihr eigenes Wesen, so wie über ihr Mißverhältniß zum Sittengesetze und zu unserer Glückseligkeit ein hinreichendes Gegengewicht finden könne.

19.

Ich mache den Anfang mit der Liebe. Man nennt sie die mächtigste aller Leidenschaften; und sie ist es. Denn keine andere Leidenschaft wirkt wie sie zugleich, und gleich lebhaft auf Geist, Gefühl und Sinnlichkeit; mit einem Worte, auf den ganzen Menschen. Eben dieser Einfluß aber auf den ganzen Menschen, macht ihre Gewalt als ungeregelte Leidenschaft verderblicher, als dieses bey anderen Leidenschaften der Fall ist.

Daß die Liebe bedeutend auf das Glück unsers Lebens einwirke: wer mag es läugnen. So viele Fäden geistiger und sittlicher Genüsse knüpfen sich an diese eine Leidenschaft. Vermag aber die Liebe zum Glück unsers Lebens beyzutragen: so vermag sie es gewiß nur, in so fern sie mit den Forderungen des sittlichen Gesetzes Hand in Hand geht.

Hier sind wir nun gleich bey einer Seite dieser Leidenschaft, die im Umgange mit uns selbst leicht den wesentlichsten Nachtheil für uns veranlaßt. Ich meine jenen Irrthum, der das Glück des Lebens von der Liebe, als Leidenschaft, erwartet; denn sie des Lebens

wichtigste Angelegenheit, und nicht selten des Lebens Zweck und Ziel ist.

Diesem Irrthume nun dient eben der Umgang mit uns selbst zum bequemsten und beliebtesten Ruhekissen. Die Liebe ist von allen Leidenschaften diejenige, die außer dem Umgange mit dem geliebten Gegenstande, am meisten, und fast ausschließend auf den Umgang mit sich selbst zurückgewiesen ist. Denn gewiß wird Verliebten nur selten das Glück zu Theil, auf eine Paste von Menschen zu stoßen, die ihrer Freude, ihrem Schmerz, ihren Hoffnungen, ihren Entzückungen, ihrer Verzweiflung rc. rc. willig sein Ohr liehe. Und nicht läugnen läßt sich, daß ein hoher Grad von Langmuth dazu gehört, um es zu thun. Findet sich nun auch einmahl ein Erdensohn, der aus reiner Gutmüthigkeit das aushält: so fehlt ihm doch immer die Fähigkeit, den Überschwang ihres Glückes oder ihres Unglückes zu fassen; und somit ist ihnen in der That mit einem Vertrauten, von welchem Schrot und Korn er auch immer sey, zuletzt dennoch wieder nur sehr unvollständig geholfen.

Überdieß ist die nicht ganz sinnliche Liebe immer eine verschämte Leidenschaft, und zieht sich darum gern in die innersten Winkel unsers Busens zurück. Dort spinnt sie sich ein, wie der Seidenwurm; das innere Leben ist ihr wahres und eigenstes Leben. Von dieser Verschämtheit der Liebe aber läßt sich mehr als ein Grund angeben; jeder nicht weniger anwendbar auf die reinste und edelste Form derselben, als auf die albernste und abgeschmackteste, die man sich denken mag.

Zuerst muß man zugeben, daß die Liebe immer

tausend Mahl in dieser Form erscheint, ehe wir sie ein Mahl in jener antreffen. Sie hat also in der That das Vorurtheil gegen sich; gar nicht zu gedenken jener kalten Menschen, die von dem Überschwange der Liebe gar keinen Begriff haben, oder gelegenheitlich ihn gar zum Gegenstande des Spottes machen. Überdieß fühlt keine, auch die so genannte reinste Liebe, sich ganz frey von Sinnlichkeit; und findet auch darin einen hinreichenden Grund zur Verschämtheit. Endlich, ohne alle Berufung auf den alten, wohlbekannten Vers:

Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam

— der doch immer auch wieder tausend Mahl gegen ein Mahl seine regelrechte Anwendung findet: so ist es der Liebe, der so genannten reinsten, wie der albernsten, ganz eigenthümlich, ihren Gegenstand jederzeit in einem idealen Lichte zu erblicken. Wenn nun die letztere sich ohne Mühe überredet, daß die ganze Welt mit ihren Augen sehen müsse: so wohnt im Gegentheile jeder Liebe, die nicht ganz Albernheit, und nach dem Grade, in welchem sie dieß weniger ist, ein leises Gefühl bey, die übrige Welt sehe mit andern Augen: daher sie es denn am gerathensten findet, ihren Götzen im versteckteßten Schrein des Herzens aufzustellen, und ihm dort, von profanen Augen unbetastet, mit gebognem Knie des Weihrauches so viel zu streuen, als der Schatzkasten ihres Geistes und Gefühles nur immer erschwingen kann.

20.

Indem nun die Liebe auf solche Weise im innern

Leben ihre vollste und liebste Befriedigung findet: ergibt sich von selbst ein Mißverhältniß des letzteren zum äußeren Leben, mit allen demselben eigenthümlich anklebenden Nachtheilen. In so fern aber die Liebe den besondern Mittelpunkt desselben ausmacht: entstehen auch aus jenem Mißverhältniß besondere Nachtheile, die zunächst unter drey Gesichtspunkte fallen.

Zuerst gehört hierher ein nicht überall, aber oft genug eintretender Widerspruch, mit den Rechten und Ansprüchen Anderer. Es ist billig, hier dieser Rücksicht zu erwähnen: weil es billig ist, daß die Liebe im Umgange mit sich selbst solche Rechte und Ansprüche einer ernsten Prüfung würdige. Was sie also hierin zu meiden hat, ist, daß sie nicht ihre Rechte allein ins Auge fasse, und sie nicht für gänzlich unbedingt halte; ein Irrthum, wozu der Eifer und Erfolg, womit Dichter und Prosaisten, als ihre natürlichen Anwalde, dieselben vertheidigt haben, sie leicht verleiten kann.

In einen andern Widerspruch tritt die leidenschaftliche Liebe mit dem äußern Leben durch ihr Streben, als eine solche glücklich zu seyn. Das wahre Glück ist nämlich auch im äußern Leben an Bedingungen geknüpft, die bey einer leidenschaftlichen Liebe nicht Statt finden. Man wird das nicht wohl läugnen können, wenn man nicht vielleicht die Ausdrücke Glück und Glücksgüter verwechselt, und zugeben will, was man zugeben muß, daß mit leidenschaftlichen Bestrebungen, als unsittlichen, überhaupt kein wahres Glück vereinbar sey. So bleibt denn der Liebe nichts übrig, als durch sich selbst glücklich zu werden. Daß sie das könne, bezweifelt sie nicht im geringsten;

und nichts ist natürlicher, als dieses, da sie den ganzen Menschen ausfüllt. Daß sie als Leidenschaft in fieberhafter Spannung fortbestehen, oder sich selbst zerstören müsse, ist eben, was ihr am wenigsten beyfällt. Dabey verwechselt sie immer diese leidenschaftliche Fieberhitze mit der reinen Gluth einer sittlichen Empfindung, die vielleicht als einer der wichtigsten Bestandtheile menschlicher Glückseligkeit betrachtet werden darf: und setzt somit immer mit unbedingter Zuversicht auf eine Karte, die sie gar nicht im Spiele hat.

Daher hat die Liebe im Umgange mit sich selbst nichts sorgfältiger zu fliehen, als daß sie sich nicht mit thörichter Zuversicht dem Traume einer aus ihr selbst erwachsenden, und unvergänglich blühenden Glückseligkeit hingebe. Um aber hier nicht von der Phantasie befangen zu werden, muß sie den Einfluß derselben möglichst abzuhalten und zu beschränken suchen. Die schlimmste Klippe dabey ist, daß der Köhlerglaube an ihre Kraft, sich selbst zu genügen, und sich selbst ihre Welt und ihre Glückseligkeit zu begründen, das Gefühl ihrer gegenwärtigen Behaglichkeit immer so weich bettet, daß sie, indem sie jenen aufgibt, meistens auch diese aufgeben muß.

Ein dritter Widerspruch, in welchen die leidenschaftliche Liebe sich verwickelt, ist dieser. Das Leben fordert eine allseitige, möglichst vollkommene Entwickelung aller unserer Kräfte von uns, die auf der Basis des klarsten Erkennens sittlicher Verpflichtungsgründe ruhen soll, und in einem solchen Erkennen allein eine sichere Grundlage findet. Daher kann nicht ein-

mahl das Leben des Weibes, noch weit minder aber das Leben des Mannes durch die Liebe seine Vollendung gewinnen. Denn eben die gänzliche Hingebung an dieses eine Gefühl bleibt immer Einseitigkeit und Beschränktheit. Daß in der Liebe die Kraft liege, die edelsten und menschlichsten Tugenden aus ihren Knospen zu locken, und sie zu voller Blüthe zu bringen, wird niemand läugnen wollen: aber der kennt den Menschen wenig, der von irgend einem Gefühl mit zuverläßiger Sicherheit eine Frucht erwartet. Wäre es auch nur im hundertsten oder tausendsten Falle; seine Erwartung wird ihn täuschen. Denn schwank, wandelbar und unzuverläßig ist jedes Gefühl seiner Natur nach. Ewig mit sich eins, geschlossen und abgerundet in sich selbst und daher unabhängig von äußeren Eindrücken ist eben nur das klarste Erkennen.

Ganz unverzeihlich erscheint von diesem Gesichtspunkte aus die Albernheit derjenigen, welche die Liebe als die Pflegerin und Säugamme aller Tugenden betrachten, und, ihren halbpoetischen Rausch in die Prosa des Lebens hinübertragend, sie als solche empfehlen. Dem Jünglinge, der eben in dem Anstoß, welchen die Liebe ihm gibt, zum ersten Mahl seine Kräfte etwas lebendiger fühlt, mag eine solche Ansicht sich empfehlen: aber eben der Jüngling, der da zum Manne reifen soll, mag vor allen Andern erkennen lernen, daß das Leben eine höhere Bestimmung habe, als die Liebe; daß er zunächst diesen Bestrebungen seine ganze Kraft schuldig sey; und daß die Liebe mit allen Rücksichten, die dabey in Beziehung auf ihn selbst und auf Andere ins

Spiel treten können, in so ferne nur die strengste Pflicht der Gerechtigkeit dabey nicht verletzt wird, nur eine untergeordnete Stimme haben dürfe.

21.

Keine Leidenschaft läßt sich in einem Werke über den Umgang mit uns selbst kürzer abfinden, als die Eifersucht. Unentschiedenheit ist ihr eigenster Charakter; denn tausend Dämonen ziehen mit diesem einzigen Dämon in unsere Brust ein, um uns jeden Augenblick nach entgegengesetzten Richtungen fortzureißen. Entschiedenheit ist es daher, was die Eifersucht vor allem Andern zu gewinnen suchen muß. Nur so kann sie zur Ruhe gelangen. »Weg mit der Liebe!« läßt Shakespeare einmahl einen seiner Eifersüchtigen sagen; und wenn die Eifersucht sich das nicht abzuringen weiß: so wird sie der Qual nie und nimmermehr ledig werden.

22.

Dieselbe Entschiedenheit, welche die Eifersucht bedarf, bedarf auch der Haß. Kann er nicht dazu gelangen: so wird er ewig fort brüten und brüten, und nie etwas Anderes für sich ausbrüteu, als Verdruß und immer wachsende Erbitterung.

Die Entschiedenheit, welche der Haß bedarf, hängt von zwey Stücken ab; erstens: daß er wisse, was er will; und dann: daß er wisse, auf welche Art er es will.

Über das erstere kann kein Zweifel Statt finden.

Der Haß will überall das peinliche Gefühl einer wirklichen oder eingebildeten Kränkung entfernen. Um aber zu diesem Zwecke zu gelangen, hat er nur zwey Wege: er muß die Beleidigung rächen; oder sich darüber erheben.

Von dem ersteren dieser beyden Wege kann nicht die Rede seyn. Auch widerstrebt er jeder edleren Gesinnung; selbst dann noch, wenn diese sich nicht bis auf den Grad gereinigt hat, sich aus sittlichen Gründen über die Beleidigung erheben zu können.

Dieser Bestimmungsgrund ist nämlich der höchste und edelste, aus welchem ein Erheben über erlittene Kränkungen Statt findet. Zugleich der schwerste und seltenste: weil in der That ein hoher Grad von Reife einer sittlichen Lebensanschauung und sittlicher Kraft dazu gehört.

Weit gewöhnlicher ist das Nachäffen einer solchen Erhebung. Wenn der Haß überhaupt diese Richtung nimmt, wird es der Eigenliebe nie schwer werden, auf diese Art sich zu täuschen; aber zuverläßig ist diese Art von Selbsttäuschung eine der allererbärmlichsten.

Aber noch weit erbärmlicher, und noch weit gewöhnlicher ist eine andere Art, sich über eine Kränkung zu erheben. Die Antwort eines Bauernjungen, der, als ein anderer Knabe seiner zweydeutigen Abkunft wegen ihm den Vorwurf machte, daß er keinen Vater habe, jenem erwiederte: »mehrere, als du!« kann als ächter Prototypus dieser Art, das Gefühl einer Kränkung abzuweisen, angesehen werden. Allein nicht Gassenjungen allein, auch Männer von Rang und

Ansehen, Gelehrte und Künstler bedienen sich dieser Methode. Sie läuft eben auf nichts Anderes hinaus, als dem Gegner noch mehr zu nehmen, als er uns nimmt, uud uns doppelt, dreyfach, vierfach oder hundertfach zuzulegen, was wir ihm nehmen. Dieses Verfahren ist meistens mehr lächerlich, als hassenswerth: wenn es nicht vielleicht mit einem ganz ungewöhnlichen Grade von Hochmuth versetzt ist.

23.

Es gibt nämlich ein weit schlimmeres Verfahren des Hasses. Ich meine jenes hartnäckige Festhalten desselben, weil der Beleidigte gutes Recht zu haben glaubt, seinen Gegner zu hassen; und weil er es darauf anlegt, seinen Haß vor sich selbst zu rechtfertigen.

Daß dabey überhaupt ein sittlicher Irrthum vorwalte, braucht nicht erst insbesondere bemerkt zu werden. Anziehender ist es, einige Formen im Einzelnen zu betrachten, unter welchen der Haß auf diese Weise sich ausspricht.

Den meisten, wenn gleich nicht allen diesen Formen, liegt ein höherer oder geringerer Grad von Befangenheit zum Grunde, die jedes lebendige Anerkennen, daß, und in wie ferne wir selbst zur Kränkung Veranlassung gegeben, ausschließt, oder zurückweiset. Drey Stücke sind es, aus welchen diese Befangenheit zunächst hervorgeht: aus einer übertriebenen Schätzung unsers eigenen Werthes; aus übertriebener Schätzung der empfangenen Beleidigung, in Beziehung zu jenem, oder auch an sich selbst; und aus übertriebener Gering-

schätzung unsers Gegners. Es gibt hinsichtlich solcher Befangenheit einen Grad von Hochmuth und gecken-haftem Dünkel, die jeden Übermuth, jede Frechheit, die sie sich erlauben, und jede Büberey und Intriguen-macherey, die sie anzetteln, als gute Münze ansehen, und sie Anderen dafür hinzunehmen zumuthen; und es gibt einen Grad von Befangenheit, die das Bild des Gegners zur Fratze verzerrt, während sie das eigene mit rohen Farben plump und ungeschickt ins Schöne mahlt, und die eher alles Andere, als ihre Arbeit für Sudeley zu erkennen im Stande ist.

Zu einem solchen Grade von Befangenheit gehört unstreitig eine große Eingeschränktheit des Verstandes. Eine solche Befangenheit nämlich macht es noch ärger, als jener Bauernjunge; sie gesteht dem Anderen gar keinen Vater zu; und nimmt sich deren ein Dutzend. Übrigens erscheint sie um so hassenswerther, wenn sie die ihr meistens eigenthümliche lauersame Tücke und kleinliche Bosheit mit wenigstens halbem Bewußtseyn ihrer eigenen Nichtswürdigkeit ausübt.

Zum Theil als ächter Gegensatz einer solchen Art des Hasses erscheint eine andere, nicht minder verwerfliche Art desselben. Sie findet sich meistens bey Menschen von großer natürlicher, oder sonst gesteigerter Empfindlichkeit. Nicht sittlich gereinigt genug, um eine wesentliche Kränkung zu vergeben; nicht hochherzig genug, um sie zu übersehen; nicht unbedachtsam genug, um sie rücksichtslos mit kräftiger Entschiedenheit zurückzuweisen; und nicht niederträchtig genug zu kleinlicher Bosheit und Intriguenmacherey, klammern

sie sich, besonders bey mehr Tiefe, und bey einem unverhältnißmäßigen Übergewicht des innern Lebens, mit hartnäckiger Beharrlichkeit an die Empfindung des Hasses selbst fest. Sie fliehen in dieser Rücksicht nichts mehr, als Befangenheit; und ringen es sich ab, den Gegner und die Kränkung zu sehen, wie sie sind; jenem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diese richtig zu schätzen: denn der Irrthum würde, wie sie es meinen, das gute Recht ihres Hasses schmälern. Wie daher immer die sonstige Ausbildung ihrer sittlichen Begriffe; wie richtige Beurtheilung der Umstände; wie unbefangenes Anerkennen eigener Schuld; wie natürliche Gutmüthigkeit und das Bedürfniß eines heiteren Verkehrs in einzelnen Fällen sie auch selbst bey wesentlichen Kränkungen zur Versöhnlichkeit stimmen mögen: sie hassen unversöhnlich, wenn ihr Haß einmahl diese Richtung genommen; wenn sie eine in der That ungerechte Kränkung erfahren, oder an dem Gegner eine unbedingt niederträchtige Seite des Charakters ausgefunden haben.

Noch einer andern Form, oder vielmehr einen andern Grund des Hasses will ich erwähnen, die ich Pedanterie des Hasses nennen möchte. Der Haß erhält hier nicht sein Entstehen: wohl aber seine Nahrung aus einem richtigen oder unrichtigen; jederzeit aber allzu schroffen Auffassen der Beziehung einer Kränkung zu einem offenbaren Grundsatze des Rechtes. Sehr oft trifft diese Ursache des Hasses mit der zuletzt beschriebenen Form desselben zusammen: ja man darf

sogar sagen, daß sie meistens, wenn gleich nicht immer, in derselben enthalten sey.

24.

Immer aber und überall verbittert der Haß das Leben, wie die Liebe es immer und überall erheitert und verschönert. Darum sollten wir von so vielen Dingen, die wir lernen, nichts früher und eifriger lernen, die — nicht vielleicht nicht zu hassen: sondern selbst bey gerechten Veranlassungen keiner allzu lebhaften Empfindlichkeit Gehör zu geben. Dieser durch den Umgang mit uns selbst nicht Nahrung zu geben, sondern sie zu unterdrücken: darauf muß unser Bestreben zunächst gerichtet seyn. Wie eine solche Empfindlichkeit sich auch äußere: immer wird sie dem Gegner mit der Kränkung außer Verhältniß zu stehen scheinen; und indem sie, mit Recht oder Unrecht, jetzt selbst als Kränkung erscheint, zu neuen Kränkungen Veranlassung geben. So erzeugt sich zuletzt ein Wettstreit von Gehäßigkeiten, bey dem, wie er sich auch gestalte, beyde Theile gleich viel verlieren: weil er unter aller Bedingung jede heitere Unbefangenheit des Gemüthes, wie jedes fröhliche Fortbilden unserer Kräfte ausschließt.

25.

Wenn die Befangenheit des Verstandes oder des Gemüthes, oder beyder zusammen, bey andern Leidenschaften negativ größer ist, als bey dem Ehrgeize: so ist sie bey diesem doch gewiß am vielgestaltigsten. Sie

ist nämlich so vielgestaltig, als es unsere Begriffe von Ehre und von unsern Ansprüchen an diese sind.

Es läuft wohl auf mehr, als eine leere Subtilität, oder Wortkrämerey hinaus, wenn man behauptet, der wahre Ehrgeiz könne überhaupt nie leidenschaftlich seyn. Wahre Ehre könne nur ein dem Sittengesetz entsprechendes Streben verdienen; ein solches Streben aber, wenn es auch den Gewinn an Ehre nicht aus dem Auge verliere, ruhe zuletzt immer auf der Begeisterung für eine sittliche Idee. So lebendig, wie es diese auffasse, sey es sich auch des selbstständigen Werthes derselben bewußt, und sicher der mit einem solchen Streben verknüpften, oder wenigstens ihm gebührenden Ehre.

Und so ist es in der That. Einen leidenschaftlichen Charakter nimmt der Ehrgeiz eben nur dadurch an, daß er des Gegenstandes seines Strebens, der Motive dieses Strebens, oder des Erfolges desselben nicht sicher ist. Darum sucht er gewaltthätig die Meinung Anderer zu gewinnen und zu beherrschen. Keine andere Leidenschaft ist daher geschickter, den Mangel eines richtigen sittlichen Erkennens als ihren letzten Grund nachweisen zu lassen, als eben der Ehrgeiz.

Das Schiboleth des wahren Ehrgeizes ist: Was die Sache ist, das gilt sie auch; ein Satz, der eben in Betreff aller Bestrebungen des Ehrgeizes, wenn man nur eben nicht den nächsten und unmittelbarsten Erfolg im Auge hat, so wahr ist, als irgend einer. Darum kennt der ächte Ehrgeiz auch weder Scheelsucht noch Eifersucht, die eigentliche schwache

Seite jedes selbstsüchtigen, und seines selbst unsicheren Strebens nach Ehre.

Dem zufolge ist Erweiterung unsers sittlichen Erkennens in Betreff des Gegenstandes, auf welchen das Streben unsers Ehrgeizes gerichtet ist, die nächste Aufgabe, die wir im Umgange mit uns selbst uns zu stellen haben. Denn nicht nur hängt es davon ab, daß unser Ehrgeiz sein rechtes Ziel nicht verfehle: sondern auch die richtige Schätzung unsers Leistens hängt davon ab; und immer werden wir in letzterer Rücksicht Anmaßung, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Unbescheidenheit nur in dem Grade vermeiden können, als wir unsere Umsicht nach jener Seite hin erweitert haben.

26.

Die Herrschsucht ist ein leidenschaftliches und widerrechtliches Bestreben, uns die Kräfte, die Einsicht und den Willen Anderer zu unterwerfen.

Die Herrschsucht geht immer aus einer falschen Beurtheilung unserer Ansprüche über Andere zu herrschen, so wie aus einer falschen Schätzung unserer Kraft, dieß zu vermögen, hervor. Von den ersteren braucht nicht weiter die Rede zu seyn, da schon der gegebene Begriff der Herrschsucht die Widerrechtlichkeit solcher Ansprüche in sich schließt. Die Kraft aber überschätzt sich überall selbst, wenn sie, sey es durch List oder Gewalt, eine ruhige und dauernde Herrschaft zu gründen wähnt. Als ein widerrechtliches, trägt ihr Streben die sichern Keime seiner Zerstörung in sich selbst: wie früh, oder wie spät sie auch reifen mögen.

Keine andere Leidenschaft kann aus dem Umgange mit sich selbst weniger Vortheil ziehen, als die Herrschsucht: denn keine andere findet in sich selbst so viel Grund, die Erkenntniß ihrer selbst zu fliehen. Wenn sie sich selbst erkennt, und einen Schritt zurücktritt: so vernichtet sie sich so zu sagen selbst. Sie gibt der ihr gegenüberstehenden Kraft freyes Spiel; und zehnfach wird diese zu gewinnen suchen: was jene einfach aufgibt. Daher liegt denn die Verknöcherung keiner andern Leidenschaft so nahe, und wird bey keiner andern so häufig angetroffen, als bey der Herrschsucht.

27.

Auch Geiz und Habsucht können durch den Umgang mit sich selbst wenig gewinnen. Schon darum nicht, weil beyde mit unbedingter Entschiedenheit auf ein durchaus Äußerliches gerichtet sind. Wohl aber können wir durch den Umgang mit uns selbst beyden Leidenschaften, so lange sie noch nicht ausgebildet sind, ein Gegengewicht geben, und bestimmt werden, sogleich ihre ersten Keime zu ersticken. Die sorgfältige Aufmerksamkeit auf uns selbst kann uns dabey von desto größerem Vortheile seyn: da das Wesen beyder Leidenschaften weniger zweydeutig, als das Wesen der meisten übrigen ist.

Übrigens ist Habsucht nichts Anderes, als eine auf den Besitz von Glücksgütern gerichtete Selbstsucht. Die letztere kann nicht selbst als Leidenschaft betrachtet werden, aber sie ist Bestandtheil jeder Leidenschaft. Selbst eine bessere Liebe ist nicht frey davon: sobald

sie einen leidenschaftlichen Charakter annimmt. Wenn nämlich das Streben der Leidenschaft nicht geradezu ein unbedingtes ist; so ist es doch ein allzu heftiges und allzu unmäßiges, als daß es die Rechte und Ansprüche Anderer nicht leicht bey Seite setzen sollte.

Dieß führt von selbst zu einer andern Betrachtung. Wir haben noch sehr wenig gethan: wenn wir nur die Rechte und Ansprüche Anderer nicht aus Selbstsucht der Leidenschaft verletzen. Alle Menschen haben Ansprüche, nicht nur an eine solche Gerechtigkeit, sondern auch an unser Wohlwollen und an unsere Liebe. Die Verletzung dieser Ansprüche aus eigennützigen Rücksichten, macht den Charakter der Selbstsucht; die Scheu, sie zu verletzen, den Charakter einer geläuterten Humanität aus. Die letztere ruht aber sowohl auf dem Erkennen der sittlichen Verpflichtung, jene Ansprüche an unser Wohlwollen, unsere Liebe und unsere Theilnohme zu ehren; als auf diesen Empfindungen selbst. Die letzteren nun soll der Umgang mit uns selbst mit Absicht nähren: das erstere aber soll er, als einzige sichere Basis der Humanität, zur möglichst höchsten Potenz der Klarheit zu erheben suchen. Zu diesem Ziele aber können wir, da die Selbstsucht uns so leicht zu täuschen und zu bestechen vermag, nur dann gelangen, wenn wir uns gewöhnen, uns von den Beweggründen unsers Handelns in jedem einzelnen Falle strenge Rechenschaft abzulegen.

28.

Zuletzt muß noch des Neides erwähnt werden, der häßlichsten und verächtlichsten aller Leidenschaften. Man hat den Neid die Leidenschaft kleiner Seelen genannt. Und so ist es. Mag das Glück, oder das Verdienst Anderer Gegenstand unsers Neides seyn: immer ist — wie groß oder wie gering die Stufe des Glückes oder des Verdienstes eines Andern auch sey — Ohnmacht, die gleiche Stufe zu erreichen, die Quelle des Neides.

Keine andre Leidenschaft führt eine so entschiedne nimmer ruhende Selbstqual mit sich, als der Neid. Er kann es zwar in der Kunst, sein eignes Selbstgefühl hinauf zu schrauben, zu einem erstaunlichen Grade von Virtuosität bringen; aber das unheimliche Gefühl, daß es doch wohl nicht ganz so sey, kann er nie gänzlich los werden. Und überdieß, wie wird er Anderen seine Meinung über sich beybringen? Denn zuletzt: was die Sache ist, das gilt sie auch; nicht mehr und nicht weniger. Dieser Grundsatz, allgemeiner wahr und richtig, als er zu seyn scheint, ist jeder Mißgunst eben so sehr entgegen, als er jede Anmaßung ausschließt.

29.

Noch ist es übrig, von dem Umgange mit uns selbst in Beziehung auf einige besondere Ansichten zu reden. Es sind die Ansichten von Glück und Unglück, und vom Werthe des Lebens, die hier vor allen anderen in Betrachtung kommen.

30.

Es ist wohl an sich selbst klar, daß unsre Ansicht von dem, was Glückseligkeit, oder, wie es hier zu sagen erlaubt ist, von dem, was Glück sey, auf unsre Zufriedenheit, wie auf unser sittliches Streben den entschiedensten Einfluß ausüben müsse. Die Vorstellungen, welche wir in dieser Hinsicht haben, geben uns nicht nur den Maßstab für die Würdigung unsres eigenen Zustandes in dieser Beziehung: sondern sie bestimmen auch die Richtung und die Anwendung unsrer Kräfte, indem sie denselben ein festes Ziel vorstecken. Daher sind es eben diese Vorstellungen, über die wir im Umgange mit uns selbst ins Reine zu kommen, und die wir zu dem höchst möglichen Grade von Klarheit zu erheben suchen müssen. Eine solche Klarheit unsrer Ansicht aber über menschliche Glückseligkeit ist nicht sowohl die Frucht des Lesens und Studirens, als selbstständigen Nachdenkens und sorgfältigen Beobachtens.

31.

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Systeme und Irrthümer aufzuzählen, auf welche der menschliche Geist in dieser Hinsicht gerathen ist. Hier darf bloß auf das festgestellte Resultat des philosophischen Nachdenkens hingewiesen werden: dem zu Folge es durchaus keine wahre Glückseligkeit geben kann, im Widerspruche mit dem sittlichen Gesetze; eine Ansicht, die im Einklange mit den Gesetzen der menschlichen Natur glücklich das Mittel hält zwischen der erstarrenden Einseitigkeit derjenigen, die da alles Äußere für null

und nichtig erklären: und dem nicht minder einseitigen Irrthum jener, die uns nichts dringender empfehlen, als mit rascher Schnellkraft nach jedem dargebothenen Genusse zu greifen.

In Betreff einer solchen Ansicht von Glückseligkeit sind folgende Betrachtungen die wichtigsten:

Sie kann nur dann einen wirksamen Einfluß auf unser Streben und unsre Zufriedenheit gewinnen, wenn sie jenen Grad von Klarheit und Lebendigkeit erreicht hat, dessen sie bedarf, um den Einfluß aller andern Vorstellungen von Glückseligkeit entweder auszuschließen, oder zu überbiethen. Ruht sie nun aber gleich in ihrer Vollendung immer auf der Basis des klarsten Erkennens, und immer mit voller Sicherheit nur auf diesen: so ist es doch leicht einzusehen, daß eben hier der Einfluß der Phantasie am mächtigsten und wirksamsten sey. Das aber, und nützlich und verderblich ist er auf zweyerley Weise: nämlich, indem die Thätigkeit der Phantasie jener Ansicht entspricht: oder, indem sie, mit den Bildern eines, dem sittlichen Gesetze widersprechenden Wohlseyns sich beschäftigend, die Entwicklung, oder den wirksamen Einfluß derselben verhindert. Auf diesen Gesichtspunkt muß also insbesondere Alles bezogen werden, was über Bildung und Beschränkung der Phantasie gesagt worden ist.

Eben so wichtig ist der Einfluß unsrer ästhetischen Bildung auf unsre Vorstellungen von Glückseligkeit. Wem die richtige Ausbildung unsers ästhetischen Sinnes unsre Empfindungen verfeinert, wenn sie eine begeisterte Liebe zu dem Schönen in uns hervorgebracht,

und es uns klar gemacht hat, wie das Schöne immer auch das sittlich Gute sey: so wird sich eine natürliche Abneigung gegen alles Unedle und Gemeine in uns erzeugen, die es uns nicht erlauben wird, nach einer andern Befriedigung unsers Glückseligkeitstriebes zu streben, als die mit dem sittlichen Gesetze Hand in Hand geht. Braucht es erst insbesondere bemerkt zu werden, daß es auch ein todtes Erkennen; eine vielleicht vielseitige und umsichtige, darum aber nicht minder unfruchtbare ästhetische Bildung gebe; und daß auch hier jener höhere Grad von Klarheit des Erkennens, und jene Tiefe und Lebendigkeit des Gefühls, die zusammen die wahre Begeisterung für das Gute und Schöne ausmachen, allein eine entschiedene Einwirkung auf das Streben nach sittlicher Glückseligkeit hervorbringen können.

32.

Aber innerhalb der Marken unverletzter Pflichterfüllung selbst liegt des Wünschens- und Begehrenswerthen sehr vieles, was wir vergebens wünschen und begehren; worauf wir vom Anfange her verzichten müssen, oder, was wir mit jeder Anstrengung nur fruchtlos zu erstreben suchen. Nur wenige sind der Günstlinge des Glückes, denen es gegönnt ist, nach dem vollen Becher erlaubten Lebensgenusses zu greifen, und ihn mit heiterem Behagen bis auf die Neige auszuleeren. Gleichen Durst aber, und gleichen Sinn für Wohlgeschmack hat die Natur Allen gegeben, die da vom Weibe geboren sind; und nur um so mehr Recht scheinen sie zu haben, zu grollen: je mäßiger und beschränkter ihre Ansprüche

an Glück überhaupt gewesen sind. So scheint denn — und es scheint nicht so: es ist so — der Mensch, mit Ausnahme weniger Begünstigten, zum Entsagen und Entbehren geboren zu seyn; geboren zu seyn, und nach einem Glücke zu verlangen, das ihm entweder nie zu Theil werden, oder das ihm verkümmert, und so verkümmert, wie er es über dem Preise erkauft hat, noch tausendfach vergällt werden soll.

Hier scheint der Unmuth gegen das Leben volles Recht zu haben. Wollt ihr ihm Unrecht geben: so wird er euch — ohne sich in die Markung durch Laster oder Thorheit verwirkter Ansprüche an Lebensglück zu verlieren — tausend Plagen und Sorgen aufzählen, die das Leben vergiften, und euch Hunderte, die da die Last desselben, ohne einen andern Lohn, als ein verkümmertes Daseyn tragen, gegen einen Glücklichen vorführen. Zuletzt wird er sagen: »Gebt mir innerhalb der Markung unverletzter Pflicht ein so armes dürftiges Glück, als es immer seyn mag; und gebt es mir, wenn es seyn muß, selbst mit einem Zusatz von Schmerz und Sorge, der nur nicht groß genug sey, um euer Geschenk zu übersteigen; aber gebt mir sichere Bürgschaft, daß nichts dieses bettelhafte Glück mir entreißen, und daß ich es nicht mit einem Schmerze bezahlen soll, der gerade so lange währt, oder so feindselig wüthet, als die unerschöpften Kräfte meiner Natur es auszuhalten vermögen.« — Wer will dem unmuthigen Frager diese Bürgschaft geben?

33.

Darum darf der Unmuth des Entbehrens und Entsagens diese Seite des Lebens nie mit leidenschaftlicher Heftigkeit ins Auge fassen, wenn er nicht die Unbefangenheit des Blickes, und jeden Rest von Lebensruhe darüber verlieren will. Wie der Held in jenem Zaubermährchen, dürfen wir den Dämon nicht schauen: wenn wir ihm nicht verfallen sollen. Es gibt eine Tiefe metaphysischer Anschauung des Lebens, die, verbunden mit einer lebhaften Phantasie und einem reizbaren Gefühle, jenem Unmuth die höchste Intension gibt, und uns rettungslos nach dem Abgrunde hinzieht: wenn wir nicht Kraft genug haben, den Kampf dagegen mit Entschiedenheit durchzuführen.

Diese Entschiedenheit nun ist die erste und letzte Bedingung des Gelingens. Klarheit ist, wie überall, so auch hier, die Mutter der Ruhe. Wenn es denn so ist, wie jene Tiefe des Unmuths das Leben sieht: warum ist es so? Mit dieser Frage steht er an der Gränze, wo er in sich selbst zusammenbrechen, oder sich im wahnsinnigen Groll gegen jene höhere Macht empören muß, welche die Gesetze und Bedingungen unsers Daseyns geordnet hat. Nur die Phrenesie der Leidenschaft kann das Letztere; und darin liegt die Heilung jenes Unmuthes, so lang er nicht zu jener furchtbaren Höhe herangeschwollen ist. Sicherheit aber gegen so gefährliche Erschütterung liegt allein in einem ergebenen Gemüthe; das, weil Entbehren und Entsagen das Loos der Menschheit ist, mit Gleichmuth zu entbehren und zu entsagen gelernt hat.

34.

Was hier von dem Aufgeben unsrer Ansprüche an ein, mit dem sittlichen Gesetz nicht in Widerspruch stehendes Lebensglück gesagt ist, gilt auch in seiner ganzen Ausdehnung von Allem, was wir Unglück nennen. Der Schmerz widerstrebt unsrer Natur; und, wenn die Philosophie uns zu überreden sucht, daß er kein Übel sey: so wird sie, im Widerspruch mit der Natur, zur wahren Albernheit. Ertragen läßt er sich bis zur letzten Erschöpfung unsrer Kräfte; aber nicht wegdemonstriren. Dazu aber bedürfen wir einer desto größeren Anstrengung unsrer Kraft, je größer der Schmerz selbst ist; und diese können wir eben wieder nur durch jene Entschiedenheit gewinnen, von der ich zuletzt gesprochen habe.

35.

Das Gefühl des Schmerzes wird immer mit der Empfindlichkeit für denselben im geraden Verhältnisse stehen. Die gewöhnlichsten Ursachen dieser Empfindlichkeit verdienen es, näher betrachtet zu werden.

Als erste und allgemeinste Ursache derselben darf Dürftigkeit und Beschränktheit der geistigen Ausbildung und des innern Lebens angegeben werden. Eine solche Flachheit findet durchaus nichts in sich selbst, was sie dem Schmerze entgegensetzen könnte: eben so wenig die Kraft, ihn zu entfernen, als ihn zu ertragen. Sie findet aber darum nichts, weil sie nie nach etwas gestrebt hat, was diese Kraft ihr geben könnte.

Eine zweyte Quelle überspannter Empfindlichkeit

für den Schmerz ist der ungemeßne Einfluß der Phantasie. Die Sache ist für sich selbst klar, und bedarf daher keiner weiteren Ausführung. Nur zwey Bemerkungen gehören hierher.

Der Einfluß der Phantasie steht, in so fern er unmittelbar ein gegenwärtiges oder künftiges Übel betrifft, immer im umgekehrten Verhältnisse mit dem Muthe, uns von der Beschaffenheit und der Potenz desselben Rechenschaft zu geben. Die höchste Klarheit dieser Vorstellung schließt nicht nur jeden Einfluß der Phantasie aus: sie gibt uns auch entweder den Muth, das Unvermeidliche zu ertragen; oder mit der vollkommneren Einsicht der Mittel zu einem solchen Zwecke die Kraft, das Vermeidliche abzuwenden.

Weit wichtiger noch ist folgende Bemerkung. Nie ist der Einfluß der Phantasie auf unsre Empfindlichkeit für den Schmerz als ein unmittelbarer so stark, wie er es als ein mittelbarer ist. Als mittelbarer aber äußert er sich in Beziehung auf einen Zustand von Wohlseyn, welches der Schmerz entweder stört oder zerstört, oder nicht zur Wirklichkeit gedeihen läßt. Hier gehen die Unterschiede und Abstufungen von den Bildern einer idealen Behaglichkeit, die wir realisirt zu sehen nicht einmahl zu träumen wagen, bis zu dem eigensinnigen Festhalten einer Glückseligkeit, oder eines Bildes von Glückseligkeit, womit wir zu innig vertraut geworden sind, als daß wir es aufgeben könnten, ohne, so zu sagen, alle unsre Ansprüche an Lebensglück mit einem Mahle aufzugeben.

36.

Noch muß einer besondern Art von Empfindlichkeit für den Schmerz gedacht werden, die, wenn sie gleich nicht sehr häufig vorkommt, einer besonderen Beachtung darum nicht minder werth ist.

Es gibt nämlich Menschen, die durchaus keinen Schmerz zu ertragen wissen. Nicht von jenen verweichlichten Gemüthern ist hier die Rede, denen jede innere Kraft fehlt; noch von jenen fein organisirten Seelen, auf die man, wie ein großer Dichter von ihnen sagt, nicht die Last einer kummervollen Minute legen darf, ohne sie zu zerdrücken. Bey jenen Menschen, welche hier gemeint sind, ist weder Mangel an Kraft, noch jene leise Reizbarkeit des Gefühls Ursache ihrer überspannten Empfindlichkeit: sondern zu gleicher Zeit ein angeborner und angebildeter Hang nach geistigem und sinnlichem Wohlseyn, der in seiner Unbedingtheit von selbst ein störrisches Widerstreben gegen den Schmerz und gegen jede feindselige Berührung in sich schließt. Solche Menschen finden oft Kraft genug in sich, einen großen Schmerz, ein großes Unglück zu ertragen; aber mit den kleinen Unannehmlichkeiten, mit den kleinen Plackereyen und Quälereyen des Lebens weiß niemand schlechter fertig zu werden, als sie. Solche Menschen würden gar nicht leben können, wohnte ihnen nicht meistens eine gewisse Biegsamkeit und Gewandtheit des Geistes bey, sich, so zu sagen, jeden Augenblick aufs neue in ihrer idealen Behaglichkeit fest zu setzen.

Bringen sie nun diese Tendenz ihrer Natur zu-

gleich als Idee zum klaren Bewußtseyn, und sehen sie sich rücksichtlich derselben nach außen hin in schroffen, oft wiederkehrenden Widerspruch verwickelt: so wird die Sache schlimmer. Störrischer Unmuth gewinnt dann die Oberhand. Liebe, Freundschaft, nützliche Thätigkeit, Achtung für das Gute und Schöne, Gewinn an Ehre und Achtung Anderer — Alles hat dann seinen Preis bey solchen Menschen; und ringen sie sichs auch ab, oder haben sie auch Geradheit des Geistes genug, das Gute zu thun und das Schöne zu erkennen: so thun sie das eine, und lieben das andere doch nur mit halbem Herzen, und ohne lebendige Begeisterung.

37.

Aus dem Wenigen, was in den letzteren Abschnitten über die Ansichten von Glück und Unglück bemerkt wurde, ergibt sich klar genug, welche Gesichtspunkte wir in dieser Hinsicht im Umgange mit uns selbst festzuhalten haben.

Es ist zuerst jeder ungemeßne Einfluß der Phantasie, welchen wir beschränken müssen. Kaum wird dieser in einer andern Beziehung nachtheiliger und verderblicher auf unsre Lebensruhe einwirken.

Einen festen Haltpunkt kann aber das Bestreben in dieser Hinsicht, die Phantasie zu beschränken, so wie das Bestreben, hier eine feste, gediegene Ansicht zu gewinnen, allein in dem Erfolge sorgfältiger Selbstbeobachtung und eines nach der weitesten Umsicht strebenden Nachdenkens gewinnen. Wenn der Kreis der ersteren in jedem Falle allzu beschränkt ist, um uns die Wahrheit: es gebe keine ächte Glückseligkeit im Wider-

spruch mit dem Sittengesetz, in ihrem ganzen Umfange erkennen zu lassen: so ist andrerseits nichts geschickter, uns zur lebendigsten Überzeugung von derselben zu führen, als die an uns selbst gemachte Wahrnehmung, daß jedes Bestreben, Befriedigung jenes Triebes auf andern Wegen, als auf diesem zu finden, nach seinen ersten Bedingungen ein verkehrtes und vergebliches sey.

38.

Wenn aber Entsagen und Entbehren, Dulden und Ertragen das allgemeine Loos der Menschheit ist; wenn das Glück außer den Marken des sittlichen Gesetzes niemahls, innerhalb derselben nur selten, und nur für wenig Begünstigte zu finden ist; wenn es auch diesen mannigfaltig verkümmert wird, oder sich ihnen in verwandte Schmerzen verwandelt; wenn wir überhaupt jeden erträglichen Augenblick entweder über dem Preise erkaufen, oder um unsre Mühe uns gänzlich betrogen sehen; wenn auch das entschiedenste Talent nicht auf gerechte Anerkennung, auch die strengste Tugend nicht auf einen entsprechenden Lohn: sondern nicht einmahl auf Sicherheit vor Neid, Haß und Verfolgung rechnen darf; wenn auch die edelsten Bestrebungen der Menschlichkeit ihr Ziel verfehlen, und eines günstigen Erfolges entbehren; wenn wir dem Irrthum verfallen sind von der Wiege an, und Sclaven des Schmerzes bis zu unserm letzten Athemzuge; wenn weder Tugend noch Klugheit, noch Mäßigung, noch irgend eine Vorsicht uns gegen seine Angriffe schützen, und sein vergiftetes Geschoß jeden Augenblick in unser innerstes Mark dringen kann; wenn mit einem Worte, auf einen

Glücklichen immer Hunderte kommen, die da des Lebens Last und Mühe tragen, und für die das Leben des Lebens Preis ist: was ist denn dieses Leben werth, und wie hoch sollen wir das Glück anschlagen, daß wir — athmen?

39.

Es hat den Philosophen, wenn sie sich für den Augenblick sonst nur irgend etwas behaglich befanden, nie an kühlenden und hochklingenden Floskeln und Phrasen auf diese Fragen gefehlt. Aber ohne hypochondrisch zu seyn, und die Welt durch das Medium selbstsüchtigen Mißmuthes zu sehen, kann man es zugeben, daß die Spanne Zeit zwischen dem ersten und letzten Athemzuge für die bey weitem größte Anzahl der Menschen mehr der Sorgen, des Kummers, des Schmerzes, des unbefriedigten Verlangens, der getäuschten Hoffnungen, und der unbillig betrognen Erwartungen als des Glückes und der Freude enthalte; daß wir jeden glücklichen Augenblick meistens sehr theuer erkaufen; und daß wir für das Leben überhaupt einen hohen Preis bezahlen.

Darum mag es wohl des Preises gänzlich unwerth erscheinen: wenn wir die Vorstellung desselben nicht mit sicherer Zuversicht an eine immer fortschreitende Entwicklung und Ausbildung unsrer sittlichen Kräfte, und eine derselben entsprechende Glückseligkeit knüpfen; wenn wir diese Vorstellung nicht auf das klarste und festeste erfaßt, und sie nicht in unser innerstes Leben aufgenommen haben. In der Vorstellung eines solchen Fortschreitens allein vollendet sich die sittliche An-

schauung des Lebens; und auf ihre Ausbildung muß daher im Umgange mit uns selbst die kräftigste Anstrengung unsers Geistes ununterbrochen gerichtet bleiben.

40.

So kehrt denn die Untersuchung genau wieder zu dem Punkte zurück, von welchem sie ausgegangen: zu der Nothwendigkeit, dem Leben, wenn es einen Werth haben soll, eine zur möglichsten Klarheit erhobne, und mit fester Beharrlichkeit erfaßte Idee zur Unterlage zu geben. Die unbedingte Geltung, den selbstständigen Werth, den eine solche Idee haben muß, finden wir allein in einer sittlichen Anschauung des Lebens; die Bürgschaft der letzteren, außer der über jeden Zweifel erhabnen Gewährleistung der Offenbarung, einzig in den ewigen, unveränderlichen Gesetzen unsrer sittlichen Natur, durch welche eine sittliche Weltordnung nothwendig bedingt wird.

Die Rückwirkung einer solchen Lebensansicht auf unser Handeln, wie auf unsre Ruhe und Zufriedenheit, hängt von dem Grade der Klarheit und Lebendigkeit ab, welchen sie erreicht hat. Mit der höchsten Potenz dieser Klarheit fällt das Handeln von selbst zusammen. Sie nun durch selbstständige Anstrengung dieser so nahe als möglich zu bringen, und was ihre volle Ausbildung hindert, zu erkennen und zu entfernen, ist das erste und letzte Ziel, auf welches unser Blick im Umgange mit uns selbst unverwandt sich richten muß.

Ende.



